

KARL
BUCHNER

STUDIEN ZUR RÖMISCHEN LITERATUR

TACITUS
UND
AUSKLANG

BAND IV

FRANZ STEINER VERLAG GMBH
WIESBADEN

KARL BÜCHNER · STUDIEN ZUR RÖMISCHEN LITERATUR
BAND IV · TACITUS UND AUSKLANG

KARL BUCHNER
STUDIEN ZUR RÖMISCHEN LITERATUR
BAND IV

TACITUS
UND AUSKLANG



FRANZ STEINER VERLAG GMBH
WIESBADEN

Alle Rechte vorbehalten

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk oder einzelne Teile daraus nachzudrucken oder fotomechanisch (Fotokopie, Mikrokopie usw.) zu vervielfältigen.

© 1964 by Franz Steiner Verlag GmbH. Gesamtherstellung: Passavia Passau

Printed in Germany

INHALT

Tacitus und Plinius über die Adoption des römischen Kaisers	1
Das Proömium zum Agricola des Tacitus	23
Das Proömium zu den Historien des Tacitus im Zusammenhang seiner Proömien	43
Tacitus und der Untergang des römischen Reiches	61
Nomine superioris	68
Die Reise des Titus	83
Die Chronologie der Eroberung Britanniens unter Agricola	99
Drei Beobachtungen zu Minucius Felix	105
Bemerkungen zum dritten Buche der Consolatio philosophiae des Boethius	122
Bemerkungen zum Text der Consolatio philosophiae des Boethius . .	134
Schlußbemerkungen	154
Namen	160
Sachen	160
Stellen	162

FRIDERICO KLINGNERO

SEPTUAGENARIO

Aspicias facili vultu, quod, care magister,
natalem venerans cor tibi composuit.

Magni insunt comites, fidos quos semper habebam,
quorum tu iuveni conciliasti animos.

Certe non sperare licet tibi posse probari
omnia quae visus vera videre mihi.

Quod maius tamen est, teneo: nam nitimur una
ad verum; cuius tu mihi regula sis.

Id multos praestes annos optoque petoque
atque diu nostris ut faveas studiis.

TACITUS UND PLINIUS ÜBER DIE ADOPTION DES RÖMISCHEN KAISERS

Das Verhältnis von Tacitus hist. I 15–16 zu Plinius, Panegyricus 7–8

Die Frage, ob die Erwägungen über die Adoption im Panegyricus des Plinius und in der Rede, die Tacitus Galba bei der Adoption Pisos halten läßt, voneinander abhängen und bei wem die Priorität zu suchen ist, falls sich die beiden Zusammenhänge direkt beeinflußt haben, wird von E. MALCOVATI¹ als unentschieden bezeichnet, neuerdings von Richard T. BRUÈRE² im Sinne der Priorität des Plinius beantwortet. In der Diskussion hat dabei die grundsätzliche Andersartigkeit der ausgesprochenen Ansichten ebensowenig wie die Komposition des Zusammenhanges die gebührende Rolle gespielt. Beides erlaubt vielleicht, recht bedacht, doch eine Entscheidung des chronologischen Problems, läßt auf jeden Fall besonders deutlich das Wesen der beiden für die trajanische Zeit so wichtigen und repräsentativen Männer hervortreten.

Die Meuterei der Legionen der Germania superior läßt Galba den Entschluß, einen Nachfolger zu adoptieren, schneller fassen (hist. I 12). Es ist eine gespenstische Szene, in der Galba in Gegenwart des Konsuls Titus Vinus und des Prätorianerpräfekten Cornelius Laco – Kreaturen, die ihn beherrschten – unter Hinzuziehung des designierten Konsuls Marius Celsus und des Stadtpräfekten Ducenius Geminus den für die Adoption in Aussicht genommenen Piso Licinianus hereinführen läßt und ihm in einer Rede seinen Willen kundtut. Als ob er völlig Herr der Situation wäre, als ob sein Recht, als *imperator* die *comitia imperii* durchzuführen (16,4) unbestritten wäre, gibt er sich ganz so, als ob er mit der Adoption die Nachfolge regle, *tamquam principem faceret*. Die Teilnehmer verhalten sich entsprechend: *ceteri tamquam cum facto loquebantur*. Die Rigorosität dieses vornehmen Adligen, dem schon Augustus und Tiberius den Prinzipat prophezeit hatten, geht aber über die Fassungskraft der Zeit und

¹ Plinio il giovane, Il panegirico di Traiano, comm. da E. MALCOVATI, Firenze 1952, 28.

² Tacitus and Plin. Paneg., Class. Philol. 49, 1954, 161.

scheitert an ihr. Tacitus' Darstellung ist ein Bericht über dieses Scheitern, der zum Schluß fast im Grotesken ausläuft.

Dieser Mann wäre fähig gewesen, zumal er ohne Gedanken an die nächststehenden Angehörigen, die aus der *necessitudo* einen Anspruch hätten ableiten können, nur auf die Qualität schauend den nach seiner Ansicht Besten wählt, die *res publica* wiederherzustellen, hätte es nur an ihm gelegen. Warum er es nicht getan hat, das ist offenbar die Frage, die Tacitus bei der Ausarbeitung seiner Rede und ihren Formulierungen bewegt³. Die Rede steht an ähnlich entscheidender Stelle wie die Unterredung Vespasians mit Mucian (hist. II 76–77); auch diese Rede wird schon vor einer beschränkten Öffentlichkeit gehalten: beide klären die Lage und führen zu einer Entscheidung, die als Anfang das Zukünftige bestimmt⁴.

Die Anlage dieser beiden Reden ist ähnlich und verschieden zugleich: sie gliedern sich in eine persönliche Auseinandersetzung auf der einen Seite und auf der andern in eine allgemeine Klärung der Notwendigkeiten der Situation, nur daß in der Galbarede die allgemeinen Erwägungen folgen, während sie in der Rede Mucians vorausgehen.

Die allgemeinen Erwägungen der Galbarede beginnen und enden mit dem Gedanken, daß die Zeit die ganze Freiheit nicht verträgt. Diese Erkenntnis bestimmt einmal das Verhalten Galbas: sonst wäre es nämlich, wie er mit dem Stolz auf Wesentliches großartig sagt, seinem Werte entsprechend gewesen, daß mit ihm die *res publica* wieder begönne. Sie soll zum andern das Verhalten Pisos lenken: Piso wird richtig handeln und die *invidia* besiegen, wenn er vermeidet und tut, was er selber unter einem anderen Princeps ersehnt oder verabscheut hat. Man kann unter Menschen, die nicht die ganze Freiheit, aber auch nicht die ganze Knechtschaft vertragen, nicht despotisch regieren wie in den Königreichen des Ostens.

Da also Galba in seinem Alter dem römischen Volke nur einen guten Nachfolger, Piso in seiner Jugend nur einen guten Princeps schenken

³ Nur so erklärt sich der Anfang der allgemeinen Erörterung.

⁴ Beide Reden sieht mit Recht im Zusammenhang auch E. PARATORE, Tacito, Milano-Varese o. J. S. 464 ff. Ihm kommt es mehr auf das Inhaltliche an. Da das Problem der Adoption nur, noch dazu im anderen Zusammenhang, gestreift wird, brauchen wir hier auf das Inhaltliche nicht einzugehen. Übrigens scheint mir die Konjektur von MADVIG quo posses videri non cupisse (hist. II 76) unter Berücksichtigung des Schlusses von Kap. 77 doch notwendig: das bloße Begehren der Herrschaft bedeutet Tod und jetzt muß man handeln, da dieses Begehren nicht mehr verdeckt werden kann. Die Reden, besonders aber die Mucianrede, bedürften einer besonderen ausführlichen Interpretation.

kann, wird die Wahl des Nachfolgers durch Adoption nach dem Ende des julisch-claudischen Hauses ein Freiheitsersatz sein (16,7: *loco libertatis*): die Adoption wird den Besten finden. An Senatswahl⁵ – die germanischen Legionen hatten ihren Hochverrat dadurch zu decken versucht, daß sie dem Senat und römischen Volke tückischerweise die Wahl eines Princeps überließen (12,4) – wird überhaupt nicht ausdrücklich erinnert. Erstens weil sich Galba in einer Tradition fühlt, die sich auf ein *exemplum*, nämlich das des Augustus, stützen kann (15,9 ff.), zweitens weil Galba offenkundig den Senat nicht dessen für fähig hält – wäre der Senat zu einer solchen Wahl und Einigung imstande, wäre wohl die ganze Freiheit möglich –, drittens, weil das Prinzip des *consensus* ihn eigentlich bewegt und dieses Prinzip über rein formale Fragen übergreift.

Prinzipielle Erwägungen zeigen, daß in der Nachfolgerfrage die Adoption, da Rückgabe der Macht an den Senat am faktischen Zustand scheitert, die zweitbeste Möglichkeit ist. Sie ist prinzipiell etwas anderes als die leibliche Nachfolge. Von dieser gilt: die Geburt ist ein Werk der *fortuna* und ihrem Spiel ausgesetzt, hernach ist die leibliche Nachfolge aber keiner Bewertung mehr ausgesetzt (*nec ultra aestimatur*). Bei der Adoption ist dagegen das Urteil frei und unabhängig. Es kommt auf den Entschluß des Adoptierenden an (*si velis eligere* 16,10), dann ist die Wahl leicht; denn der *consensus* gibt Fingerzeige. Dieser *consensus* ist eine entscheidende Macht: sie hat sich eben im Negativen im Sturz Neros gezeigt. Freilich hat eine solche von dem *consensus* abhängige Wahl ihre Kehrseite. Ein Galba und ein Piso, durch Krieg und durch Beurteilende zur Macht gekommen, können noch so hervorragend sein, sie werden weiterer Beurteilung, das heißt aber auch der *invidia*, ausgesetzt bleiben. Es kommt also, sieht man von der nach Galba durchaus nicht bedenklichen gegenwärtigen Lage ab, darauf an, den besseren Teil zu gewinnen und als Stütze der eigenen Macht zu haben. Für Galba als den Adoptierenden ist die Lösung zunächst einmal erfüllt und gefunden, wenn er in Piso eine gute Wahl getroffen hat.

Mit diesen Gedanken gibt Galba eine geschlossene Theorie der besten Form der Nachfolge des Prinzipates im Gegensatz zur Erblichkeit als des bestmöglich Erreichbaren, das auch gilt, wenn ein erblicher Nachfolger vorhanden wäre. Er konnte dabei anknüpfen an Gedanken über die Wahl der römischen Könige, die auch Wahl und blutsmäßige Abstammung gegeneinanderstellten, wie sie Cicero nicht ohne Anschluß an Aristoteles

⁵ Sie könnte nur beim Wechsel der Herrschaft, nicht bei der Adoption spruchreif werden. Aber die Adoption des Nachfolgers, wie sie Galba auffaßt, schließt sie aus, bzw. würde sie doch zu der bisher geübten Akklamation herabsinken lassen.

vorgetragen hatte (de re p. 2, 24): »In dieser Zeit sah jenes junge Volk doch schon, was dem Spartaner Lykurg entging, der meinte, ein König sei nicht zu wählen – wofern das überhaupt in des Lykurg Gewalt hätte sein können –, sondern man müsse jeden nehmen, wie geartet er auch immer wäre, wenn er nur aus dem Stamm des Herkules geboren sei; jene unsere Landleute aber, die damals noch bäurisch waren, sahen doch, daß man die königliche Tüchtigkeit und Weisheit suchen müsse, nicht die Abstammung. Als ihnen das Gerücht zutrug, daß Numa Pompilius überragend sei, überging das Volk seine Mitbürger und holte auf Rat der Väter einen fremdgeborenen König herbei und rief ihn, damit er König wäre, zu sich, einen sabinischen Mann aus Cures nach Rom!« – Die Gedanken des *iudicium integrum*, des *eligere*, des *consensus*, der *invidia* mit dem Gedanken des souveränen Volkes im Hintergrund, der Gedanke der *boni* als der bestimmenden *melior pars*, der Begriff der *libertas*, an deren Stelle eine Notmaßnahme tritt, die aber doch eben die *libertas* im vollen Sinne ersetzen soll: alles das sind Gedanken der republikanischen Zeit, der Zeit Ciceros⁶, die sich freilich in den engsten Raum der Wahl eines Nachfolgers, aber mit dem gleichen Pathos der Verpflichtung gegenüber dem letztlich entscheidenden römischen Volke, zurückgezogen haben. In ihrer Konsequenz und Schärfe sind sie aber in diesem letzten Reservat, wie sich sogleich in der taciteischen Darstellung zeigt, eine reine Utopie! Wo ist denn dieser *consensus*? Wo sind die *boni*? Das Vertrauen auf die gute Wahl, das Galba hatte, wurde bitter enttäuscht. Der großartige Versuch einer prinzipiellen Neuordnung der Prinzipatsnachfolge aus dem Geiste der Republik scheiterte nicht einmal an der in Rechnung gesetzten *invidia*, sondern an Galbas archaisierender Knauserigkeit am falschen Ort!

Diese Groteske der Wohlgemeinheit, kann sie, wie man gesagt hat, eine Rückprojizierung der Gedanken der Zeit des Tacitus in das Jahr 69 sein? Welche Kreise aber sollten die Notmaßnahme des Nerva, mit der

⁶ In der Rede Ciceros pro Murena sind z. B. nach dem Anfangssatz: *ut vestrae mentes atque sententiae cum populi Romani voluntatibus suffragiisque consentiant*, in dem auf den *consensus* des Volkes bei der Wahl angespielt ist, die *invidia* (§ 87) und in den Worten *studiosissimum bonorum* (§ 90) der Gedanke, daß man auf die *boni* Wert legen müsse, verbunden. – Was Tacitus selbst über den *consensus* denkt, zeigt hist. 2, 37: *neque aut exercitus linguis moribusque dissonos in hunc consensum potuisse coalescere*; was über die »Guten«, der anschließende Satz: *aut legatos ac duces magna ex parte luxus egestatis scelorum sibi conscios nisi pollutum obstrictumque meritis suis principem passuros*. Was er über das Verfahren der Adoption gedacht hat, hat Tacitus nicht gesagt. Wichtiger als die Rekonstruktion seiner etwa möglichen Gedanken aus der Galbarede ist das Bedenken seiner Geringschätzung der Institutionen an sich – *sine moribus* – und das Faktum, daß er nichts mehr über das Adoptivkaisertum in seinem Werke geschrieben hat.

er sich den Trajan verband, mit solchen Gedanken begleitet haben? Die wenigen überlebenden Gesinnungsgenossen des Tacitus, der doch im Agri-colaproömium an Nerva rühmt, er habe die *res dissociabiles* – *libertas*, und zwar volle, nicht nur einen Ersatz, und *principatus* – vermählt, an Trajan, er vermehre täglich das Glück der Zeit? Sollte der Gedanke im Augenblick der Befreiung und einer Stabilisierung dieser Befreiung durch die Adoption in gefährlicher Lage schon zu grundsätzlicher Neuordnung und zum, wenn auch resignierten Einverständnis mit ihr, dem Tacitus in der Galbarede Ausdruck verleihe, vorgeeilt sein? Sollten sich diese Senatoren nur resignierend mit dieser doch politisch notwendigen Maßnahme, *loco libertatis*, zufrieden gegeben haben? Im Jubelchor wären das einige wenige gewesen, kaum Tacitus, der – wieder muß auf das Agricola-proömium verwiesen werden, in dem er selbst die neue Freiheit gering anschlägt gegenüber der tiefen inneren Verwandlung der Zeit, die nicht von heute auf morgen aufgehoben werden kann – sicher nicht in der Form der Adoption die Rettung gesehen hätte, weil er eben auf die tieferen Kräfte und Notwendigkeiten, auf die schwer heilbare innere Zerstörung sah. Auf jeden Fall aber wären wir heute auf bloße Vermutungen und Hypothesen angewiesen, da wir über die Ansichten dieser Kreise sonst keine Überlieferungen haben – außer dem Panegyricus des Plinius, seiner Dankrede bei der Ernennung zum Konsul im Jahre 100, die er einige Zeit später zum ›Fürstenspiegel‹ ausgearbeitet hat. Damit wollte er seinen Ansichten, unter anderem auch über die Adoption, eine größere und vorbildliche Verbindlichkeit sichern. Wenn sich Galbas Gedanken nun mit denen des Plinius nicht decken, Tacitus seinerseits kaum auf die Formfrage das entscheidende Gewicht gelegt hat, die Gedanken der Galbarede aber dem republikanischen Ideenschatze entstammen und schon im Jahre 69 ad absurdum geführt werden, dann darf man mit mindestens ebenso gutem Grunde behaupten, daß es sich in der Galbarede nicht um die Gedanken des Jahres 98, sondern die restaurativen der anachronistischen Erscheinung des Galba handelt. Die Rede begründet nicht nur eine historische Entscheidung des Galba, sondern charakterisiert ihn zugleich⁷.

Das soll natürlich nicht heißen, daß die Lektüre der Galbarede auf die Zeitgenossen nicht einen bestimmten Eindruck gemacht hat. Lasen sie den Panegyricus des Plinius und die grundsätzlichen Erwägungen über

⁷ Anders PARATORE a. O. 457. Es ist freilich ein Fehlschluß, anzunehmen, weil die Reden am sichersten ›taciteisch‹ seien, es wären in ihnen auch die Ansichten des Tacitus enthalten (PARATORE a. O. 451): schon bei einem Vergleich der Rede Mucians mit der des Galba kommt man dabei nicht durch.

die Möglichkeiten einer Adoption bei Tacitus, dann mochte manchem zum Bewußtsein kommen, wieviel der Zeit an der wahren Freiheit fehlte. Aber ist dies nicht die Wirkung eines Werkes wie das des Tacitus überhaupt?

Wir hatten die Verschiedenheit der Gedanken des Plinius zunächst als eine Möglichkeit, etwas vorausseilend, weitergedacht. In der Tat nun läßt sich nichts Verschiedeneres ausdenken als die Ansichten des Plinius, die er über die Adoption des Trajan durch Nerva äußert.

In seinem Panegyricus schiebt sich bei der Sinndeutung der Ereignisse um Trajans Aufstieg zum Imperium, jenem *laudare*, das den Späteren verpflichtendes Vorbild geben soll (epist. 3, 18), in merkwürdiger Weise eine Erörterung über das Wesen der Adoption ein, eben die Kapitel 7–8.

Der Übergang zu den allgemeinen und losgelösten Gedanken ist befremdlich. Im vorausgehenden Kapitel wurde in Anknüpfung an die peinlichen Ereignisse, die zur Adoption Trajans führten, nämlich die Nötigung Nervas durch die Prätorianer, die Mörder Domitians zu bestrafen, schließlich die Paradoxie herausgearbeitet, daß in diesem Falle der Adoptierte ebensoviel wiedervergolten hat, wie der Adoptierende ihm geschenkt hatte, daß der Beschenkte durch Annahme des Geschenkes soviel geleistet hat wie der Geber durch die Gabe, ja daß er es ist, der Nerva verpflichtet hat: *communicato enim imperio sollicitior tu, ille securior factus est!* Wenn das Kapitel 7 beginnt: *o novum atque inauditum ad principatum iter!* erwartet man diese Paradoxien weitergeführt zu sehen. Diese Erwartung trägt zunächst nicht. Wirklich wird in einer Reihe von Antithesen die Fülle der Paradoxien herausgearbeitet. Das gipfelt in dem begründenden Satze: *suscepisti imperium, postquam alium suscepti paenitebat.* Wenn aber, als wenn das auf der gleichen Stufe stünde, asyndetisch der Satz angereiht wird: *nulla adoptati cum eo qui adoptabat cognatio, nulla necessitudo, nisi quod uterque optimus erat dignusque alter eligi, alter eligere,* so muß das aufs höchste überraschen. Nicht so sehr, weil es sachlich nicht stimmt, was gesagt wird – man kann dieses Faktum nicht gut ohne gewaltige Übertreibung *inauditum* nennen, nachdem die Galbaadoption vorausgegangen war, an die im folgenden doch sogleich erinnert wird –, nicht weil hier plötzlich der Adoptierende als ein gleichberechtigter Handelnder erscheint, nachdem eben alles Licht auf Trajan gefallen war, sondern weil es sich um keine Paradoxie handelt, sondern um eine schlichte und preisende Aussage. Da dieser Satz die Einleitung zur sachlichen Behandlung der Adoption ist, erweist sich das Vorausgehende vom Anfang des siebenten Kapitels an als eine nicht ungewollene Hinführung und Überleitung.

Die Behandlung der Adoption gliedert sich in zwei Teile, eine Würdigung der Tat Nervas und ein Räsonnement, wie eine Adoption vor sich zu gehen hat.

In der Behandlung wird zunächst in dem schon zitierten Satze zum Ausdruck gebracht, daß zwischen Nerva und Trajan kein Band bestand außer dem der *virtus*: der eine war *dignus eligi*, der andere *dignus eligere*. Trajan ist darum nicht *in gratiam uxoris* adoptiert worden, heißt es weiter. Hervorgehoben werden also aus der Reihe der Kaiseradoptionen die des Tiberius und Nero, abnorme Sonderfälle. So kann abschließend betont werden, daß nicht der Stiefvater, sondern der Princeps Nerva adoptiert hat, und Nerva der Vater Trajans auf dieselbe Weise geworden ist, wie er der aller war.

Das ist das Fundament, auf dem die Aussagen darüber aufgebaut werden, wie sich eine Adoption vollziehen soll (*deceat*: 7,5). Selbstverständlich handelt es sich dabei immer um die Adoption im Kaiserhause, die gleichzeitig die Nachfolge regelt. Wenn man die ganze römische Macht einem einzigen übergibt – über das Recht zu solcher Vererbung fällt kein zweifelndes oder auch nur hervorhebendes Wort –, darf man den Erben der höchsten Macht nicht nur innerhalb des eigenen Hauses suchen. Man muß seine Augen im ganzen Staate umherschweifen lassen und den für den am nächsten stehenden halten, der am besten, der den Göttern am ähnlichsten ist. Der über alle herrschen soll, muß aus allen ausgewählt werden. Wenn man für sein Gesinde einen Herrn und Erben sucht, kann man mit einem »notwendigen«, leiblichen Erben zufrieden sein, nicht, wenn man als Kaiser für seine Mitbürger einen *princeps* machen will. Überheblich und tyrannisch wäre es, wenn man nicht den adoptierte, von dem es feststeht, daß er zur Herrschaft kommen würde, auch wenn man ihn nicht adoptierte. So hat Nerva gehandelt in der Überzeugung, daß kein Unterschied bestünde zwischen Geburt und Wahl, wenn Kinder ohne Urteil in der gleichen Weise adoptiert wie geboren würden, nur daß die Menschen es noch leichter ertragen, wenn ein leiblicher Nachkomme eines Herrschers nicht gut geraten ist, als wenn man schlecht gewählt hat. Mit dem letzten Satz ist also der Gedanke wieder zum Handeln Nervas zurückgekehrt.

Die Unterschiede zu Tacitus liegen auf der Hand. Kein Wort wird von einem freien Entschluß des Nerva gesagt, kein Wort vom *iudicium integrum*, vom *consensus*, von der *invidia*, von der Abhängigkeit von den *boni*. Man muß den besten, den götterähnlichsten aus allen wählen. Dieser *optimus*, das ist die optimistische Überzeugung des Autors, würde auch herrschen, wenn er nicht adoptiert würde. Die Güte des Wählenden be-

steht darin, daß er sich der Güte des zu Wählenden nicht verschließt und nicht andere Bande höher stellt als diesen Guten, Götterähnlichen. Das ist alles von Trajan her gedacht, will nicht etwa ein neues verbindliches Nachfolgeprinzip aufstellen. Ja der Verdacht, daß hier nur von der Art der Adoption, nicht dem Prinzip als solchem, geredet wird, nur für den Fall, daß Kinder nicht vorhanden sind, bestätigt sich am Schluß des Panegyricus in Kap. 94, wo um den leiblichen Nachfolger des Trajan gebetet wird, den dieser zum vollkommenen Herrscher heranbilden möge! Darum wirkt besonders schnörkelhaft jener Satz am Schluß, wo gegen eine mißglückte Wahl nur aus dem eigenen Hause ins Feld geführt wird, daß dann kein Unterschied bestünde zu erblicher Nachfolge. Würden dann doch Kinder ohne Urteil ebenso adoptiert wie gezeugt! Darum nämlich schnörkelhaft, weil es sich in dem Stück nicht um Prinzipielles, den Unterschied zwischen Erbfolge und Adoption, handelt, sondern nur um den Fall, wo keine Leibeserben vorhanden sind. Und dabei wird die behauptete Unterschiedslosigkeit dieses Sonderfalles noch spielerisch aufgehoben, insofern man einen ungeratenen Leibeserben leichter erträgt als eine aufs eigene Haus beschränkte Adoption und schlechte Wahl.

Bevor die Wendung ins Religiöse im nächsten Kapitel betrachtet wird, halten wir inne, um festzustellen, daß bei der Verschiedenheit der Konzeptionen wohl kaum jemand daran denken würde, enge Beziehungen zwischen Plinius und Tacitus anzunehmen⁸. Bei Plinius fehlen, kurz gesagt, alle konstitutiven Elemente des taciteischen Gedankenganges. Daß man immer wieder die Frage nach dem Verhältnis der beiden Stücke stellt, rührt daher, daß die Darstellungen so verschiedener Auffassungen

⁸ Auf die Erkenntnis der Verschiedenheit kommt alles an. Daß BRÜERE sie überhaupt nicht gesehen hat und damit schon von vornherein seine Resultate fragwürdig werden, lassen folgende Behauptungen erkennen. Daß er die Tendenz des Plinius, die Adoption möglichst weit von jeder Abhängigkeit von *consensus* zu rücken, nicht wahrgenommen hat, zeigt der Satz a. O. 170: *had Pliny been influenced by Tacitus in his development of his commonplace, he would not have overlooked the Tacitean point that one of the great advantages of adoption is that, under proper circumstances, it may reflect the popular will, for he could have used it most effectively.* Daß Tacitus in dem Wesen seiner Schilderung ganz verkannt wurde, beweist die Kritik an ihm a. O. 178 Anm. 40: *it is true that Tacitus contrasts adoptive with hereditary succession, but the contrast is so out of place in its context that it must be assumed that the historian's zeal for imitation here played him false as it had done in 1,23,1.* – Wenn BRÜERE am gleichen Orte behauptet, Plinius greife erbliche Nachfolge an, scheint ihm Pan. 94,5 im ganzen Gewichte entgangen zu sein: *deinde* (Gebet an Jupiter) *ut quandoque successorem ei tribuas quem genuerit, quem formaverit similemque fecerit adoptato, aut, si hoc fato negatur, in consilio sis eligenti, monstres aliquem quem adoptari in Capitolio deceat.*

durchwirkt sind von einer Unzahl Berührungen in der sprachlichen Formulierung. Sie genügen den eingangs zitierten Arbeiten, um die Annahme einer gemeinsamen Quelle abzuweisen und direkte gegenseitige Benützung für sicher zu halten. Und in der Tat scheint die Annahme einer gemeinsamen Quelle – in Frage käme Plinius der Ältere⁹ – daran zu scheitern, daß man bei ihrer unabhängigen Benutzung durch Tacitus und Plinius schon als Motiv ihrer Verwendung die gleiche Konzeption, nicht nur ein Herauspicken wörtlicher Wendungen zu eigenem Gebrauche annehmen möchte. Und auch an Einwirkung zeitgenössischer Formulierungen zu denken verbietet sich: abgesehen davon, daß sie hypothetisch bleiben müssen, sind die Übernahmen spezieller Wendungen zu stark, als daß man an ungeprägtes vulgäres Gut denken dürfte.

Ehe an eine Erwägung der Prioritätsfrage gedacht werden kann, ist eine Erfassung des Bestandes in weiterem Umfange, als es zu geschehen pflegt, notwendig. Es empfiehlt sich, dabei zwischen Einzelformulierung (A) und Gedankenübernahme (B) zu unterscheiden.

1. Plin. 7,4

nulla *necessitudo* ... *nisi* quod

hist. 1, 15,15

et iudicii mei documentum sit non meae tantum *necessitudines*, quas tibi postponui, sed et tuae ... dignus hac fortuna, *nisi* tu potior esses

2. 7,5

nisi quod uterque *optimus erat dignusque* alter eligi, alter *eligere*

15,17

nisi tu potior esses

16,2 *dignus* eram a quo res publica inciperet

3. 7,5

summaeque potestatis heredem tantum *intra domum tuam quaeras*?¹⁰

16,10 si velis *eligere*

15,12

sed Augustus in *domo* successorem *quaesivit*

4. 7,5

non *totam per civitatem* circumferas oculos

16,5 sub Tiberio et Gaio unius familiae quasi *hereditas* fuimus

15,13

ego *in re publica*

5. 7,6

non enim servulis tuis dominum, ut possis esse contentus quasi necessario herede, sed *principem* eivibus *daturus* es imperator

16,5 s. o.

15,7 impulit, ut *principatum*, de quo maiores nostri armis certabant, bello adeptus quiescenti *offeram*

⁹ So DURRY, Belles Lettres, Ausg. des Pan., Paris 1938, S. 63.

¹⁰ Diese Stelle genügt E. WÖLFFLIN, Plinius und Cluvius Rufus ALL 12, 1902, 350, um die Priorität des Tacitus anzunehmen.

6. 7,7

nihil interesse arbitratus *genueris* an *elegeris*, si *perinde* sine *iudicio* adoptentur *liberi* ac nascuntur

7. 7,7

quam quem *male elegit*

8. 8,1

nec iudicium modo hominum sed deorum etiam in consilium assumpsit

9. 8,1

qua tandem non servitus nostra, sed *libertas et salus et securitas fundabatur*

10. 8,4

tua iuventa, tuo robore *invaluit*

11. 9,2

successor imperii

12. 9,4

non est habendus socius, *nisi velis*

16,9

nam *generari et nasci* a principibus fortuitum nec ultra *aestimatur*: adoptandi *iudicium* integrum

16,22

et impletum est omne consilium, si te *bene elegi*

15,6

nunc me deorum hominumque consensu ad imperium vocatum

16,10 adoptandi *iudicium* integrum et si velis eligere consensu monstratur

16,7

loco *libertatis* erit quod eligi coepimus

16,18

et audita adoptione *desinam videri senex*, quod nunc mihi unum obicitur

16,3

ut nec mea senectus conferre plus *populo Romano* possit quam bonum *successorem*

16,10

ei velis

Eine recht merkwürdige Liste ergeben diese Übereinstimmungen in den Formulierungen wörtlicher Art, angefangen vom einzelnen Wort, dem gleichen Begriff bis hin zur ähnlichen Konstruktion und übereinstimmender bezeichnender Wendung. Oft scheint es ein bloßes nichtssagendes Wort zu sein, wie es sich bei gleichem Gegenstand immer einstellen kann. In 1. kann ein Begriff wie *necessitudo* sich in solchem Zusammenhang natürlich von selbst einstellen. Findet man aber an den aufeinander bezogenen Stellen beide Male ein folgendes *nisi*, ist Bezugnahme auf einen vorliegenden Text wahrscheinlich. Dann ist aber auch klar, daß die zugespitzte Zusammenfassung: »keine verwandtschaftliche Bindung, außer daß beide die besten waren« gegenüber der schlichten Ausbreitung des Faktischen »meine und deine Bindungen habe ich hintangestellt; denn nach ihnen käme dein Bruder zuerst, wenn du nicht eben besser wärest« das Sekundäre ist, das die Quintessenz in gespannter Formulierung (mit Anspielung auf die verbindende *virtus*) zieht. Dasselbe gilt für 10.: *desinam videri senex*, die bloße Darlegung des Faktischen wird übersteigert durch die Wendung *tua iuventa invaluit*. Da *iuventa* ein bei Nerva-Trajan nebensächlicher Gesichtspunkt ist, der bei Plinius noch keine Rolle gespielt hatte, wird präzisierend *robore* hinzugefügt. *Invaluit* aber, von einem Manne gesagt, der kurz darauf starb, ist Spiel mit dem taciteischen Gedanken, das aus ihm alles Positive zieht. – Eine Zusammenballung taci-

teischer Formulierungen liegt auch in 2. vor. Galba hatte von sich gesagt, er sei *dignus*, »wert, daß mit ihm die *res publica* wieder begönne«, die mögliche Leistung aber ist die, der *res publica* einen guten Nachfolger zu geben; es ist also schon ein Entschluß, zu wählen: *si velis eligere*. Man könnte demnach umschreiben, Galba sei *dignus eligere*. Dieses *dignus eligere* sagt Plinius über Nerva aus. Unmöglich, daß es ohne Tacitus entstanden wäre, zumal Plinius nun auch noch die gefährliche Auffassung, daß die Hauptleistung beim Adoptierenden liege, abbiegt, indem er vorher Trajan als *dignus eligi* bezeichnet und mit dem vorhergehenden *uterque optimus erat* – das ist eben das Band, das sie verknüpft – diese beiden Aussagen auf ihre moralische Qualität, nicht auf einen freien Entschluß bezieht. – Schließlich ist hier aber die allseits anerkannte Bezugnahme 6. anzuführen. Auch hier legt Tacitus in einer Antithese mit je zwei Gliedern den Tatbestand schlicht auseinander: bei der Geburt herrscht der Zufall, und später findet keine Bewertung mehr statt; bei der Adoption ist das Urteil frei und durch den *consensus* die Wahl in eindeutige Richtung gelenkt. Plinius macht daraus ein überaus raffiniertes und ausgewogenes Gefüge, indem er die Tatsache, daß Tacitus eine Antithese gebrauchte, zu seinem ausdrücklichen Oberbegriff erhebt: Nerva glaubte, es bestehe kein Unterschied ..., wenn ... in gleicher Weise ... Die beiden Gegensätze werden abstrakt in *genueris an elegeris* gefaßt, also die taciteische Aufgliederung der einen Seite – *generari et nasci* – reduziert, aber doch so, daß für die antithetische Wiederholung – *si perinde adoptentur ac nascuntur* – die beiden taciteischen Hauptbegriffe in chiasmischer Anordnung frei werden. Mit *sine iudicio* wird wieder vereinfacht – der taciteischen Reihe: »Zufall der Geburt, Wegfall der Bewertung in der Folge, Freiheit der Wahl bei Adoption nach ausgereiftem Urteil« werden nur die Endpunkte entgegengestellt –, aber doch zugleich auch kühn pointiert: »wenn Kinder ohne Urteil in gleicher Weise adoptiert wie geboren werden.« Das *nasci sine iudicio*, eine an die Grenze des Möglichen streifende Formulierung, ist gegenüber dem *nasci fortuitum*, weil an sich überhaupt unverständlich, das Sekundäre. Aber auch das Weggelassene wird nicht weggeworfen: es wird aufgehoben in der Bemerkung, daß schlechtgeratene leibliche Nachkommen der Herrscher nun nicht überhaupt nicht kritisiert werden, aber leichter ertragen werden als – und damit zieht der Blick die Zukunft mit herein – schlecht Gewählte. Bezugnahme, Umgestaltung, Priorität ist hier besonders deutlich: aus diesem künstlich raffinierten Gefüge konnte nie die tiefe und klare taciteische Antithese durch Rückbildung entstehen. Zumal im angehängten Satz eine kritische Abweichung von Tacitus zu notieren ist.

Durch diesen Zug der kritischen Umbiegung zeichnet sich eine weitere Gruppe der Berührungen aus und macht sowohl Bezugnahme wie Posteriorität sicher, auch wenn es sich nur um ein Wort handelt. In 9. wird dem *loco libertatis* betont *libertas* mit *salus* und *securitas* entgegengestellt, in 12. dem *si velis* – Entschluß zur freien Wahl des Nachfolgers – ein *nisi velis*: einen *successor* muß man sich wählen, auch wenn man nicht will, einen *socius* dagegen nicht, wodurch zwar nicht direkt, aber durch Hindeutung auf eine Seite der Zwangslage die Leistung eines Galba reduziert wird; schließlich wird dem *si te bene elegi* von 7. ein *quam quem male elegit* entgegengestellt. Dabei ist die Formulierung – Verb mit ungewöhnlichem Adverb absolut gebraucht – nicht so selbstverständlich, daß man mit spontaner Entstehung rechnen müßte, und außerdem ist der Blick auf die Zeit nach der Wahl in der die taciteische umkehrenden Formulierung ein Hinweis auf Plinius' Überzeugung, daß Galba einen Fehlgriß getan hat. Wenn dieses plinianische Konzept aber in dieser Formulierung vorlag, hätte ein Tacitus seinen Galba sich kaum so naiv äußern lassen. Bei aller Betonung des Gespenstisch-Zeitfernen hat er doch nicht die Hoheit der Gedanken ironisieren wollen. – Schließlich ist taciteische Emphase, die in der Struktur des Gefüges gründete, bei Plinius ausdrücklich und zugleich kurzatmiger geworden. In 3. sagt Tacitus in der Antithese betont: *sed Augustus in domo successorem quaesivit*, Plinius verdeutlicht ausdrücklich: *summaeque potestatis heredem* – dieser Begriff wird aus einer anderen Wendung hierher übertragen – *tantum intra domum tuam quaeras?* In 11. faßt ein betontes *successor imperii* mit Nachdruck die taciteische Aussage zusammen. In 8. wird eine auf Galba allein bezogene Doppelwendung unter Beziehung auf die Adoption Trajans zu einem *non modo-sed etiam*-Gefüge verstärkt, in 4. ein taciteisches in der Antithese stehendes *ego in re publica* zu einem *non totam per civitatem* aufgehört und gesteigert, in 5. die sachliche Hervorhebung der Würde des Prinzipates in einem kunstvoll gestellten *principem civibus* synkopisch mit stärkerem Pathos erfüllt.

Man wird nicht bei jeder Anspielung – vor allem müßte man in dieser Hinsicht alle Germania- und Agricolareminiszenzen durchprüfen – dasselbe Verhältnis zwischen Vorlage und Nachahmung erwarten: jede Stelle ist individuell, kann mehr oder weniger glücken, in den verschiedensten Absichten zitiert, imitiert, benützt werden. Vor allem müssen dabei die Tendenzen des Zusammenhanges berücksichtigt werden und muß von ihnen her geurteilt werden. In diesem aber, das, wenn n Stückicht durch die Tendenz, so doch durch den Gegenstand so eng verbunden ist, geht die Umformung mit aller wünschenswerten Deutlichkeit in dieselbe Rich-

tung: vom Auseinandergelegten zum Zusammengedrechselten, von sachlicher Gespanntheit zu ausdrücklicher Formulierung der damit verbundenen Stimmungsnuancen, schließlich von Übernahme bestimmter Formulierung zu kritischer Umbiegung des Gedankens.

Damit scheint mir durch die kritische Bestandsaufnahme nicht nur die Tatsache der Abhängigkeit beider Texte, sondern auch die Priorität des Tacitus evident gemacht zu sein¹¹.

Eine Betrachtung der Gedankenkomplexe erhärtet das.

B. Auch Plinius würdigt erst das vorliegende Faktum und kommt darauf zu den allgemeinen Forderungen, geht also wie Tacitus vom Persönlichen zum Allgemeinen und Grundsätzlichen. Zum Allgemeinen aber gehört natürlich von Haus aus der Vergleich von Adoption und leiblicher Nachkommenschaft¹². So geht Tacitus von diesem Gegensatz eben auch bei seinen allgemeinen Erwägungen aus. Plinius dagegen löst ihn aus den allgemeinen Erwägungen heraus und kehrt mit den Worten *fecit hoc Nerva ... arbitratus* zur Interpretation der Tat Nervas zurück bzw. versteht sein Verhalten aus einer Ansicht des Nerva. Der Grund ist klar: Plinius will gar keine Theorie der Adoption als der besseren *successio imperii* geben, sondern nur von den Verpflichtungen sprechen, die man bei der Adoption hat, wenn keine leiblichen Erben da sind, er will die Begriffe *voluntas eligendi, integrum iudicium, consensus* sc. *hominum* überhaupt nicht gegen die leibliche Nachfolge ausspielen. Warum erwähnt er sie dann aber überhaupt, wenn auch in spielerisch entschärfter Form? Der Grund kann nicht in einer allgemeinen Tradition des Topos liegen – führte sie doch, wie Statius zeigt, in ganz andere Richtung –, sondern nur darin, daß eben Tacitus vorlag! Die allgemeinen Ausführungen aber

¹¹ G. ANDRESEN, WfklPh. 19, 1902, Sp. 266 hält die Priorität des Plinius kaum für sicher und bagatellisiert die sprachlichen Berührungen – übrigens nur wenige kennend –, weil er es für ausgemacht hält, daß die Historien in den Jahren 105–108 geschrieben worden sind. Vgl. SCHANZ-HOSIUS II⁴ S. 625 und 664. Die Datierung hängt von der umstrittenen Frage der Zeit des plinianischen Briefwechsels ab. Für die ersten Bücher der Historien aber so weit hinaufzugehen und zwar nicht nur für die Veröffentlichung, sondern auch für die Ausarbeitung – worauf es hier ankommt, da Plinius sicher (vgl. Plin. epist. 6,16; 6,20; 7,33; 7,20; 8,7) seine Dinge Tacitus mitgeteilt hat, würde unnötigerweise das Problem verschärfen, warum Tacitus im Jahre 98 seine Geschichtsschreibung ankündigt, wenn er sie erst 105 beginnt. Anerkannt werden muß, daß allein die Textinterpretation Datierungsmöglichkeiten erschließt.

¹² Das ist doch wohl der *locus de adoptione*, von dem Seneca, contr. 2, 4,13 bezüglich des M. Porcius Latro (gest. 4 v. Chr.) spricht: *cum ... tractaret adoptionis locum*, und den Statius, Silv. 2, 1,87 dichterisch zusammenfaßt, die erhebende und freie Freude der Wahl betonend: *natos genuisse necesse est, elegisse iuvat*.

gipfeln darin, daß bei der Adoption des Nachfolgers, die als eine selbstverständliche Möglichkeit undiskutiert angenommen wird, der den Göttern Ähnlichste aus allen gewählt werden muß, da es sich um Führertum über Mitbürger, nicht Gewaltherrschaft über Sklaven handelt. Der Götterähnlichste aber würde auch ohne Adoption herrschen, so daß es anmaßend und tyrannisch wäre, sich gegen eine solche Erscheinung aufzulehnen und ihm etwa gar einen Mann *ex domo* entgegenzustellen. Dieser Gedanke ist ganz von der überragenden Erscheinung Trajans her geprägt¹³, zugleich mit der Tendenz, die Leistung des Adoptierten in den Blick zu rücken, die vor unseren Kapiteln bis zur Paradoxie gesteigert war. Damit wird der Gedanke einer Wahl, die durch den *consensus*¹⁴ gelenkt wird, überhaupt geschwächt: wenn es schon so weit gekommen ist, daß einer vorhanden ist, der den Göttern so ähnlich ist, daß er auch ohne Adoption herrschen würde – offenbar beim Regierungswechsel? –, dann ist ein Umherschauen, ein Umherschweifenlassen der Augen über die ganze Bürgerschaft hin, offenbar doch recht überflüssig. Nun gehörte Trajan ebenso wenig wie Piso zur *domus imperatoris*. Insofern mochte rhetorische Übertreibung hier den Wahllakt Galbas in Parallele setzen. Daß aber das Suchen und Wählen aus der ganzen Bürgerschaft mit solcher Emphase ausgeführt wird, das widerspricht einer anderen Tendenz der Formulierungen und erklärt sich wieder zwanglos nur daraus, daß eben bei Tacitus dieser Gedanke als das Neue zentral war.

Beide Gedanken – der des *iudicium* und der des *eligere e re publica* – widersprechen, obschon kunstvoll, ja fast künstlich mit den eigenen Intentionen vermählt – der eigentlichen Tendenz des Plinius. Da ihre Formulierung den Zusammenhang mit Tacitus sichert, ist mit dieser Erwägung die Priorität des Tacitus erwiesen¹⁵.

¹³ Daß die Zeit auf Trajan hoffte, zeigt schon Agricola 44: *nam sicut ei (non licuit) durare in hanc beatissimi saeculi lucem ac principem Traianum videre, quod augurio votisque apud nostras auris ominabatur ...*

¹⁴ Daß das Problem als solches natürlich auch den Plinius beunruhigt, wie die Kaiserzeit überhaupt lange den Schein der *res publica* aufrecht zu erhalten sucht und Plinius selbst im Panegyricus sich noch von den Vorstellungen der Zeit entfernt (vgl. A. SOLARI, L'antistoricismo nell' attività letteraria di Plinio, Rend. Lincei 1950, S. 457–462; zit. nach PARATORE a. O. 455), zeigt der Satz 10,2 des Pan. *nec hercle tanto opere cunctis factum placeret, nisi placuisset ante quam fieret*, womit denn der *consensus* und die Abhängigkeit von ihm zwar nicht theoretisch gefordert, aber als in der würdigsten Form in Wirklichkeit vorliegend angesehen wird. Offenbar konnte in der Zeit nur in dieser Form an das heikle Problem erinnert werden.

¹⁵ Die Priorität nimmt in der Nachfolge von MESK (Zur Quellenanalyse des Plinianischen Panegyricus, WSt. 33, 1911, 94 ff.) auch PARATORE – besonders a. O. 454 – an. Tacitus führe die Gestalt Neros als schlechten *princeps* an, wobei er an Domitian

Worauf Plinius hinauswill, das zeigt aber nun mit aller Klarheit das folgende achte Kapitel, das bis jetzt in unseren Betrachtungen noch keine Rolle gespielt hatte, weil, abgesehen von auch hier vorkommenden wörtlichen Berührungen, die Nähe zu Tacitus ganz gering ist. Galba hatte von sich – und damit den Wahlakt deutlich als etwas anderes abhebend – gesagt, er selber sei *deorum hominumque consensu* zum Prinzipat gelangt. Plinius bezieht diese Formulierung auf den Wahlakt Nervas und leitet, in den Worten *nec iudicium modo hominum, sed deorum etiam in consilium assumpsit*, das Urteil der Menschen zurücktreten lassend, Gedanken ein, die das Taciteische noch weiter aufheben. Im Tempel Jupiters ist die Adoption vollzogen worden, mit der endlich *libertas, salus, securitas* begründet wurden. Sie ist also ein Werk der Götter – von denen Tacitus sagt, daß sie sich nicht um die *securitas*, wohl aber die *ultio* der Römer kümmerten –, Nerva war nur Diener der Götter, er gehorchte genauso ihnen wie Trajan ihm. Und nun wird geschildert, wie göttliches Mitwirken bei diesem gesegneten Vorgang zu spüren war, in Ausdrücken, die an numinöse Szenen der Aeneis erinnern¹⁶. Die geschilderte Szene konkurriert in gewisser Weise mit jener anderen im fünften Kapitel erzählten, als die Wahl der Götter in einem Verbalomen bei dem Aufbruch Trajans nach Germanien und dem sollennen Opfer auf dem Kapitol kundwurde, sie führt schließlich Tendenzen des vorigen Kapitels weiter, schwächt denke, der seine ganzen Gedanken beherrsche (Kap. 16), an den er aber natürlich nicht direkt erinnern konnte. Dabei gehe es Tacitus, wie richtig gesehen wird, um das Prinzip der Adoption bzw. der erblichen Nachfolge, Plinius dagegen hat sich, im Eifer ein rhetorisches Kompliment zu machen, auf das Beispiel Nero gestützt, hat dabei die prinzipielle Frage in den Hintergrund gerückt, in den Vordergrund dagegen die Frage nach guter und schlechter Adoption. Logisch voraus ginge aber die prinzipielle Frage. Darum sei Plinius sekundär. Gemeint ist wohl auch, daß Plinius hier das Beispiel Domitian, der als Kontrastfigur den Panegyricus beherrscht, hätte bringen sollen. – Wenn mir auch letztlich das Resultat richtig erscheint, so ist die Argumentation nicht stichhaltig: Nero wird weder für die prinzipielle Überlegenheit der Adoption noch als Beispiel des schlechten Herrschers angeführt, sondern als Dokument für die Macht des *consensus* selbst bei einem bis dahin unerhörten Sturze eines Kaisers. Plinius seinerseits, dem es nur auf die Art der Adoption ankam, konnte, da es bei den Flaviern nichts derartiges gab, nur an Tiberius und Nero denken, wenn er Auswüchse der Adoption *intra domum* – vgl. 7,4 *non ut prius alius atque alius* – brandmarken wollte. Das Argument PARATORES hätte Kraft also nur, wenn Plinius die Absicht hätte, die Adoption prinzipiell zu empfehlen, die er gerade nicht hat. Auch PARATORES hat den Schluß des Panegyricus nicht bedacht und Plinius zu »rhetorisch«, will sagen, zu unbedacht genommen.

¹⁶ Der Satz *hanc imperator Nerva in gremio Jovis collocarat, cum repente solito maior et augustior, advocata hominum contione deorumque, te filium sibi, hoc est unicum auxilium fessis rebus adsumpsit* steckt voller vergilischer Wendungen: vgl. Aen. II 692 ff.; II 199 ff., für *fessis rebus* den Index von Wetmore.

aber die von Tacitus übernommenen Gedanken noch mehr. Es war die Tendenz, die am Schluß des Panegyricus Juppiter zur Wahl eines Adoptanden herbeirufen läßt, falls Trajan es nötig haben sollte, einen nicht-leiblichen Erben einzusetzen, und um Segen dafür betet.

Merkwürdig aber ist, wie der Anfang des Kapitels 7, so jetzt der Schluß des Kapitels 8. Mit der Erzählung der numinösen Szene war Nerva, als Diener der Götter religiös verklärt, gleichsam mit gewachsen. In den Worten *tua iuventa, tuo robore invaluit* kommt Trajan wieder ins Spiel, freilich ist er noch auf die Erhöhung Nervas bezogen. Wenn aber mit dem Satz *non adoptionis opus istud, sed adoptati fuit* plötzlich alles Licht auf Trajan fällt und seine *auctoritas* allein für den Erfolg verantwortlich gemacht wird, so mag man aus römischen Vorstellungen vielleicht Verbindungen zum Vorigen als Erklärung beibringen können, doch wie es Plinius auffaßt, wird nicht gesagt, und nach dem Vorhergehenden ist es zunächst höchst überraschend, ja der Hervorhebung des Nerva, die notwendig eintreten mußte, wenn von dem Akt der Adoption die Rede war, widersprechend. Es handelt sich fast um dieselben Paradoxien wie am Anfang. Damit ist aber auch die Funktion klar: auch dieser Schluß ist Überleitung, Zurückleitung zu Kapitel 9, in dem weitere Paradoxien dieser Adoption – daß Trajan seine germanische Machtstellung aus Rom erhält – ausgeführt werden. Der Begriff des *socius* – Anfang Kap. 9 – schließt dabei an den Schlußgedanken von Kapitel 6 – *solicitor du, ille securior factus est* – inhaltlich an. Der Befund ist, wie mir scheint, eindeutig: wir dürfen gewiß in dem nachträglich ausgefeilten und zum Besuch erweiterten Werk des Plinius nichts erwarten, was so anstößig wäre, daß man es nicht verstehen und nachvollziehen könnte. Daß aber hier zwei Kapitel Erörterungen über die Adoption eingeschoben werden in eine deutende Erzählung der Ereignisse um Trajan, daß Anfang und Schluß dieses Einschubes von Paradoxien hinweg und wieder zu Paradoxien hinleiten, daß Kapitel 5 gut an Kapitel 8 anschließen würde, das sieht nicht wie ursprüngliche Konzeption aus, zumal wenn man bedenkt, daß die Gedanken des Einschubs offenbar weitgehend aus dem anderen – ursprünglichen – Kontext bestritten werden¹⁷. Wenn man die taciteischen Galbakapitel¹⁸ als früher ansehen muß und diesen Umstand genügend

¹⁷ Hinzukommt, daß, wie oben gesagt, die Gedanken aus dem ursprünglichen Stück bestritten werden. Vgl. 8,2 mit 9, 2–3, 7,2 mit 10,4, 7,4 mit 10,6.

¹⁸ Ganz allgemeine Erwägungen über die Prioritätsfrage werden auch bei E. HOHL, Tacitus und der jüngere Plinius, RhM 68, 1913, 461–464 angestellt. Die dort entwickelte Vorstellung, daß Tacitus mit der Galbarede eine Huldigung an Trajan bezwecke, wird wohl schon dadurch ausgeschlossen, daß Tacitus die Adoption als Verfahren als eine Notmaßnahme bezeichnet.

bedenkt, liegt der Schluß auf der Hand, daß Plinius hier mit den umgestalteten Gedanken des Tacitus den eindeutig gerichteten Zusammenhang der gehaltenen Dankrede, wie auch sonst oft und noch nachweisbar, erweitert hat.

Dieses Resultat könnte allein ins Wanken gebracht werden, wenn sich zeigen ließe, daß Tacitus eindeutig Stellen aus dem vorliegenden und veröffentlichten Panegyricus übernommen hätte. Dieser Nachweis aber würde von vornherein auf die größten Schwierigkeiten stoßen, wenn man sich die Situation vor Augen stellt. Tacitus ist dabeigewesen, als der Freund Plinius seine Dankrede im Senat hielt. Plinius wird ferner mit ihm über das Werk korrespondiert, sich oft unterhalten haben. Schließlich wird er doch Plinius auch die Ehre seiner Anwesenheit bei der Vorlesung des umgearbeiteten Werkes gegeben haben. Wer wollte darüber urteilen, ob und bei welchen Gelegenheiten ihm eine Wendung im Sinne geblieben ist, die er, den Freund zu ehren, in sein Geschichtswerk einfügte. Es dürfte praktisch nicht zu entscheiden sein, ob er eine solche Wendung aus der Bekanntheit mit dem Werke des Plinius oder der veröffentlichten Ausgabe genommen hat. So wären Stellen gemeinsamer Formulierung, bei denen Plinius die Priorität zuerkannt werden müßte, von vornherein in ihrer Beweiskraft entscheidend geschmälert. Von unserem Resultat aus aber müßte man andererseits verlangen, daß nicht nur die Berührungen mit der Galbareda die Priorität des Tacitus erkennen lassen, sondern daß auch die Bezugnahmen auf das erste Buch der Historien die Priorität des Tacitus zeigen oder einer solchen Annahme zum mindesten nicht widersprechen. Der Befund zeigt, daß der Panegyricus nicht nur das erste¹⁹ Buch der Historien voraussetzt, sondern selbst noch

¹⁹ Es handelt sich dabei um folgende Stellen, die BRÜÈRE zusammengestellt hat und die die Priorität des Tacitus erweisen lassen, wie mir scheint: hist. I 1,3–4 – Pan. 95,3–4; h. 2,2 – P. 12,1. 35,2; h. 3,2 – P. 35,4; h. 23,1 – P. 15,5; h. 50,4 – P. 24,1; h. 71,1 – P. 59,2; h. 16,1–2 – P. 7,4 und 7; h. 16,4 – P. 7,6; h. 15,4 – P. 85,1. 85,6; h. 16,3 – P. 6,3; h. 16,3 – P. 10,6.

Freilich würde unser Urteil umgestoßen, wenn P. 95,3–4 eine Taktlosigkeit nach hist. I 1,3–4, hist. I 23,1 aber eine historische Unmöglichkeit aufgrund einer Plinius-reminiszenz wären. Hist. I 1,3–4 hat mit der Pliniusstelle nichts weiter gemein als den t. t. *provectam* bzw. *provectus* und das Schlagwort der Zeit *securus*. Eine Bezugnahme ist unter diesen Umständen überhaupt fragwürdig. Was die Hervorhebung des Plinius anlangt, daß er unter Domitian seit dem Jahre 93 keine Förderung erfahren habe, was auf Tacitus auch zutrifft, so konnte Tacitus im Proömium gar nicht darauf zu sprechen kommen, weil er ja gerade die Konzession macht, daß er von allen im Werke zu behandelnden Kaisern Förderung erfahren hat und somit von dem Verdacht einer mißgünstigen Darstellung, der gefährlichsten Art der Geschichtsverfälschung, sicher sein sollte. Die etwas deutliche Selbstberührung des Plinius

konnte also gar nicht mit Tacitus in Vergleich gesehen werden. Man darf übrigens nicht vergessen, daß viele unter Domitian gefördert wurden, selbst Trajan, ohne daß man es ihnen verdachte. Vor Modernisieren sollte man sich hüten.

Ebenso unsicher ist die Bezugnahme an der anderen Stelle. Das einzige charakteristische Wort *contubernales* kommt bei Plinius nicht vor, im übrigen handelt es sich um einen Topos. Wenn A. L. IRVINE, Tacitus: Histories I & II, London 1962, S. 121 von ›Rhetorik‹ spricht, d. h. von sachlich unrichtigen Behauptungen des Tacitus, weil die Truppen von Spanien Nero nicht begleitet hatten und die Prätorianer nicht von Spanien kamen, so führt das noch nicht zum Verdacht, daß die ›Rhetorik‹ auf Pliniusnachahmung zurückgeht, und ist wohl überhaupt nicht dem Text entsprechend: mit *in stationibus* und *vetustissimum quemque* ist deutlich bezeichnet, daß Otho an die Zeit vor 10 Jahren erinnert, wo er ›alte Kameraden‹ trifft. Tacitus dokumentiert also mit besonders herausgegriffenen eklatanten Fällen. Übrigens gerade mit diesen, weil er, wie KLINGNER gezeigt hat, Otho von der *aula Neroniana* her versteht. Der Irrtum IRVINES entsteht, weil er, ohne die Aufgipfelung zum bezeichnenden Beispiel zu bedenken, nur einen Aspekt – die aus Spanien heranrückenden Legionen – im Blick hat.

Ist an diesen Stellen eine direkte Bezugnahme nicht erweisbar und hindert nichts, Plinius sich als den Späteren zu denken, scheint mir an anderen Stellen die Priorität des Tacitus sicher.

Wenn Lucan BC IV 807–9 sagt: *felix Roma ... si libertatis superis tam cura placeret quam vindicta placet* und so Sorge und Strafe an demselben Objekt entgegensetzt, so kann sich nach den einfachsten psychologischen Gesetzen kaum jemand gerade dieser Stelle erinnern, der die Begriffe *securitas* und *ultio* positiv nebeneinander stellen will, wie Plinius P. 35,4 *divus Titus securitati nostrae ultionique prospexerat ideoque numinibus aequatus est*. Es ist eine Zwischenstufe zu fordern, wo diese beiden Begriffe im Sinne Lucans eindrucksvoll nebeneinandergestellt wurden. Diese Stelle steht, wie schon die Holländer – GROTJUS, SCHREVELIUS – gemerkt haben, bei Tacitus hist. I 3,2 ... *cladibus ... adprobaturum est non esse curae deis securitatem nostram, esse ultionem*. Plinius hat mit der Tacitusstelle gespielt und auch das *curae esse* in sein pretiöses *prospexerat* geändert. Sehr fein, daß Tacitus das lucanische *libertatis* in *securitatem* ändert: *libertas* kam ja nicht mehr in Frage. 2. Wenn hist. I 2,2 *plenum exiliis mare, infecti caedibus scopuli* gleich an drei Stellen der Panegyricus anklingt – 12,1; 34,5; 35,2 –, sollte man meinen, daß, wofern Tacitus der Spätere wäre, wenigstens an einer Stelle bei Plinius eine einfachere Vorstellung zu finden wäre. Das Gegenteil ist der Fall. Tacitus' *infecti caedibus scopuli* wahrt mit *infectus* das Bild des vom Mordblut befleckten Felsens. Plinius gebraucht 12,1 *contecti caedibus campi* das *caedibus* in der neuen Bedeutung ›Leichen‹ und verwendet in *infecta victoria maria*, die natürliche Verbindung zerstörend, *infecta* aus der Tacitusstelle mit dem Abstraktum in kühner uneigentlicher Verbindung. Auch die anderen Stellen übersteigern.

3. Hist. I 16,3 hat man den schlichten Gegensatz: *Nero a pessimo quoque semper desiderabitur: mihi ac tibi providendum est, ne etiam a bonis desideretur*, wobei *desiderare* in derselben Bedeutung gebraucht ist. Plinius, P. 10,6: (*Nerva*) *eo ipso carus omnibus ac desiderandus, quod prospexerat, ne desideraretur* spitzt das zu, indem er das Sehnsuchterweckende gerade darin sieht, daß man sich selber überflüssig macht.

das dritte Buch²⁰. Bei der Art, wie Tacitus Plinius seine Werke zur Kritik schickt, so daß sie ihm vor der Veröffentlichung bekannt waren, bereitet

diese Erkenntnis keine Schwierigkeiten. Der Hauptbeweis aber für dieses Verhältnis ist eben der ganze Zusammenhang der Diskussion über die Adoption mit der Galbaredede bei Tacitus, wo nicht nur stilistische Wendungen, sondern ganze Zusammenhänge vergleichbar sind.

Warum hat Plinius Tacitus hier imitiert und zitiert? Er hat auch die *Germania*²¹ und den *Agricola*²² gelesen und ihn in dem *Panegyricus* an-

Der Gedanke ist so anders, daß man an der Bezugnahme zweifeln möchte, wenn nicht das *prospexerat* dem *providendum est* ebenfalls entspräche. Auch hier aber ist klar, was das Besondere und Übersteigerte ist: man kann nach dem plinianischen *prospexerat* nicht ein primitives *providendum est* schreiben. Hist. I 50,4 dagegen hat mit P. 24,1 keine Berührung, der Gedanke ist von BRÜERE mißverstanden worden: es handelt sich um die zerstörende Wirkung der Zeit, die Trajan Lügen strafft, nicht um ein Besserwerden nach und durch Erlangung der Herrschaft. Was BRÜERE dazu ausführt, ist hinfällig.

Hist. I 71, 1 vergl. mit P. 59,2 ist zu toposartig, als daß eine Bezugnahme gesichert werden könnte. Ebenso lag der Vergleich *non enim servulis tuis dominum* – P. 7,6 –, an den BRÜERE weitgehende Folgerungen knüpft, so bereit, daß hier nicht einmal sicher ist, ob der auf die fremden Völker bezogene Gedanke hist. I 16,4 aus der Galbaredede hier anklingen soll. Unsicher ist auch I 15,4 – P. 85,1 (wenn man etwa Agric. 41 bedenkt; die anderen Begriffe sind gängig). Hist. I 16,3 – Pan. 6,3 verbindet Plinius den Tacitus und den Lucan miteinander: *concussi orbis motu* ist dem Sinnlichen und Lucan BC I 5 näher als das plinianische *concussa res publica*, das Einwirkung von Lucan V 200 zeigt.

²⁰ Die Priorität des 2. und 3. Buches kann jetzt ein einziges Beispiel erweisen. In der Tat findet sich sowohl im 2. Buche wie im 3. eine solche Stelle. In dem 2. Buche (BRÜERE führt an hist. II 10,3 – P. 46,3; h. 76,3 – P. 53,4; h. 90,1 – P. 28,1) begnügt sich BRÜERE bei der zweiten Stelle damit, auf die Kommentierung von E. MALCOVATI a. O. 103 hinzuweisen (tutta la frase pliniana è riecheggiata da Tacito hist. II 76,3). Aber so sicher wohl eine Beziehung zwischen den beiden gleichlaufenden Sätzen an *excidit trucidatus Corbulo?* und an *excidit dolori nostro modo vindicatus Nero?* anzunehmen ist, so pretiös übersteigert ist das *dolori nostro* statt eines bei Tacitus zu ergänzenden *memoriae*. Umgekehrt konnte bei Vorliegen der plinianischen Wendung Tacitus das Wort *memoriae* nicht einer gebundenen Phantasie des Lesers einfach zu ergänzen überlassen. Im dritten Buche (BRÜERE notiert: III 2,2 und IV 26,3 – P. 13,1; hist. III 49,1 – P. 5,6; hist. III 67, 1–2 – P. 26,1–2) scheint mir die Verwendung *totius orbis nutatione* als Neubildung mit sinnlicher Anschauung (vgl. die 4. Ekloge Vergils) vor dem plinianischen *nutatione rei publicae* angesetzt werden zu müssen. Vergleiche dasselbe Verhältnis bei hist. I 16,3 – P. 6,3 Anm. 19.

²¹ Anklang an die *Germania* scheint mir sicher bei G. 25,2 – P. 88,2, wenn man bei dem anderen – G. 37,5 – P. 16,3 – auch zweifeln mag (s. BRÜERE a. O. 164). Wahrscheinlich lassen sich die *Agricolareminiszenzen* (s. Agric. Proöm. – P. 73,3) ebenso wie die *Germania*anklänge noch vermehren (G. 18 – P. 37,2). Der Vergleich müßte sich mehr noch auf die Ideen erstrecken, kann aber hier nicht durchgeführt werden.

²² Mit dem *Agricola* verbinden den *Panegyricus* nach BRÜERE folgende Stellen (fünf davon von BRÜERE entdeckt): Agr. 2,3 und 3,3 – P. 22,2. 45,1. 66,5; Agr. 3,1 – P. 12,1; Agr. 3,1 – P. 24,1; Agr. 4,3 – P. 44,6; Agr. 6,1 – P. 83,6; Agr. 7,3 – P. 45,4. 46,8; Agr. 30,4 – P. 48,5; Agr. 44,3 – P. 74,5; Agr. 45,2 – P. 48,4; Agr. 46,3 – P. 55,10–11.

klingen lassen, so seine Verehrung durch Zitat bezeugend. Man muß die Benutzung der Galbarede auch in diesem Zusammenhang sehen²³, und vielleicht genügt er schon zur Erklärung des Tatbestandes. Hinzu kommt, daß bei der Darstellung der wunderbaren Erhebung Trajans zum Kaiser, deren Schilderung zu einer Dankrede gehörte, eben der Umstand der Adoption an Galba und damit die Darstellung dieser Ereignisse durch Tacitus denken lassen mußte. Dort war das Problem der Adoption des Kaisers prinzipiell durchdacht. Und dies mußte nun vor allem in dem Stadium für Plinius von Wichtigkeit werden, als er den Panegyricus nicht mehr als eine bloße Feier Trajans, sondern als einen Fürstenspiegel auffaßte, der die künftigen Kaiser auf das Vorbild des Trajan festlegen sollte. Mußte er nicht versuchen, soviel er konnte von diesen Ideen mit in sein Werk mit der nun erweiterten Zielsetzung hineinzunehmen, da die allgemeinen Gedanken erst Übertragbarkeit gewährleisteten! Freilich wäre das wohl kaum denkbar gewesen, wenn er geglaubt hätte, sich zu Tacitus in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu befinden. Wenn er die Vorstellung gehabt hätte, daß Tacitus die Adoption als eine Ersatzlösung für die verlorene *res publica* ansah, mit der man sich abfinden könnte, falls nur leibliche Nachfolge wenigstens ausgeschlossen bliebe, dann hätte er allerdings der taciteischen Konzeption, die zugleich eine desillusionierende Kritik an der Zeit enthalten hätte – *loco libertatis* –, eine andere eigene entgegengesetzt. Das läßt sich schwer vorstellen. Aber auch abgesehen von literarischen Abhängigkeiten wie den erörterten wären dann die beiden Freunde in wesentlichen Punkten sehr verschiedener Meinung gewesen. Aber mußte, ja konnte Plinius es so auffassen? Die Galbarede gehört zu einer bestimmten Gattung von Reden in den historischen Werken. Auf sie, in denen selbst der Feind seinen Standpunkt bis zur äußersten Kritik vertreten darf, kann der Autor nicht als auf seine eigene Ansicht festgelegt werden. Unsere Erkenntnis, daß Galba das republikanische Vokabular gleichsam anachronistisch verwendet, zeigt, daß wir nicht Tacitus' Ansicht über die Adoption des Kaisers überhaupt oder die des Trajan im besonderen in der Galbarede vor uns haben. Die Tatsache, daß Plinius die Galbarede nachahmt, unterstreicht diese Erkenntnis. Zugleich aber zeigt diese Erkenntnis, inwiefern Plinius die Gedanken dieser

²³ BRÜÈRE glaubt auch, Beziehungen zwischen Dialogus und Panegyricus feststellen zu können, was bei der Echtheitsfrage von Gewicht werden könnte. Die Stellen schlagen freilich nicht durch und erlauben keine Prioritätsbestimmung. Es sind nach BRÜÈRE a. O. folgende: D. 6,5–6 – P. 3,5; D. 8,4 – P. 10,3; D. 13,2 – P. 54,2. 56,8; D. 14,4. 28,5 – P. 49,4; D. 15,3 – P. 2,6; D. 28,6 – P. 70,5.

Rede zugleich benutzen und verwandeln konnte, ohne etwa direkt Kritik an Tacitus zu üben²⁴.

Aber freilich: Unterschiede zwischen den beiden Repräsentanten der Epoche enthüllen sich zur Genüge. Es gehört zum Stil dieser vornehmen Kreise, daß das möglich war. Man denke an die Freundschaft zwischen so verschiedenen Gestalten, wie es Maternus, Aper, Messalla und Secundus im Dialogus sind, um das verständlich zu finden. Es wäre unproportioniert, wenn man die Diskussion einer rein philologischen Frage benutzen wollte, um etwa zwei Wesensbilder von Tacitus und Plinius zu entwerfen. Aber die verglichenen Texte lassen ein paar Beobachtungen zu, die allerdings gleichsam Schlaglichter auf die gründliche Verschiedenheit beider werfen. Der eine Unterschied liegt im Epochenbewußtsein. Tacitus sagt im *Agricolaproömium* von Nerva, er habe die *res dissociabiles, principatus* und *libertas*, vermählt, Trajan vermehre täglich das Glück der Zeiten. Plinius überträgt das Lob, das auf Nerva geht und eine einmalige, flüchtig vorübergehende, fast wesensmäßig unmögliche Leistung rühmt, ohne tiefere Problematik auf Trajan²⁵. Schwerlich wäre ihm Tacitus darin gefolgt. Für Plinius ist mit Nerva-Trajan eine neue Epoche angebrochen, endlich ist, wie er in unserem Stück sagt, Freiheit, Heil, Sicherheit begründet worden. Alles hat sich zum besten gewendet. Für Tacitus ist das Entscheidende, daß er bei aller Anerkennung der glücklichen Wendung auf den geheimen Zug der Dinge, die im Grunde zerstörten Verhältnisse blickt, die, wie er im *Agricolaproömium* sagt, eine Heilung nur langsam wirksam werden lassen, wenn überhaupt. Der plötzliche Neuanbruch einer glücklichen Epoche widerspricht so nach ihm schon im frühesten und optimistischsten Werke gleichsam den Naturgesetzen. Und wenn er in der Galbarede einen Galba sagen läßt, und zwar schon im Jahre 69, daß die Zeit nicht mehr die ganze Freiheit, wenn auch nicht die ganze Knechtschaft verträgt, so wird er diese Meinung wohl geteilt haben und sie erst recht für die eigene Zeit gelten gelassen haben: man findet eine solche Formulierung und Erkenntnis ja nur, wenn man das Erlebnis der Erscheinung gehabt hat. Der andere Unterschied ruht im Verhältnis zur Form. So wird Tacitus hinsichtlich der Adoption sowohl dem *consensus* dieser Zeit mißtraut haben wie überhaupt auf die Form der Ernennung des Herrschers, den man einmal haben mußte, viel weniger Gewicht ge-

²⁴ Höchstens also an Galba, was Plinius ja noch viel schärfer und ausdrücklich am Schluß desselben Kapitels tut.

²⁵ P. 24,1 *iunxisti enim ac miscuisti res diversissimas, securitatem olim imperantis et incipientis pudorem* in Verbindung mit P. 36,4 *eodem foro utuntur principatus et libertas*.

legt haben als auf die Möglichkeiten der Machtverhältnisse, die mit oder ohne Adoption die Wahl auf wenige Exponenten der wirklichen Mächte einschränkte. Von Verfassung, Abgrenzungen, Institutionen hat er sich nie in der Hauptsache die Rettung versprochen. Gar auf die Götter zu vertrauen und ihre führende Hand in diesem Akt der Adoption zu erkennen, wird ihm in dieser Lage vermessen erschienen sein. Er ist der tiefer Blickende, der die Hintergründe sieht, wo Plinius einschwingt in den Jubel der Zeit und optimistisch auf das Wort, auf Erziehung, auf Neueinrichtung vertraut. Tacitus mag seinen guten Willen durchaus anerkannt haben, sich gefreut haben an solchen Naturen, die doch eine nicht ohne weiteres bestimmbare Entwicklung der Geschichte immerhin zum Guten lenken wollten. Er wird sicher nicht, wie ALFIERI meinte, empört gewesen sein bei der Lektüre der panegyrischen Schrift des Plinius, hätte sicher keine andere von seinem Freunde erwartet, wohl aber wird er in seiner tieferen Erkenntnis allein geblieben sein. Nicht vergrämt, verbittert und auch den Unschuldigen grollend – wir müssen ihn uns in einer Schar verehrender Jugend, gemeinsam um Geistiges bemüht, vorstellen –, aber doch wissend, daß selbst die beste Meinung, die größte Wohlgemeinheit und eifrigstes Bemühen die Abgründe verdeckt, die unter der Oberfläche schlummerten und schlummern, und mit dieser verheerenden Erkenntnis allerdings für sich und allein, aus ihr aber die Gedanken speisend, die so einmalig und persönlich sind und an deren Tiefe und Form sich der schöne Geist des Plinius entzückte.

DAS PROÖMIUM ZUM AGRICOLA DES TACITUS

Wenn das Thema dieser Betrachtung vielleicht auch nicht zu denen zählt, mit denen der Name des verehrten Geburtstagskindes am innigsten verbunden ist, so ist ihm Neues nur auf einem Wege abzugewinnen, auf dem auch er seine Erkenntnisse gesucht hat, die zum festen Bestande unserer Wissenschaft gehören: der gewissenhaften, ja minutiösen Untersuchung der sprachlichen Wendung im einzelnen und der Interpretation und Erfassung der inneren Form eines Zusammenhanges im ganzen. So möge ihm also ein Beitrag, der bekennt, daß er sich seinen Exempeln der Interpretation verpflichtet weiß, nicht unlieb sein.

In der Tat ist es so, daß drei unscheinbare Probleme sprachlicher Art und die Erkenntnis der inneren Form des Agricola proömiums uns belehren können, daß es in der antiken Geschichtsschreibung einzigartig nicht nur im Rang, sondern auch in der Form ist, daß Tacitus von Anfang an dem neuanbrechenden goldenen Zeitalter des Nerva und Trajan mit Zurückhaltung gegenübergestanden hat, daß seine Geschichtsbetrachtung, die alles Gewicht auf die tieferen Ursachen legt und die Ereignisse als zufällig gering schätzt, von ihrem Anfange an fertig war und daß sich in Form und Gehalt des Proömiums mit der spezifischen Begabung des Historikers, sich über die Zeiten zu erheben, historisches Bewußtsein in unserem Sinne zwar nicht philosophisch begründet, aber in eigener Entscheidung, bevor es dann die Geschichtsschreibung durchformt, sich selber verwirklicht.

Sprachliches

Es soll hier nicht ein jedes Problem aufgerollt werden. Ich darf auf meine Übersetzung verweisen, die wie alle meine Übersetzungen als verkürzte Interpretation und Nachgestaltung zu Tacitus hinführen soll und meine Auffassungen erkennen läßt. Hier kann es uns nur um die Fragen gehen, von denen das Verständnis eigentlich abhängig ist.

at nunc narraturo mihi vitam defuncti hominis venia opus fuit, quam non petissem incusaturus¹; tam saeva et infesta virtutibus tempora!

¹ Die Überlieferung ist völlig intakt. Unnötig die verdeutlichende Konjekturen von ROTH *fuert*. WEX hat das begründende *tam* erkannt, das uns jetzt nach den For-

Friedrich KLINGNER², der das Verdienst hat, das Agricolaproömium als Begründung der taciteischen Geschichtsschreibung ernst genommen und ihm wesentliche Erkenntnisse abgewonnen zu haben, übersetzt diesen Satz: »Aber jetzt hätte ich, willens, das Leben eines hingschiedenen Mannes zu erzählen, Duldung nötig gehabt, um die ich nicht gebeten hätte, hätte ich anschuldigen wollen. So brutal und großen Eigenschaften feindlich ist die Zeit.« Von dieser Übersetzung – auf die Gliederung ist noch einzugehen – hängt nicht zum wenigsten die Vorstellung ab, daß Tacitus optimistisch die neue Zeit unter Nerva und Trajan als den Anbruch eines goldenen Zeitalters begrüßt habe, dann aber enttäuscht worden sei, mag dabei auch sehr fein bemerkt werden, daß Tacitus mit einem Fuße gleichsam noch in der Vergangenheit stehe. Mir haben sich die Zweifel an dieser Übersetzung so verstärkt, daß ich dafür plädieren möchte, sie aufzugeben. *opus fuit* kann gewiß nach der Regel der Verben des Könnens und Müssens die Realität eines Nötigseins in der Vergangenheit bei der Irrealität des Faktums zum Ausdruck bringen: ich hätte nötig gehabt (habe es aber nicht ausgeführt, und jetzt habe ich es nicht nötig). Etwas anderes ist es aber, wenn darauf ein Irrealgefüge folgt: um die ich nicht gebeten hätte, hätte ich anschuldigen wollen. Die Irrealität des angenommenen entgegengesetzten Falles (*quam non petissem* – nicht

schungen über die Umgangssprache selbstverständlich erscheint, und richtig abgeteilt. Die Konjekturen von LIPSIVS *quam non petissem ni incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora* sucht dem Unsinn, den der Satz ohne die Interpunktion von WEX ergibt – als ob eine scharfe Anklage gegen die *virtus*feindliche Zeit nicht der Entschuldigung bedurft hätte – auszuweichen, verliert sich aber ins sprachlich Unmögliche, vor allem aber fügt sich die Vorstellung, daß Tacitus nur bei einer Anklage der so *virtus*feindlichen Zeit Entschuldigung nötig gehabt und um sie gebeten habe, weder zu der Aussage, daß er jetzt Duldung nötig hat oder daß er, wenn sich die Verhältnisse nicht geändert hätten, sie nötig gehabt habe, und bringt einen Gedanken, der überhaupt außerhalb der Vorstellungen des Proömiums liegt.

² Römische Geisteswelt, Leipzig 1943, S. 317. Für KLINGNER, der zum ersten Male das Grenzhafte des Proömiums gesehen hat, war wichtig, das Zwielfichtige, daß einmal die Zeit großem menschlichen Handeln noch so feindlich ist und zum andern jetzt doch ein Aufatmen erfolgen kann, hervorzuheben. Dabei ist seine Vorstellung wohl so: *opus fuit*: es wäre Verzeihung nötig gewesen, wenn der Umschwung nicht eingetreten wäre, um die man auf keinen Fall hätte bitten müssen bei der Absicht anzuklagen. Aber mag man auch ernstlich überlegen, ob eine so angenommene hypothetische Doppelgültigkeit des *petissem* – gültig für das Jetzt und das Vorher – das *opus fuit* verselbständigt und auf die Vergangenheit zurückschiebt, so gibt doch wohl die oben entwickelte Erkenntnis, daß es im Proömium um Entschuldigung geht und daß das »Jetzt« an unserer Stelle noch nicht gesondert von der »neuen Zeit« in den Blick gerückt ist, den Ausschlag für die auch grammatisch geschlossenere Auffassung.

etwa *petiturus fuissem* – *incusaturus*) schließt hier eine beim Indikativ mögliche Irrealität des Faktischen durchaus aus und hebt sie auf. Es bleibt die Realität des Nötigseins ohne Rücksicht auf das Verhältnis zum Faktischen. Auf die isolierende Betrachtungsweise unserer Grammatiken ist es zurückzuführen, daß ähnliche Fälle nicht gesammelt und klassifiziert worden sind. Da aber diese Realität nicht in der Vergangenheit gegeben war, sondern eben im Jetzt, kann *opus fuit* nicht heißen »es war nötig«, sondern muß die Bedeutung haben »es ist jetzt nötig«. Zum selben Resultat führt die Erwägung der inhaltlichen Gegebenheiten. Wenn es sich bei *opus fuit* um eine irrealer Aussage handelte, die auf die Gegenwart bezogen wäre – »jetzt aber hätte ich nötig gehabt« –, müßte der Befund der faktischen Notwendigkeiten damit übereinstimmen, Tacitus dürfte nicht um Entschuldigung bitten. In Wirklichkeit ist nicht nur seinem ganzen Wesen nach das Proömium Erklärung und damit Entschuldigung, Entschuldigung dafür, daß die politische Leistung eines Privatmannes gewürdigt wird –: am Schluß bittet Tacitus ausdrücklich um Nachsicht und Duldung, wenn auch in der Hoffnung auf Lob und Verständnis in rechter Würdigung: *hic interim liber honori Agricolae soceri mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus*.

Dieser letzte Satz des Proömiams aber – und damit kommen wir zum zweiten Punkte – muß und kann in seiner Bedeutung eindeutig bestimmt werden. Es führt in die Irre, wenn man mit ungenügender Differenzierung, so wie es FURNEAUX-ANDERSON tun, in diesem Satz eine weitere Entschuldigung nach der ersten (*at nunc ... venia fuit*) sieht, ausgesprochen, um dem Neid auf den Preis fremder *virtus* zu begegnen, indem man das Werk als einen Akt schuldiger Liebe darstellt. Eine solche verschwommene Paraphrase ist darum gefährlich, weil man dann leicht auf den Gedanken kommt, daß der Agricola, wie sich STEIDLE³ in seinem Suetonbuch ausdrückt, der Idee nach eine *laudatio funebris* sei und, wenn auch nicht in seinem Stil – von der Form einer *laudatio funebris* hat der Agricola nämlich nichts an sich –, so doch in seinem Inhalt damit entschuldigt werden solle: es handelt sich ja nur um eine Lob- und Grabrede! Nun, das ganze Werk widerlegt eine solche Deutung. Geht es Tacitus in ihm doch um die für ihn wichtigste historische Frage, ob *virtus*, gefaßt in dem umgreifenden römischen Sinne⁴, in seiner Zeit noch möglich sei, ob der große, freie,

³ W. STEIDLE, Sueton und die antike Biographie, Zetemata 1, 130 f.

⁴ Das muß besonders bemerkt werden, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß sowohl bei der Würdigung der Tacitusarbeiten KLINGNERS als auch meines Sallust-heftes Mißverständnisse dadurch entstehen, daß man unter *virtus* Tugend im Sinne der Vollkommenheit nach einem Tugendkanon versteht. Vgl. K. VRETSKA, Studien

verantwortungsbewußte Mensch, die eigentliche historische Potenz, sich noch auswirken könne. Aber auch der letzte Satz selbst kann keinem Mißverständnis begegnen, wenn man die Form der Entschuldigung im römischen Lebenszusammenhange sieht. Ähnliche Wendungen und Situationen begegnen bei Tacitus mehrfach. Aper sagt zum Beispiel im Dialogus (Kap. 10): im Gegensatz zu Maternus, der wegen eines Cato Anstoß erregte, genügten ihm in dieser Hinsicht seine Verteidigungsreden vor Gericht. Wenn er da einmal die Ohren der Mächtigen verletzen müsse: *et probata sit fides et libertas excusata*. Das Eintreten für Angefochtene ist lobenswert, Zuverlässigkeit und Treue finden dabei Beifall, der Anstoß, den man erregt, da man notwendig freimütig sein muß – in der Kaiserzeit vor allem – ist hier entschuldigt. Daß man frei redet, so wie Maternus im Cato frei geredet hatte, wie Tacitus im Agricola frei über dessen *virtus* reden wird, ist damit entschuldigt, das Faktum an sich, nicht etwa eine bestimmte Form oder ein bestimmter Inhalt. Und von Messalla wird (hist. 4, 42) rühmend erzählt: *magnam eo die pietatis eloquentiaeque famam Vipstanus Messalla adeptus est, nondum senatoria aetate, ausus pro fratre Aquilio Regulo deprecari*. Das kühne Eintreten aus *pietas* hat man also hingehen lassen und Messalla hat noch einmal das Lob großer freimütiger Rede ernten dürfen. Mit anderen Worten: auch der Schlußsatz unseres Proömiums ist aus der Situation und Terminologie der Gerichtsrede zu verstehen. In ihr ist es ja gerade umgekehrt als in der modernen Praxis: während persönliche Bindung heutzutage vielfach wegen Befangenheit von juristischen Akten ausschließt, ist in Rom die *fides* dem Klienten gegenüber oder die *pietas* dem Verwandten gegenüber Grund für die Pflicht und somit Entschuldigung für die Übernahme der Verteidigung, selbst in heikler Sache. Lobenswert und gefordert ist das Eintreten, entschuldigt der Anstoß, den man etwa – wegen der *invidia sceleris* o. ä. – damit erregt. In Ciceros Reden finden sich derartige Entschuldigungen darum öfter. Bedenkt man die Herkunft solcher Wendungen aus den Auf-

zu Sallusts *Bellum Jugurthinum*, Wien 1955, 6: »Also ist *virtus* hier *temeritas*? ... denn damit würde *virtus* ethisch farblos ...« Nicht ganz, aber es ist im Römischen möglich, von der *virtus* eines Mannes zu sprechen und damit *temeritas* einzuschließen. Sicher ist doch auch die Kriegslust Caesars nicht ethisch farblos, sondern sogar zumal für den Römer fragwürdig und doch spricht Sallust davon, daß Caesar und Cato als einzige in seinem Zeitalter ganz große *virtus* verkörperten. Eine Gesamtdarstellung der römischen *virtus* gibt es noch nicht, sie wäre eine große und lockende Aufgabe. Ansätze bei Verf., Altrömische und Horazische *virtus*. Die Antike 15, 1939, 145 ff., G. LIEBERS, *Virtus bei Cicero*. Diss. Leipzig 1942, R. FEEB, *Virtus bei Tacitus*, Diss. Freiburg 1944 u. WürzbJb. 1948, 301 ff. Vgl. auch die Einleitungen zu Krönerband 225.

fassungen römischer Gerichtspraxis, läßt sich der in Frage stehende Satz mit aller wünschenswerten Deutlichkeit bestimmen: *professione pietatis*, durch die öffentliche Erklärung persönlicher Bindung, indem Agricola als Schwiegervater bezeichnet worden ist, darf Tacitus die Tatsache, daß er einer großen Persönlichkeit und ihrer *virtus* wie ein Verteidiger zu ihrem Rechte verhilft, als entschuldigt ansehen. Entschuldigt vor wem und weshalb? Nicht weil er etwa etwas Heikles, Anrüchiges verteidigte, sondern weil er Größe darstellt. Wie ist das möglich? Das hängt von denen ab, vor denen sein Vorgehen entschuldigt werden muß, der Zeit, die, wie Domitian selber, *infesta virtutibus* ist. Vielleicht aber glückt es ihm sogar, Lob zu erlangen, so wie es wider Erwarten Messalla mit seinem mutigen Eintreten glückte, bei denen nämlich, die sich noch den Sinn für das Rechte und die Pflicht bewahrt haben. Über Form und Inhalt der Schrift ist also mit dem Satz nichts weiter ausgesagt, als daß Tacitus das Leben eines großen Mannes erzählen will. Es handelt sich nicht um eine weitere Entschuldigung, sondern um die ausdrückliche Formulierung der am Ende von Kapitel 1 für nötig erklärten Entschuldigung.

Bei dieser Auffassung bleibt nur noch zu fragen, ob *opus fuit* denn auch wirklich »es ist nötig, ich muß« im Präsenssinne heißen kann. Darüber dürfte kein Zweifel aufkommen können, wenn man Stellen wie diese vergleicht: a. 4, 5, 6 *persequi incertum fuit* oder 3, 65, 1 *exsequi haud institui*. Kann sich der Geschichtsschreiber während der eigentlichen Geschichtserzählung in die Situation des Lesers versetzen und von ihr aus formulieren, ist das noch leichter im Proömium möglich, wo diese Beziehung zum Leser fast briefartig eng ist.

Mit diesen beiden Stellenerklärungen schließen wir uns, allerdings mit neuer Präzisierung, der Gesamtauffassung von FURNEAUX-ANDERSON wieder an. Das dritte kleine sprachliche Problem scheint zu zeigen, daß in diesem vernünftigen und zuverlässigen Kommentar das Richtige mehr aufgrund gesunder Anwendung grammatischer Prinzipien als eines bewußten Gesamtverständnisses gefunden wurde und darum auch nicht im Gange der wissenschaftlichen Bewegung überzeugt hat. Auch die Behandlung des zweiten Punktes führte ja zu einem ähnlichen Urteil. Es handelt sich um folgendes Problem: am Anfange von Kapitel 3 ist statt *sed*⁵, das die Teubnerausgabe druckt, *et* überliefert. Obwohl eine Änderung von *et* in *set* zumal nach vorausgehendem -s, wie FURNEAUX-ANDERSON selber sagen, extremely easy sei, halten sie sie doch nicht für notwendig, und seitdem schreibt man wieder *et*⁶. Zu Unrecht. Wenn F.-A. behaupten,

⁵ *set* editores Bipontini.

⁶ z. B. Heidelberger Ausgabe.

et heiße wie hier bei Tacitus häufig ›und doch‹, so sind die angeführten Stellen nicht parallel. Man kann sagen: wenn es Zusammenkünfte und Gerichtsverhandlungen forderten, war er ernst, angespannt, streng, aber öfter doch mitleidig, und das kann auf Lateinisch mit *et* ausgedrückt werden. Da hat *et* nämlich noch seine Grundfunktion der Anreihung, der Gegensatz liegt in den Begriffen, die, wie es oft auch der Dichter tut, nicht ausdrücklich rational mit Adversativpartikeln verknüpft werden. *et* in der Bedeutung ›und doch‹ erweist so Tacitus in einer grammatischen Kleinigkeit in seinem Stil von der Dichtung bestimmt⁷. In unserem Proömium aber liegt etwas anderes vor: da werden nicht Begriffe gegensätzlicher Art angereiht, sondern es wird eine Einschränkung gemacht. Gewiß, jetzt kehrt der Mut zurück, aber ... davon geschieden ist eine andere Frage. Ein solches ›aber‹ indessen kann nur durch *sed* und seine absondernde Funktion zum Ausdruck gebracht werden. Es gibt, wenigstens unter den von F.-A. angeführten Beispielen, kein *et* mit dieser Funktion. Den Ausschlag für die Änderung in *sed* gibt aber, wie ich meine, der parallele Aufbau der zwei Gedankenreihen im ersten und dritten Kapitel. Dem *sed* 3, 1 entspricht in 1 das *sed apud priores* etc., das eine gleiche Einschränkung und Absetzung, eine parallele Sonderung vollzieht.

Struktur

Das aber nun ist das Merkwürdige, daß der Aufbau dieses Stückes noch nicht um seiner selbst willen ausführlich beschrieben und studiert und damit auch nicht ganz verstanden worden ist. Die drei kleinen Beobachtungen, die wir eben machten, werden zu seinem Verständnis verhelfen. Erst dann aber lassen sich die Gedanken des Tacitus aus diesem so merkwürdigen Zusammenhange lösen. Wie verwirrend ist doch dieses Pendeln zwischen Gegenwart und Vergangenheit, dieses scheinbare Spielen mit verschiedenartigen Erscheinungen von weitestem Umfange, wie Handeln und seiner Darstellung, bis hin zum Speziellsten, der Autobiographie. Je mehr man sich von diesem Gebilde Rechenschaft zu geben bemüht, um so

⁷ Beispiele gibt es für *et* = ›und doch‹ seit Plautus. Die Dichtung (Vergil) ist wie so oft der Umgangssprache nahe. Bei Tacitus muß natürlich an die Dichtersprache gedacht werden. Freilich ist der Weg Cato-Sallust-Tacitus nicht außer acht zu lassen. Jetzt ist der Thesaurusartikel ›et‹ von J. B. HOFMANN heranzuziehen. Auch er hat (vgl. Sp. 893), soviel ich erkennen kann, kein *et* in der Bedeutung ›davon getrennt ist aber die andere Frage‹ angeführt. Bezeichnend, daß sich niemand getrieben fühlte, an den von F.-A. angeführten Parallelstellen *et* in *sed* zu ändern.

schwieriger scheint das zunächst selbstverständliche Ganze zu werden, seine rationale Ordnung sich nach dem ersten Verstehen immer wieder zu entziehen.

Der Entschluß, eine Biographie des Schwiegervaters Agricola zu schreiben, und das Erwägen der Bedingungen eines solchen Unternehmens führen, ohne daß die Absicht kund getan würde, zum Aussprechen eines Urteils: auch seine Zeit kennt Biographien, d. h. Pflicht und Aufgabe, Taten und Lebensart berühmter Männer der Nachwelt zu überliefern. Aber die Periode, in der dieses Urteil ausgesprochen wird, enthält wohl- abgewogen noch etwas von den Spannungen und Erwägungen, die schließlich in ihm mündeten: es zeigt sich dabei ein Gegensatz zwischen alter Zeit und der eigenen Zeit; denn früher war ein solches Tun üblich, heute hat man davon nur einen Restbestand (*non omisit*). Ist doch die Zeit, so wird sie mit einer Einschränkung charakterisiert, nachlässig gegenüber dem ihr Eigenen, das es zur Darstellung zu bringen gälte. Schließlich aber findet man diesen Restbestand einer einstigen breiteren Übung nur in Ausnahmefällen, wenn nämlich auffallende menschliche Größe Neid und Unkenntnis des Rechten hinter sich gelassen hat, allen Umständen zum Trotz – welche das sind, bleibt unausgesprochen – sich durchgesetzt hat. Bedenkt man die so entfaltete Komplexheit des Urteils, so stellt es sich als ein mühsam abgerungenes Zugeständnis an die eigene Zeit dar, dem nun sogleich aber auch, notwendig hervorgetrieben, als Kontrast das »aber«, die Einschränkung folgt.

Bei den Früheren – die Zeit wird nicht abgegrenzt, aber es ist an die Zeit der *res publica* gedacht, um die das Denken des Tacitus immer kreist – war alles anders, offener, frischer, kräftiger. Eine enge Verflochtenheit von Handeln und seiner Darstellung im bewahrenden Werk enthüllt sich: damals durfte großes Handeln im Strome der Zeit ohne Widerstand sich entwickeln – in *pronus* tritt das Bild einer abschüssigen Fläche vor Augen – und vollzog sich in freiem und offenem Raume – *in aperto*, wo man nicht durch Wälder und Sümpfe an der Entfaltung gehindert ist, wo man aber auch, weithin sichtbar, bemerkt wird. Im Zusammenhange damit aber steht, daß damals die erlauchtsten Geister zur Darstellung geführt und verlockt wurden, einfach weil großes Handeln den Anspruch, in die *memoria* einzugehen, stellte und man im Gefühle, diesem Anspruch Genüge getan zu haben, im Gefühl des guten Bewußtseins, seinen Lohn hatte. So spielten Gunst und Ehrgeiz bei der Darstellung keine Rolle. Es ist deutlich, daß hier nicht mehr das Problem der Biographie allein zur Debatte steht, sondern der Gedanke sich ausgeweitet hat auf geschichtliches Handeln und seine Darstellung überhaupt, und zweitens, daß die

eigene kümmerliche Zeit mit der Charakterisierung der alten ihre Kritik findet. Von der neuen Zeit her wird gedacht und formuliert. Aber nicht genug mit diesen Aussagen über das richtige Verhältnis von Grundwirklichkeiten in der alten Zeit: man findet die Bestätigung für die Aussage in den besonderen Randerscheinungen, den Extremen des Grundverhältnisses. Die Lauterkeit und Unbefangenheit des Urteils über menschlichen Wert und große Tat zeigt sich darin, daß in Rutilius und Scaurus die große Autobiographie entsteht und daß man es nicht als Anmaßung ansieht und dadurch nicht etwa die Glaubwürdigkeit gemindert wird, wenn jemand sein eigenes Leben darstellte. Ein Äußerstes an menschlicher Freiheit im Speziellsten, der Autobiographie, schließt also die allgemeine Betrachtung der alten Zeit ab. Es ist verständlich, daß gerade die Vergegenwärtigung dieses Sonderfalls nicht nur von dem Gedanken an das gegenwärtige Unternehmen hervorgetrieben wird, sondern die ausdrückliche Bezugnahme darauf geradezu fordert. Sie geschieht in einer mit Bitternis scharf formulierten Antithese: aber jetzt, wo ich das Leben eines Verstorbenen schildern will, muß ich um Nachsicht bitten, um die ich nicht gebeten hätte, wie ich es jetzt tue, wenn ich im Begriffe stünde anzuklagen. Die Verkleinerungssucht der Zeit, an der letztlich der Kaiser schuld ist, hätte eine Anklage, die Vernichtung einer Existenz, selbstverständlich gefunden. In diesem Satz kommt in der Entgegenstellung alles zum Vorschein, was in der ersten Konzession an Spannungen enthalten war. Er muß darum als Abschluß zum Vorigen genommen werden. Mit ihm beginnt nicht etwas Neues, sondern kommt das abschließend zum Ausbruch – mit einer typisch taciteischen, sarkastisch-verzweifelte Gebärde –, was vom ersten Worte an unter der Oberfläche geschwelt hatte. Trennt man diesen Satz vom Vorhergehenden ab, zerreißt man enge Zusammenhänge, den zwischen fremder Darstellung im Agricola und Selbstdarstellung in alter Zeit, zwischen Darstellung zu Lebzeiten und nach dem Tode. Nur wenn man alles zusammennimmt, kommt der Gegensatz zwischen Vergangenheit und eigener Zeit zum Ausreifen, und sie enthüllt sich als eine Zeit, die *infesta virtutibus* ist, feind aller menschlichen Größe. Denn der Gegensatz, der nun innerhalb der eigenen Zeit noch aufgebrochen ist und im Folgenden die Hauptrolle spielt, jener Gegensatz, der überhaupt erst den Gedanken an Geschichtsschreibung ermöglicht, ist noch nicht angerührt, der Gegensatz zwischen den letzten fünfzehn Jahren und dem Jetzt, in dem Tacitus die Stimme erhebt.

Bei dieser Auffassung versteht man den Neueinsatz des folgenden Stückes, das den abschließend-begründenden Ausruf des Vorigen belegt. »Haben wir doch gelesen, wie Verherrlichung freier Tat mit dem Tode be-

strafft wurde!« setzt es ein. Mit einem solchen *vidimus*⁸, dem *legimus* verwandt, hatte schon Horaz auf die Frevel der eigenen Zeit geblickt, neu mit dem Gedanken einsetzend, mit einem ähnlichen *non vidit*⁹ wird Tacitus selbst im Agricola den neuen Absatz einleiten, in dem er schildert, was seinem Schwiegervater zu sehen erspart blieb. Aber es bleibt hier nicht bei einer Vergegenwärtigung einer zur Gegenwart gehörigen Vergangenheit, sondern je krasser das zu Berichtende ist, wird auch das Vergangenheitstempus stärker, und in dem Satze: »wir haben wahrlich ein Beispiel gegeben, was ein Mensch aushalten kann«, spürt man das Abschließende. Zum Schluß aber wird der Strich unter diese Zeit noch stärker gezogen: wie die alte Zeit sah, was das Äußerste in der Freiheit war, so wir, was das Äußerste in der Knechtschaft. Ja das Gedächtnis hätte man unter dem Druck eines tyrannischen Staates verloren, wenn dem Staate darüber als über etwas, was in unserer Verfügung ist, Gewalt gegeben gewesen wäre. In dem Irrealis tritt ganz deutlich hervor, daß dieses Schlimmste, das in der Besinnung bewußt wurde, nicht mehr Wirklichkeit und überstanden ist. Mit anderen Worten: es hat sich in diesem Stück eine sehr merkwürdige Bewegung vollzogen von der Vergegenwärtigung der Vergangenheit als dem Beweis für die *virtus*feindlichkeit der Gegenwart über die äußersten Auswüchse hin bis zu einem Punkte, wo das überwunden ist, nämlich nicht nur allgemein und im groben »in der neuen Zeit«, sondern dem Jetzt. Das Stück ist also mit großer Kunst, einer Kunst, die Vergil meisterhaft geübt hat, doppelt bezogen. Es schaut einmal – als Explikation – nach rückwärts, zum andern – als Hinführung zum Jetzt – nach vorwärts.

Vom Jetzt gilt: nun erst kehrt der Lebensmut, die Lebenskraft, die Möglichkeit, freier zu atmen, zurück. In dem Präsens wird deutlich, wie diese Gegenwart als etwas im Fluß Befindliches angeschaut wird. Und man spürt schon an der vorsichtigen Formulierung und nach allem Vergangenen: auch diese Aussage ist eine Konzession, die sich Tacitus nicht leicht abringt. Noch deutlicher tritt das im weiteren Verlauf hervor; denn auf die Konzession folgt sogleich wie beim ersten dramatischen Ablauf die Einschränkung. Diese mit *sed* eingeführte Einschränkung ist kein Kontrastbild, sondern eine Besinnung auf Wesentliches, Zeitüberlegenes. Gewiß, jetzt kehrt der Lebensmut zurück, aber Zerstörtes läßt sich nicht so schnell wieder herstellen, wie es vernichtet wurde. Im menschlichen Leben, in der Natur wirken die Heilmittel langsamer, als die Krankheiten. Diese Einschränkung ist eine kühne Tat; denn sie tritt einem seichten

⁸ *vidimus*: Horaz, c. 1, 2, 13.

⁹ Agric. 45.

Optimismus der Zeit entgegen – wir kennen ihn aus Plinius, einem der lebenswürdigsten Vertreter, zur Genüge –, der jetzt, wie übrigens oft beim Antritt eines neuen Kaisers – man denke an Nero –, wenn auch diesmal mit mehr Recht, das goldene Zeitalter anbrechen fühlte. Tacitus will gewiß kein Wasser in den Wein gießen, er begrüßt das Neue wie eine Erlösung, und er freut sich noch in den Historien der Zeit, wo man denken und sagen kann, was man will, aber er ist nicht der Meinung, daß jetzt alles sogleich wieder in schönster Ordnung ist, daß man fünfzehn Jahre Domitian ohne weiteres auslöschen kann. Das bedeutet aber zugleich, daß man eine Abwertung eines Nerva und Trajan hätte heraushören können, die gar nicht in Tacitus' Sinne lag. Darum schiebt sich in die Einschränkung, wie im ersten Verlauf in das Zugeständnis die Einschränkung, sogleich als freudiges Zugeständnis ein hoher Preis Nervas und Trajans. Nerva hat die gegensätzlichen Dinge Freiheit und Einzelherrschaft vermählt, wahrlich nichts Geringes, ja fast Wesensunmögliches, nur im Herrscher selbst zu Verwirklichendes! Und Trajan läßt den Wünschen und Hoffnungen der Menschen, das neue Glück täglich mehrend, Festigkeit und Zuversicht zuwachsen. Da das hohe Lob Konzession in einer Einschränkung ist, ist es weit entfernt von Schmeichelei, weit entfernt aber auch von allem Optimismus. Es wäre nicht richtig, Tacitus von dem Erlebnis des Neuen allzusehr betroffen zu sehen: der Blick in die Tiefe ist ihm auch beim Aufatmen und den neuen Möglichkeiten nicht verloren gegangen.

Das Dunkel bleibt so, ja es tritt nach dem Aufleuchten des Mutes beim Gedanken an die neue Zeit wieder mit dem ganzen Gewicht seiner Schwere in der Besinnung hervor. Das Schlimmste an dieser Zeit unter dem Tyrannen war schließlich dies, daß das Nichtstun, die *desidia*, die auch ein Vergil in seinen Georgica als dem Menschen so fremd angesehen hatte, daß er in ihrer Bekämpfung das Hauptmerkmal des Zeitalters unter Juppiter sah, statt dem Wesen entsprechend gehaßt, schließlich geliebt wird. Wie sollte da die Befürchtung, daß es langsam mit der Erholung gehen würde, nicht begründet sein? Wo doch, abgesehen von denen, die eines natürlichen Todes starben, nun auch gerade die Besten wegen ihrer *virtus* dem *princeps* zum Opfer fielen, wo doch die wenigen Überlebenden – von denen, die zählen, natürlich – fünfzehn Jahre geschwiegen haben, das heißt, menschlichem Wesen auch dadurch entfremdet, sich selbst überlebt haben! Der Gedanke ist wie von magischer Gewalt wieder ganz dem Unglück der Zeit, einer Vergangenheit die sich von der Gegenwart nicht einfach zurückschieben läßt, zugetrieben worden. Das Sichvertiefen in die schlimmsten Möglichkeiten der Zeit ist vergleichbar dem Eindringen in

das Wesen der alten Zeit im ersten Kapitel. Das Verfallen an die Erinnerung aber der Bewegung des Mittelstückes. Nur daß jetzt nicht wie dort das Abgeschlossene stärker hervortritt, sondern wie im ersten Kapitel ein hartes Abbrechen erfolgt. Der Gegensatz, der folgt, ist aber nicht ein sachlicher Kontrast, sondern der Besinnung auf die innere Verwandlung des Menschen in der Domitianzeit entsprechend ein moralischer. Dem Versunkensein und dem Haften an der *desidia* dieser Zeit wird ein kräftiges Dennoch entgegengestellt. Mag man auch nicht mehr wie in alter Zeit Geschichte schreiben können, mag man das große, allgemeine Sprechen verlernt haben, jetzt, in der Zeit, wo es möglich ist, muß man tatkräftig wirken, darf man es sich nicht verdrießen lassen, das Gedächtnis an diese Zeit zu erhalten. Das Gedächtnis der vergangenen Knechtschaft und das Zeugnis des gegenwärtigen Guten, das sind die Gegenstände, die der Historiker zu erhalten hat.

Weit ab ist man von dem nächsten Anliegen gekommen. Geschichtsschreibung ist, dem Zuge ins Allgemeine im ersten Ablauf (I. Kap.) ebenso wie der Vertiefung ins Wesen der Menschheit überhaupt im zweiten Ablauf entsprechend, Inhalt des Entschlusses, und die Biographie des Agricola, doch nur ein kleiner Teil eines so großen Unternehmens, ist anscheinend ganz vergessen. Andererseits war es ja die gegenwärtige Absicht, die zu den Gedanken des Proömiums führte, und die Aufgabe und das Verhältnis zu ihr waren, wie sich an entscheidenden Stellen zeigte, immer anwesend. So kann denn, nachdem die großen Gedanken geklärt sind, kurz das, was über den Anlaß und das vorliegende Vorhaben speziell zu sagen ist, angefügt werden: der Agricola ist ein Interimswerk – *hic liber interim* –, es mag genommen werden als eine erste Erfüllung der von der neuen Zeit auferlegten und ermöglichten Pflichten, bis zum großen Werk geschritten werden kann. Er ist der Ehre des Schwiegervaters gewidmet. Die *virtus* des Agricola, die unter Domitian ihre Anerkennung nicht fand, soll in die *memoria* eingehen; und Genugtuung und Trost findet der Historiker am Schluß des Werkes darüber, daß Agricola in diesem Werke verewigt sein wird. Die Verbindung des Anliegens mit den großen allgemeinen Gedanken vorher läßt jetzt besonders deutlich empfinden, daß die *professio pietatis* nicht etwa den konkreten Inhalt irgendwie betreffen kann, sondern daß die verwandtschaftliche Pflicht das Daß trotz aller Hemmungen der Zeit und der eigenen Lage bejahen läßt. *Venia* der *incondita ac rudis vox* wegen und gegenüber einer Zeit, die *infesta virtutibus* ist, wird hier ausdrücklich in der Form der Aussage gefordert, so wie am Ende des ersten Kapitels ihre Notwendigkeit festgestellt wurde.

Das Ganze kann genommen werden als ein Gedankengang, der mit doppelter Vorbereitung zu zwei Resultaten führt, nämlich den Plan der künftigen Geschichtsschreibung zu begründen und den gegenwärtigen Anlaß zu erklären, eine Biographie des Schwiegervaters Agricola zu schreiben. Man findet derartiges häufiger bei Tacitus – das berühmte Christenkapitel der Annalen kann erst recht verstanden werden, wenn man diese Möglichkeit der doppelten Vorbereitung im Auge behält –, und es erklärt sich daraus, daß hinter dem Anlaß und den einsträngigen Linien, die zu ihm führen, für Tacitus die großen ermöglichenden Hinter- und Untergründe ebenso wichtig sind und als eigentliche Ursachen auch ihren Ausdruck finden müssen. Dennoch bleibt es merkwürdig, daß Tacitus die Vorrede zu einer einzelnen Schrift, einem Interimswerk, dazu benützt, nicht etwa nur diese Schrift in allgemeinere Zusammenhänge zu fügen, sondern seine ganze künftige Geschichtsschreibung zu begründen. Die Besinnung darauf wird schließlich zu der Erkenntnis führen, daß man hier überhaupt nicht von einer logisch-bewußten Absicht und der entsprechenden Entwicklung eines abstrakten, auf den vorliegenden Zweck abgestellten Gedankenganges sprechen kann. Es ist vielmehr so: aus einer wohlgefügteten, vielschichtigen Seinsordnung der Persönlichkeit heraus, der durch das Ereignis der neuen Zeit neue Möglichkeiten zum menschenwürdigen Leben und Schaffen eröffnet werden, spricht Tacitus, bewegt von seiner Absicht, von Hoffnung und Bedenken, vorsichtig und wägend seine Urteile aus, so wie sie in seinem Geiste entstehen, Gegensätze hervorrufen, Begründungen verlangen, zur Besinnung rufen oder die Klage bewegen. Man könnte denken, bei dieser Unmittelbarkeit müsse die Ordnung Schaden leiden. In Wahrheit entsteht ein kunstvolles Gebilde. Es besteht aus zwei parallelen Kurven und einem Zwischenstück. Jede der Kurven geht aus von einer Konzession, fügt sogleich eine Einschränkung an und endet mit einem scharfen Gegensatz. Die erste schwingt dabei zwischen dem Gegensatz der alten Zeit und der neuen Zeit und bezieht die großen Wirklichkeiten in sich ein, die zweite durchmißt den Raum des *animus*, der Innerlichkeit, des eigenen menschlichen Wesens in der Besinnung. Die Verengung und Verinnerlichung erfolgt in dem doppelt bezogenen Zwischenstück, in dem aus der Gegenwart des ersten Kapitels jüngste Vergangenheit wird. So kann dann diese zweite verinnerlichte Kurve zwischen dem Gegensatz der eben überstandenen Vergangenheit und dem Jetzt in derselben Weise wie die erste zwischen alter und neuer Zeit pendeln.

Aussage

An uns ist es, die so erzielte Komprimiertheit, Unmittelbarkeit und Vielschichtigkeit der Aussagen in ihrer logischen Ordnung erst sichtbar und damit die einzelne Aussage herauslösbar zu machen. Denn wer sich wie hier Tacitus auf das Wagnis großartiger und schöner Spontaneität eingelassen hat, mag Gefahr laufen, mißverstanden zu werden, wofern er nicht aus dem Ganzen aufgefaßt wird, oder anders ausgedrückt, der Philologe wird die einzelne Aussage mißverstehen, wie es auch geschehen ist, wenn er sie, ohne sich der dahinter stehenden logischen Ordnung zu versichern, herauslöst.

Der Gedankengang konnte so nur an einer Grenze der Zeiten entstehen. Die neueste Zeit ermöglicht ihn. Tacitus erkennt das dankbar an. Jetzt ist es überhaupt erst möglich, Geschichte in seinem Sinne zu schreiben. Man darf zweifeln, ob es gelingt, weil aus dem Leben, dem eigentlichen vollen Leben, fünfzehn Jahre herausgeschnitten sind, man muß damit rechnen, daß die *virtus*-Feindlichkeit der Zeit bleibt. Insofern steht man noch mehr in der Vergangenheit als in einer Hoffnung gebenden Gegenwart, ja die Gegenwart ist einmal neue Zeit im Gegensatz zur alten, zum andern Jetzt gegenüber der Domitianzeit, sie ist selber mehrschichtig. Aber trotzdem hat man die Pflicht, die Möglichkeiten der Situation zu ergreifen. Daß es in ihr für Tacitus seinem Schicksal nach und als einen sprachgewaltigen und bewußten Menschen nur die Aufgabe der Geschichtsschreibung geben kann, aus dem Gefühl heraus, daß er einer der letzten ist, die dazu imstande sind, das wird nicht entwickelt. Das muß als Entschluß noch eine Schicht tiefer hinter dem Ausgesprochenen stehen, es kann als Persönlichstes nur vermutet werden. Sehr wohl aber ist deutlich, was Tacitus unter dieser Geschichtsschreibung versteht. Es geht ihm dabei nicht um Formen. Ob Biographie, Selbstbiographie oder Geschichtsschreibung: es kommt ihm darauf an, daß Lebensart und Taten großer Persönlichkeiten, überhaupt großes menschliches Handeln und rechte Zustände, in denen die Stimme des Volkes, die Freiheit des Senates und das Bewußtsein des Menschengeschlechtes *ungebrochen* sich behaupten und betätigen können, ebenso wie unnatürliche, verderbte, die verdiente Würdigung finden. Am schlimmsten und eigentlich verderblich wäre es, wenn alles in sklavischem Schweigen hingenommen würde, zu Verlässlichem und Unangefochtenem aber kommt man auch nicht, wenn die *memoria*, das Gedächtnis, aus dem man lebt, in die Niederungen des Tageskampfes gezogen würde, wenn der Historiker, wie es bis jetzt im Unterschied zur alten Zeit geschah, um Gunst buhlte und sie ehrgeizigem

Streben dienstbar machte. Wozu diese *memoria*, wozu das Gewissen und Bewußtsein der Menschheit? Hier wird nicht gefragt, nicht auf Sinn, Ziel und Absicht hingewiesen, aber die empörte Gebärde über ihre Verletzung läßt die Meinung des Tacitus leicht formulieren: ohne dies kein menschenwürdiges Leben, *memoria* ist Wesen des Menschen und Garant für Fruchtbarkeit der Geschichte, die verdorrt, wenn großem und rechtem Handeln nicht die Anerkennung, und sei es nur durch den Geschichtsschreiber und in der *memoria*, winkt. In ihr allein findet man die Maßstäbe des Lebens und Tacitus mißt in dem Proömium selbst sein Vorhaben an den äußersten Möglichkeiten, die sich in der *memoria* vorfinden. Hier versteht man, warum die Betrachtung über Geschichtsschreibung zur Lebensbeschreibung des Agricola gehört und was sie in Bezug auf sie bedeutet: es wäre dem Agricola wenig gedient, wenn er eine *laudatio*, eine womöglich unverbindliche Lobrede erhielte. *Honori destinatus*, das heißt bei der römischen Gleichung von *honos* und *virtus*, daß Leben und Verdienst mit Wahrhaftigkeit gewürdigt werden sollen. Der Agricola gehört zur Geschichtsschreibung, wofern Geschichte lebt von der Art und den Entscheidungen, der *virtus*, großer Männer, mit den Maßen der Geschichtsschreibung will die Schrift also auch gemessen werden. Zugleich aber erkennt man, daß hier eine Auffassung von Geschichtsschreibung ausgesprochen wird, der Tacitus bis zum letzten Werke treu geblieben ist. Im dritten Buche der Annalen (3, 65) sagt er: ich habe beschlossen, nur die Anträge, die sich besonders auszeichneten, durch ihren Sinn für das Rechte oder durch bemerkenswerte Schändlichkeit, zu berichten, weil ich es für die vorzügliche Aufgabe der Annalen halte, daß rechtes Handeln nicht verschwiegen wird und daß verkehrtes Wort und verkehrte Tat bedroht sei durch die Furcht vor der Nachwelt und Schmach.

Folgerungen

Die so aufgefaßte Gestalt des Proömiums und der Entwicklung seiner Gedanken, deren logische Ordnung im vorigen nur kurz umrissen werden konnte, muß mit Bewußtsein festgehalten werden¹⁰. Dann wird sich über

¹⁰ Ich führe die Folgerungen, die das meiste wie auch der Abschnitt »Aussage« dem zitierten Aufsatz KLINGNERS verdanken, darum aus, weil man fragen könnte, ob es sich lohnte, der inneren Struktur eines Zusammenhanges so ausführlich nachzugehen. Offenbar wird es vielfach für überflüssig gehalten und bestehen große Schwierigkeiten, den Sinn für diese Fragen der inneren Form offen zu haben. So hat z. B. keine der zahlreichen Rezensionen meines Sallust das hervorgehoben, was ich

die Versuche urteilen lassen, es in anderer Beziehung zu verwenden, und ein Maßstab für künftige gewonnen sein. Wir wollen hier die vier am Anfang versprochenen Resultate, die sich aus ihm selbst ergeben, ausdrücklich noch kurz entwickeln.

1. Hält man sich die Form des Proömiums mit seinen zwei Kurven und dem verbindenden Mittelstück vor Augen, so wird der Unterschied zu allem, was wir sonst an Proömien der Historiker kennen, recht deutlich, und zwar zu den Proömien der griechischen Historiker, eines Hekataios, Herodot, Thukydides und Polybios, die von der Bedeutung ihres Gegenstandes handeln, wie auch zu denen eines Sallust und Livius, die ihren Entschluß der Geschichtsschreibung mit Besinnung auf menschliches Wesen oder die besondere Lage begründen. Tacitus spricht unmittelbar aus der Entscheidungssituation heraus, aus der ganzen Fülle des Herzens, noch keuchend unter der Last der Vergangenheit und eben befreit aufatmend. Fragt man nach Verwandten, so kenne ich im Griechischen nichts. Bei Tacitus gibt es Vergleichbares in dem leidenschaftlichen Bekenntnis des Maternus zur Dichtkunst, *more poetarum*. Vor allem aber müßte man an die Dichter selber erinnern. So spricht Tibull im ersten Gedicht aus der Entscheidungssituation heraus, in der er sich zur Lebensform des elegischen Dichters entschließt, so wird Lucilius in der ersten Satire des 26. Buches etwa seine Entscheidung für die Satire mit seiner Natur begründet haben. Auch an das 68. Gedicht des Catull könnte man erinnern, in dem aus der Situation heraus leichte Liebesdichtung abgelehnt wird zugunsten eines Gedichtes, das die römische Elegie begründet. Es ist bezeichnend, daß wir Tacitus nicht nur stilistisch im Gefolge der Dichter einhergehen sehen, sondern daß er, der Philosophie immer fremd, hier

für das Hauptresultat halte. Ich darf es noch einmal kurz andeuten. Es handelt sich um ein typisch deutsches Problem (in den anderen Ländern ist es als Frage noch nicht gefaßt): welchen Prinzipien und Gesichtspunkten gehorcht der Aufbau des *Bellum Jugurthinum*. Gegenüber der Vereinseitigung einer einplanigen Komposition (nach Entwicklungsphasen Jugurthas, nach Stadien des Zustandes der *res publica*) bzw. dem Verzicht, überhaupt größere Komposition zu erkennen, wird gezeigt, daß die Prinzipien wechseln: im Anfang steht Jugurtha als maßgebend im Mittelpunkt, im Mittelteil die *res publica* und ihr Sichfinden, im letzten die *virtus* der Feldherren. Dieses Wechseln läßt sich aufzeigen in den Erzählformen: so geht der Blick im Mittelteil etwa von der Unverschämtheit Jugurthas jeweils nach Rom, im letzten Teil von den Taten der römischen Feldherrn jeweils zu Jugurtha und den Wirkungen der Taten auf ihn. Diese Erkenntnis von dem Wechsel der Struktur der inneren Form, je nach der wahren Struktur der Wirklichkeit, hat VRETSKA zuerst am Catilina gezeigt. Darum setze ich mich auch mit ihm vor allem auseinander und führe seine Gedanken am noch deutlicheren Beispiel des Jugurtha fort, nicht etwa, um ihn im einzelnen zu präzisieren.

sein Anliegen und seine Aufgabe als Historiker als der Lebensform des Dichters verwandt empfindend, sie auch in der Form der aus dem ganzen Sein aufbrechenden Äußerung, also in dichterischer Form entwickelt. Für das Römische überhaupt ist es wichtig, daß im Bewußtsein solche entscheidenden Situationen – *consilia* – eine große Rolle spielen. Überhaupt muß man von dem Begriff des *consilium* ausgehen, wenn man darnach fragt, was die Römer unter Handeln, historischem Handeln, verstanden haben.

2. Man wird weiter zugeben, daß man, wie für den eigentlichen Inhalt schon angedeutet, natürlich erst recht nur mit höchster Vorsicht, d. h. unter Rücksicht auf gedanklichen Stellenwert und den Gefühlston, Tatsachen gewinnen kann, die nicht direkt in der Richtung des von Tacitus Ausgesagten liegen. STEIDLE¹¹ hat in seinem schon erwähnten Buche die Behauptung, der Agricola sei der Idee nach eine *laudatio funebris*, mit dem zweiten Kapitel begründet, in dem von den *laudationes* des Paetus Thrasea durch Arulenus Rusticus, des Helvidius Priscus durch Herennius Senecio die Rede ist. Wir haben die Überleitungsfunktion des Abschnittes und seine doppelte Bezogenheit gesehen, gesehen, daß mit den Anfangsaussagen allein die *virtus*-Feindlichkeit der Zeit begründet wird. Mit der Bücherverbrennung unter Domitian wird ein äußerster Beleg dafür gegeben, mit jener Gebärde – *legimus* –, die eine Identifikation mit dem eigenen Unternehmen völlig unmöglich macht, ebenso wie etwa eine Parallelisierung mit dem zu erwartenden Schicksal: eine Biographie des Agricola wäre, natürlich ohne die Domitianabschnitte, auch unter Domitian nicht verbrannt worden. Die Fälle haben ebenso wie die extremen Fälle der Autobiographie nicht die Kraft, den Agricola mit einem derselben in der Form und der Absicht zu identifizieren. Im Gegenteil: der Agricola ist das Normalste von der Welt und bedarf doch der Entschuldigung. Daß das Unternehmen aber so normal ist, ermißt man an historischen Extremen!

Wichtiger aber noch ist die Frage, was man aus diesem Proömium für die Haltung des Tacitus zu Nerva und Trajan lernen kann. Hier ist festzuhalten, daß der Preis dieser Männer, der Dankbarkeit für die Möglichkeit des freien Wortes entspringend, nur eine Konzession gegenüber dem

¹¹ S. 130: Hierzu gehören etwa Polybs Philopoimen, den der Autor selbst als enkomiasisch bezeichnet (10, 21), Nepos' Epaminondas, der in der Reihe der *virii illustres* steht, in der Disposition aber deutlich an das Enkomion anknüpft, die römischen *laudationes funebres*, die bis ins Detail hinein einen starken Realismus gezeigt haben müssen, schließlich Tacitus' Agricola, der der Idee, wenn auch nicht dem Aufbau nach an die *laudatio* anschließt (c. 2), dabei aber ein starkes Interesse für realistisch-biographisches Detail zeigt.

weitgreifenden Gesamturteil über die Zeit ist. Dieser konzedierte Preis ist gewiß hoch gegriffen, fast zu hoch. Die *res dissociabiles*, *principatus et libertas*, sind von Nerva verschmolzen worden. Für einen Cicero waren die beiden Prinzipien in der sog. Mischverfassung vereint, solange der *consensus* gewahrt blieb. Tacitus urteilte später, die Mischverfassung sei zwar sehr schön, könne aber nur in wenigen glücklichen, schnell vorübergehenden Augenblicken verwirklicht werden. Sollte er hier an die Stabilität der vermischten Gegensätze ernstlich geglaubt und ihr Zukunft versprochen haben? Entscheidend aber ist der Charakter der Konzession, der durch die Erkenntnis des parallelen Aufbaus besonders deutlich hervortritt. Es soll, das ist Tacitus' Ansicht, alles anerkannt werden, die persönliche Leistung, das Geschenk der neuen Freiheit: alles das bedeutet noch nicht eine Änderung der Zeit. Man kann die Höhe geistigen Lebens leicht vernichten, der Wiederaufbau ist viel langwieriger. Im Augenblick des Glückes, das für einen auf Freiheit angelegten Menschen wie Tacitus ein echtes Glück ist, ist er weit davon entfernt, obwohl doch offensichtlich die Familie – Agricola – lange auf Trajan¹² gehofft hat, den Optimismus der Zeitgenossen zu teilen.

3. Daß ihm das gelingt, daß er selbst im Augenblick der Befreiung nicht der öffentlichen Stimmung verfällt, das verdankt er seinem unbestechlichen Blick für Wesentliches. Er hält auch im Augenblick der Befreiung seine Erkenntnisse über die *natura hominum*, die menschliche Schwachheit fest. Die menschliche Schwachheit rafft sich nicht so leicht auf, erreicht nicht so schnell die Gesundheit wieder, wenn sie einmal der Zerstörung und Entkräftung anheimgefallen ist. Mit diesen Gedanken und dem daraus entspringenden Urteil über die Zeit steht Tacitus im Wesentlichen seiner Geschichtsauffassung, nicht nur dem Bewußtsein seiner Absichten, fertig vor uns da. Hier praktiziert er schon, was er in den Historien (I 4,1) ausdrücklich sagt: *ceterum antequam destinata componom, repetendum videtur qualis status urbis, quae mens exercituum, quis habitus provinciarum, quid in toto terrarum orbe validum, quid aegrum fuerit, ut non modo casus eventusque rerum, qui plerumque fortuiti sunt, sed ratio etiam causaeque noscantur*. Die Früheren waren im Gefolge des Polybios stolz darauf gewesen, wenn sie nicht nur die Fakten wie die Priesterannalen berichteten, sondern auch die *rationes*, die Gründe, die zum Ereignis führten, mit der naiven rationalistischen Sicherheit, die meint, man könne die Notwendigkeit eines Ereignisses beweisen. Hier setzt Tacitus sein »Nein« entgegen in einem Satze, dessen

¹² Agric. 44: ... *ac principem Traianum videre, quod augurio votisque apud nostras auris ominabatur*.

scheinbare Unlogik mehr Aufsehen hätte erregen müssen¹³. Wie kann man die *ratio* und die *causae* aufzeigen, wenn die *casus eventusque*, also die geschichtlichen Ereignisse meistens zufällig, Spiel der *fortuna* sind? So hätte jeder pragmatische Historiker in Rom Tacitus fragen müssen. Nun, für Tacitus sind *ratio* und *causae* etwas Tieferes, die eigentlichen geschichtlichen Kräfte, die zwar die pragmatischen Ereignisse nicht ausprägen, aber bedingen. Die neuere Forschung kann jetzt immer wieder zeigen¹⁴, daß Tacitus entsprechend von der Erkenntnis dieser tieferen Ursachen her in seinem Urteil bestimmt, sich von dem oberflächlichen Rationalisieren der Vorgänger frei gemacht hat. Tacitus kommt es schon im Agricola und immer in der Erkenntnis der Bedingungen und Möglichkeiten und im Urteil über das Handeln auf die tieferen Kräfte, die sittliche Welt des Menschen und der Zeiten, ihre Gesundheit und Verderbtheit und die Größe ihrer Leistung an. Man ist versucht, an Jakob Burckhardt zu denken (Weltgesch. Betr., Kröner, S. 5): unser Ausgangspunkt ist der vom einzig bleibenden und möglichen Zentrum, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird.

4. Dieser Sinn für das Wesentliche hat Tacitus, wie die meisten großen Römer, davor geschützt, allzusehr den zeitbedingten Ausprägungen und dem einzelnen Faktum zu verfallen. Verfassungsfragen, Systeme, Ideologien sind für ihn erst in zweiter Linie wichtig, und die Suche nach dem Gesunden und Rechten eines freien Menschentums oder gesellschaftlicher Zustände hat ihn bis in die Annalen offen gelassen für Gutes auch der eigenen Zeit. Das schließt nicht Strenge des Urteils aus und nicht, daß Kernschäden als Signum der eigenen Zeit erkannt werden. Der Verlust der Freiheit in der eigenen Zeit ist ihm schmerzlicher als die Übertreibungen

¹³ Vgl. J. KROYMANN, *Fatum, Fors, Fortuna und Verwandtes im Geschichtsdenken des Tacitus*, Satura, Festschrift Otto WEINREICH, Baden-Baden 1952: »Selbst in dem am stärksten kausalistisch klingenden Satz des gesamten taciteischen Geschichtswerkes heißt es doch von den *casus eventusque rerum*, daß sie *plerumque fortuiti* seien ...« Vielleicht auch noch zu wenig scharf BRIESSMANN, *Hermes*.-E. 10, 1955, 25 in seiner sehr guten Zusammenfassung: »Tacitus geht es um eine umfassende Aufhellung der Vorgänge im allgemeinen, besonders aber um das Aufzeigen der ‚Ursachen‘, der wahrhaft wirkenden Kräfte, *ut non modo* etc. Ursachen im taciteischen Sinn unterscheiden sich durchaus nicht immer von denen, die pragmatische Geschichtsschreibung heranzieht, aber Tacitus behandelt sie nicht als fest umschriebene, in ihrem Wirken überall nachprüfbare Faktoren.« Es handelt sich um ein Nein gegen die Berechenbarkeit der Geschichte und ein Bekenntnis zu den Grundstrukturen.

¹⁴ Vor allem F. KLINGNER, *Die Geschichte Kaiser Othos bei Tacitus*, Leipzig 1940, ders. *Tacitus über Augustus und Tiberius*, München 1954, BRIESSMANN a. O.

der Freiheit zur Zeit des letzten Jahrhunderts der Republik. Und weil er sich so großen entscheidenden Werten in seiner Existenz verbunden weiß, darum scheiden sich für ihn unumkehrbar Epochen und Welten. Alte Zeit ist für ihn ein wesentlicher Begriff – für einen Aper im Dialogus, aber auch etwa für einen Plinius ein durchaus relativer – und das Imperium ist für ihn eine Welt für sich, von der sich andere Welten wie die germanische scheiden. Weil er mit Liebe an der *libertas* hängt, gelingt ihm ein Verstehen der Germanen, und mit seinem Herzen, nicht mit dem historischen Verstande lebt er in der alten Zeit der *res publica*. Damit ist eine Fähigkeit in ihm entwickelt worden, die, soweit ich sehe, sonst kein antiker Historiker, selbst ein Sallust nicht, besessen hat und die sich im Proömium zum Agricola gleich zu Anfang besonders schön zeigt.

Ich will behutsam davon reden. Philologie ist eine bescheidene Wissenschaft. NIETZSCHE hat geglaubt, ihr das zum Vorwurf machen zu dürfen: eine Zeile Produktivität ist mehr wert als die ganze Philologie! Dabei hat er eines übersehen: daß wahres Verstehen des Gemeinten nicht vorstellbar ist ohne die eigene Besinnung und eigenes Gewachsensein. Und daß sich die Aussage oft nur in der Richtung unterscheidet: die philosophische ist direkt, die philologische indirekt. Und wenn HEIDEGGER in der jüngsten Charakterisierung des Verhältnisses von Besinnung und Wissenschaft nicht auch bei der Beschreibung der Philologie in erster Linie die Naturwissenschaft vor Augen hätte, wenn er sagt: »wenn die Philologie von der Sprache handelt, bearbeitet sie diese nach den festliegenden Hinsichten der Grammatik, der Etymologie und Sprachhistorie, der Stilistik und Poetik«, so müßte er entweder anerkennen, daß es in der Philologie – und aller interpretierenden Wissenschaft – eine Wissenschaft gibt, die ohne Besinnung nicht auskommt, oder der heutigen Philologie den Wissenschaftscharakter absprechen. Man darf daran erinnern, daß es seit Jahrzehnten eine Philologie gibt, die in dauerndem bewußten Rückgriff des Interpreten auf sich selbst das Besondere ihres Gegenstandes in echter Begegnung erfaßt und nach Bedingungen und Einmaligkeit, nach Zeitbedingtem und Zeitüberlegenem mit wissenschaftlicher Sicherheit versteht, nicht ohne die Gefahr des Sichaussetzens. Aber das, wovon jetzt wenigstens andeutend geredet werden muß, verlangt freilich noch etwas anderes, ein Heraustreten aus der Beziehung zum Text.

In dem Proömium zeigt sich eine enorme Kraft, Gegenwart zu erleben, indem man sich doch frei von ihr macht. Es zeigt sich eine Leichtigkeit, die Epochen »jüngste Vergangenheit – Jetzt« zu erkennen, sie in ihrer Bedeutung einzuordnen, vor allem aber aus diesem kleinen Raum in den größeren zu steigen, den Gegensatz zwischen alter und neuer Zeit, einer

neuen Zeit, die das Jetzt in seiner Tiefe noch mitumfaßt, und zwischen diesen Gegensätzen zu wechseln, sich dabei mehr oder weniger über die Zeiten erhebend. So ist das merkwürdigste und anstößigste Faktum, dem man noch nicht ins Gesicht geschaut hat, zustande gekommen: daß das »Jetzt« einmal verdorbenes *virtus*feindliches Zeitalter und zugleich Anbruch der Freiheit ist, bei dem der Lebensmut zurückkehrt. Dieses freie Wechseln im Raum der *memoria*, und zwar nach seiner faktischen als auch seiner sittlichen Seite, gibt Maßstäbe. Man sieht, was das Äußerste in der Freiheit und in der Knechtschaft ist, man erkennt die Formen, Selbstbiographie, Geschichtswerk usw. als Ausdruck der Zeiten und ihrer Bedingungen und Werte, *callidus temporum*, mit Geschmack für die Zeiten, und man kann eigenes Tun und Handeln in Verpflichtung und Schwierigkeit ermessen aus diesem Raum der *memoria* heraus, der *conscientia generis humani*, dem Raum der Möglichkeiten.

Dieses freie Spielen im Sicherheben über die Zeiten, der tiefere Maßstab der menschlichen Natur, der in diesem Auf und Ab gewonnen wird und alles auf einen Grundwert, das Mehr oder Weniger menschlicher Freiheit bezieht, und die Fähigkeit, das Besondere, Porträtartige der Zeiten bis in ihre speziellsten Formen zu erkennen mit dem »Geschmack für die Zeiten«, ist im Proömium des Agricola in seiner ganzen Fülle so lebendig da wie im anderen Werk des Tacitus, vor allem im Dialogus¹⁵. Ich meine aber, das sind die spezifischen Qualitäten des Historikers und des historischen Bewußtseins. Das Agricolaproömium, noch nicht Darstellung, sondern aus historischem Bewußtsein eigene Entscheidung vollziehend, erweist Tacitus als Historiker, nicht als Moralisten. Doch müssen wir hier die Bescheidenheit der Philologie üben und die Behauptung als Frage an den Historiker, der sie aus eigener Erfahrung, und den Philosophen, der sie aus dem Grunde zu beantworten versteht, weitergeben.

¹⁵ Hinzukommt das Erarbeiten der Maßstäbe aus der Geschichte und die Vorstellung, die im Begriff der *memoria* liegt und auch sonst herrscht, daß die Zeiten und Menschen in ihrem Handeln unersetzlich und unumkehrbar sind.

DAS PROÖMIUM ZU DEN HISTORIEN DES TACITUS IM ZUSAMMENHANG SEINER PROÖMIEN

Die *communis opinio* nimmt im zweiten Satz des Proömiums zu den Historien die erste Hälfte für sich: *nam post conditam urbem octingentos et viginti prioris aevi annos multi auctores rettulerunt*, um dann in einem losen Anhang mit einer Charakteristik eines Teiles dieser Epoche, nämlich der Zeit bis Actium, zu einem neuen Thema überleiten zu lassen, dem Verhältnis von Staatsform und Größe der Geschichtsschreibung: *dum res populi Romani memorabantur, pari eloquentia ac libertate*¹.

Frägt man sich, wie man sich dabei das Verhältnis des ersten Satzes zu seiner Begründung vorstellt, so bleibt wohl nichts übrig, als den Beginn des Werkes mit dem Konsulat des Galba und Vinius darin seine Begründung finden zu lassen, daß die 820 Jahre der römischen Geschichte bis dahin viele Darsteller erzählt haben, mithin des Tacitus' Bemühung überflüssig sei: sich fange mit Galba an; denn die vorhergehende Zeit haben viele Gewährsmänner dargestellt.² Der Vorzug dieser Auffassung liegt klar zutage: man kann das *nam* in seinem vollen begründenden Sinne

¹ Diese Interpunktion und die damit gegebene Interpretation findet sich schon in *Puteolanus'* Ausgabe von 1497. Nachdem Justus Lipsius (z.B. in seiner in Antwerpen 1588 erschienenen vierten Auflage) seinen Segen gegeben hatte, wird sie allgemein herrschend. Zuletzt vertritt sie F. KLINGNER, Tacitus über Augustus und Tiberius, Sbb. München 1953, 7, S. 4 Anm. 1 (dem sich jetzt H. HEUBNER in seinem reichen und durchdachten Kommentar Heidelberg 1963, anschließt): Beim Verständnis des ersten Kapitels der Historien kommt alles darauf an, zu erkennen, wie sich in dem losen Anhang des ersten Satzes (*dum res populi Romani memorabantur, pari eloquentia ac libertate*) der Gedanke von der Rechtfertigung des gewählten Anfangs einem neuen Problem zuwendet, nämlich dem Zusammenhang der Geschichtsschreibung und ihres Verfalls mit den Formen des Gemeinwesens. Die Form des Satzes und die Fortsetzung (selbständig gemachtes Satzgefüge, beginnend mit *postquam*, das dem *dum* entspricht) wiederholen sich a. 1,4,1, wo ebenfalls in dem *dum*-Satz das Neue auftritt. Die Einsicht in die taciteische Art des Gedankenfortschritts macht Hypothesen wie die von FABIA (REA 3, 1,41 ff.), SEECK (RhM 1901, 227 ff.) und MÜNZER (Klio 1,1902, 300 ff.) überflüssig.

² So klar tritt das freilich nur bei KLINGNER hervor, der weiterhin meint, daß Tacitus, um die Vorgänger des eigenen Themas nicht direkt kritisieren zu müssen, mit jenem eben genannten Anhang dazu übergegangen sei, die zu vermeidenden Gefahren an der früheren Prinzipatsgeschichtsschreibung zu zeigen. HEUBNER S. 10

nehmen und Tacitus in seinem Gedanken an die Proömien der großen Vorgänger in der römischen Geschichtsschreibung, Sallust und Livius, anknüpfen. Beide hatten auf ihre Vorgänger Bezug genommen³.

Diese *communis opinio* bringt zunächst sachliche Widersprüche mit sich. Läßt man die *multi auctores* bis zum Jahre 69 reichen, widerspricht der Text selbst: nach Actium verschwanden die *magna ingenia*⁴. Weiter sagt Tacitus selbst, daß die flavische Zeit von einer Reihe Geschichtsschreibern dargestellt worden sei, ja sein Hauptanliegen ist es sogar, diese flavische Geschichtsschreibung richtigzustellen⁵. Schließlich hat HEUB-

seines Kommentars läßt die Begründung aus der Erwägung heraus, daß leicht die Frage aufkommen mußte, weswegen Tacitus bei den aufgezeigten Mängeln der kaiserzeitlichen Geschichtsschreibung bis Nero nicht lieber diese Periode dargestellt hätte, eine rasche Überleitung sein: »Tacitus bediente sich ihrer, um den raschen Übergang zu dem zu gewinnen, was ihm als Nächstes wichtig war, dem Überblick über die bisherige römische Historiographie.« Man sieht, Begründung und Übergang sind in kein recht klares Verhältnis zueinander gebracht.

³ Soweit wir erkennen können, hat Sallust in den Historien den Beginn seines Werkes nicht damit begründet, daß die vorausgehende Zeit von vielen dargestellt worden sei, hat die Vorgänger indessen gewürdigt und kritisiert. Frg. 3 M, von KLINGNER mit Recht hinter fr. 4 gestellt und als Abschluß der Kritik an den Vorgängern gewürdigt, *nos in tanta doctissimorum hominum copia*, könnte in seiner Wortwahl darauf hinweisen, daß er sich nun rechtfertigt, daß er überhaupt zur Feder der Geschichtsschreibung greift, obwohl es soviel gebildete Leute gibt. Vgl. KLINGNER, Über die Einl. zu d. Historien Sallusts, Hermes 73, 1928, 165; Verf. Sallust, Heidelberg 1960, S. 402. Anm. 105. Für Livius ist das Problem dies, wie er den Beginn mit der Gründung Roms rechtfertigen kann, obwohl doch immer neue Historiker etwas Sichereres oder Ausgefeilteres darüber schreiben. *Et si in tanta scriptorum turba mea fama in obscuro sit, nobilitate ac magnitudine eorum me, qui nomini officient meo, consoler.* Livius behauptet sich also trotz einer Vielzahl Konkurrenten. Man sollte meinen, Tacitus habe es nicht anders gehalten.

⁴ *magna ingenia cessere* heißt »die großen Darsteller hörten auf« (warum, wird sich zeigen; sprachlich nicht haltbar J. VOGT, Orbis, Freiburg 1960, S. 113: »die Begabung ließ nach.« Im GERBER-GREEF ist die singuläre Bedeutung dieses *cedere* erkannt; denn nur unsere Stelle wird angeführt unter der Rubrik »transl. id quod desinere«. Man muß wohl hinzufügen, daß in dem *cedere* zugleich liegt, was im Annalenproöm. ausgeführt wird, daß die eigentlich genialen Begabungen zurücktreten d. h. sich an der Konkurrenz, die ihnen keinen Sinn mehr bot, nicht mehr beteiligten. Vortrefflich schon HERAEUS: »räumten das Feld.« Entsprechend *desuere* (a. 1,1) im Gegensatz zu *deterrentur* nicht »fehlten nicht«, sondern »sie versagten sich nicht« (KOESTERMANN, Komm. zu den Annalen, Heidelberg 1963). Allein diese *magna ingenia* wären natürlich für Tacitus ein genügender Grund gewesen, um selbst von einer Darstellung Abstand zu nehmen.

⁵ Vgl. A. BRIESSMANN, Tacitus und das flavische Geschichtsbild, Hermes-E. 10, Wiesbaden 1955; und hist. 2,101. *Scriptores temporum, qui potiente rerum Flavia domo monumenta belli huiusce composuerunt, curam pacis et amorem rei publicae, corruptas in adulationem causas, tradidere ...* Desgl. Josephus 4, 496.

NER gemerkt, daß man⁶ bei der Lage der Dinge jetzt nicht versteht, warum Tacitus nicht die Historiker nach Actium ersetzt, d. h. er zweifelt selbst an dem Begründungscharakter des *nam*-Satzes.

Die *communis opinio*, die auf diese Weise schon fragwürdig geworden ist, wird aber als unmöglich erwiesen vor allem durch die Schwierigkeiten des Zusammenhanges und die sprachlichen Härten, die auf diese Weise erst verursacht werden.

Was den inneren Zusammenhang des Textes anlangt, so kann man bei der Auffassung als Anhang, der zu einem anderen gewichtigen Thema überleitet, das Glied *magna illa ingenia cessare* nicht verstehen. Denn man erwartet nach der angehängten Aussage »solange die Republik dargestellt wurde, mit gleicher Beredsamkeit wie Freiheit« eine Antithese, die den depravierten Charakter der Geschichtsschreibung nach Actium entgegenstellt⁷. Wollte man solche Charakterzüge in der zwiefach gebrochenen Wahrheit jener auf Actium folgenden Geschichtsschreibung noch anerkennen – eine sinnvolle Antithese entsteht auch dabei nicht, weswegen sich HEUBNER genötigt sieht, anzunehmen, daß das vorher Gesagte jeweils vor dem nächsten Wichtigeren zurücktritt, eine Art Gedankenflucht –, so steht die Tatsache, daß die großen Begabungen verschwanden, und der verschiedene Charakter der Geschichtsschreibung vor und nach Actium auf einer anderen Ebene. Man wäre zu einer Ausflucht genötigt, etwa, daß im *postquam*-Satz die Gedanken sich aus der Antithese gelöst

⁶ HEUBNER S. 10. »Zudem konnte er mit Hilfe dieses Topos die berechtigte Frage überspielen, warum er, wenn die kaiserzeitliche Geschichtsschreibung bis zu Nero an den weiterhin aufgedeckten Mängeln litt, nicht lieber zuvor diese Periode dargestellt habe.«

⁷ So ist es bei der formal ähnlichen Periode a. 1,4,1: in dem *postquam*-Satz, der durch den an einen Abl. abs. angehängten *dum*-Satz ermöglicht wird, werden nur die verschiedenen Haltungen genannt und aufgefaltet, die im vorausgehenden Hauptsatz in der Einheitlichkeit, die zugleich Sorglosigkeit war, verborgen waren. Es stellt sich bei der Schwäche des Endzustandes heraus, daß nur wenige und vergebens die republikanische Form diskutieren (nimmt *exuta aequalitate* auf), eine größere Zahl Krieg fürchtet (bezieht sich auf *nulla formidine*), das Gros sich mit der Person des evtl. Nachfolgers beschäftigt (was *iussa principis spectare* weiterführt). Man sieht bei gleicher Struktur 1. den Unterschied zu hist. 1,1: der erste Komplex gehört enger zusammen als bei der hist. 1,1 angenommenen Gliederung. Der durch die Form ermöglichte *postquam*-Satz nimmt alle Gedanken wieder auf; 2. daß man im Historienproöm, im Gegensatz zu den homologen Aussagen a. 1,4,1 ein nicht auf derselben Ebene stehendes Glied – Vorhandensein statt Qualität – annehmen müßte. Vgl. im übrigen A. KOHL, Der Satznachtrag bei Tacitus, Diss. Würzburg 1959, der aber zu wenig interpretiert und die Zusammenhänge nicht sachentsprechend beschneidet. S. 53 zu a. 1,4,1 ohne Interpretation.

hätten und selbständig geworden seien, wobei der Gedanke der Wahrheit erst an der Stelle wichtig geworden sei, wo er Tacitus seinem Ziel näherbrachte: warum sich aber Tacitus mit einer solchen Andeutung über das Problem des Verhältnisses von Staatsform und Geschichte begnügte und warum er dabei einmal sagt, daß es bis zum Jahre 69 n. Chr. *multi auctores* gegeben habe, schon bald nach Actium – durch *simul* werden Aufhören der großen Begabungen und Anfang des Niedergangs der gleichen Zeitstufe zugeordnet – die großen Begabungen verschwunden seien, ein offenkundiger Widerspruch (falls man nicht wieder eine Ausflucht ergreifen will, daß nämlich die *magna ingenia*, obwohl durch das hinzugefügte *illa* auf etwas Früheres verwiesen wird, sich nicht auf die *multi auctores* beziehen), ist nicht zu verstehen.

Vor allem scheint aber die vorgeschlagene Abtrennung des *dum*-Satzes als Anhang und das Komma nach *memorabantur* sprachlich unmöglich. Ist das hohe *memorabantur* schon unangemessen, wenn nicht die Art und Weise der Darstellung ausgedrückt werden, sondern nur ein Zeitabschnitt abgegrenzt werden soll – statt eines einfachen *scribebantur* oder *referebantur* (das freilich schon abgebraucht war)⁸ –, so kann *res populi Romani* nie und nimmermehr heißen ›die republikanische Zeit‹. HEUBNERS Bemerkung im Kommentar führt in die Irre. Sie hätte heißen müssen, daß *res populi Romani* gleich *res liberi* oder *prioris populi Romani* weder bei

⁸ Hier entsteht eine weitere Schwierigkeit in der Auffassung des *dum*. Zunächst einmal wird der unbefangene Leser in die Irre geführt, weil er das *dum* mit Impf. auf die vorhergehende Aussage bezieht – Typ wie Cic., Tusc. 1,101 *fuit Lacedaemoniorum gens fortis, dum Lycurgi leges vigeant* –, Annalen 1,4,1 beginnt ja das Neue nicht im *dum*-Satz, sondern mit dem ablativischen Anhang *nulla in praesens formidine*, der dem nachgestellten *pari libertate et eloquentia* entsprechen würde. Dann aber macht das Impf. (an der Annalenstelle 1,4,1 steht bezeichnenderweise das Perf.) Schwierigkeiten. Ist seine Funktion in Verbindung mit *dum* doch die, eine unbegrenzte Dauer in Verbindung mit einer auf diese Dauer bezogenen Aussage auszudrücken, die dann mit einem *postquam*-Satz, abgestoppt werden kann (deutsch: solange als ...). Darum bemühen sich die Kommentatoren, zu beweisen, daß das Impf. auch zur Abgrenzung eines Zeitraumes dienen kann: H. HEUBNER: *dum* mit Ind. Impf. zur Bezeichnung einer gleich langen Dauer in der Vergangenheit Thes. 1. L. V 1, 2214, 72 ff. Kü-St. II 2, 375,4; Leüm.-Ho. 742 f.; P. WULLEUMIER, Tacite, Histoires livre I, Paris 1959: l'imparfait de l'indicatif après *dum* marque une continuité absolue. Es mag genügen, festzustellen, daß bei der oben vorgetragenen Auffassung diese Schwierigkeiten wegfallen. Vgl. besonders L.-H. S. 744, 305c: *dum* = bis ist aus ›solange als‹ durch Einbeziehung des Endes der Zeitstrecke entwickelt ... Ind. Impf. und Plqpf. sind ganz ausgeschlossen ... Da in der üblichen Auffassung wie auch in ann. 1,4,1 alles auf das Ende der Zeitstrecke sachlich ankommt, hätte man schließen müssen, daß das Impf. unmöglich ist, bzw. daß es auf die andere Auffassung weist.

Livius noch Tacitus noch sonstwo belegt ist⁹. Diese einmalige Bedeutung aber zugrunde zu legen bei einem Historiker, der sich mit dem ersten Satz in die Gruppe der römischen senatorischen Geschichtsschreibung im Stile des Sallust einreicht und der auch sonst natürlich der Idee nach die *res gestae populi Romani* darstellen will¹⁰, scheint erst recht nicht angängig.

Das Komma muß also fallen, der *dum*-Satz ist eine Einheit¹¹.

»Die rund 820 Jahre bis zu meinem Beginn im Jahre 69 n. Chr. haben viele Gewährsleute berichtet, solange die Geschichte des römischen Volkes mit gleicher Beredsamkeit wie Freiheit dargestellt wurden. Nach Aktium schwanden jene großen Geister.«

Das ist eine klare Antithese. Die 820 Jahre werden aufgliedert in eine Zeit vor und nach Aktium¹². Die erste Zeit ist durch eine Fülle von Historikern – *auctores* wird gesagt – nicht einfach *scriptores*, weil der Begriff

⁹ Außer an unserer Stelle erscheint *populus Romanus* in der Bedeutung »das römische Volk zur Zeit der Republik« an folgenden Stellen: a. 1,1,8; 4,32,4; 11,24,23; Dialogus 19,9. Stets wird wie auch bei Livius die Bedeutung durch ein Adjektiv präzisiert (*vetus* oder *prior*). An der für HEUBNER interessantesten Stelle – G 37 (sie führt WUILLEUMIER an; sie zeigt freilich, wie eine solche Antithese aussehen müßte) – ist die Bedeutung durch die Antithese klargestellt. Wichtiger noch als der sprachliche ist der stilistische Gesichtspunkt.

¹⁰ Noch in den Annalen (14,19,4) nennt Tacitus den Servilius, der eine Geschichte der ersten Kaiser, vielleicht bis Claudius geschrieben hatte *mox tradendis rebus Romanis celebris* (vgl. denselben Ausdruck für Sallust a. 3,30,6). Von *auctores rerum* spricht Tacitus außer h. 1,1,3 an den Stellen a. 3,3,4 und 4,32,4. Um den Inhalt zu präzisieren heißt es a. 1,1,12 *Tiberii Gaigue res*, 11,11,4 *res imperatoris Domitiani*, was aber nicht bedeutet, daß es sich der Idee nach nicht um die Aufgabe handelt, die Geschichte des römischen Volkes, *res populi Romani*, darzustellen. *Populus Romanus* als Ausdruck für die Gesamterscheinung des römischen Staates begegnet überall.

¹¹ Wir kehren also zur Interpunktion von HALM (Leipzig 1897) und der Oxfordausgabe von FISHER zurück. GERBER-GREEF haben in ihrer Auffassung geschwankt, wenn sie unter dem Stichwort *eloquentia* bei hist. 1,1,4 *octingentos annos multi auctores rettulerunt ... pari eloquentia ac libertate* verbinden, dagegen unter dem Stichwort *memoro* interpungieren: *dum res populi Romani memorabantur, pari eloquentia ac libertate*. S. 322 zeigt wiederum, daß sie den *dum*-Satz mit dem vorigen verbinden. – Das Verb steht in der Mitte, um die Hauptbegriffe am Schluß betonen zu können. Im Nebensatz ist das nicht häufig. Hier liegt aber der besondere Fall der Antithese zum *postquam*-Satz vor. Im 1. Buch der Historien sind folgende Fälle genügende Belege: 5,6 (Zeilenangabe nach der Oxfordausgabe); 11,14; 21,13; 26,2; 37,2; 40,2; 61,10; 70,16.

¹² *post conditam urbem octingentos et viginti prioris aevi annos ... dum* statt *post ... annorum ... eos, quibus ...* Es handelt sich um eine Art Figur κατ' ὅλου καὶ μέρους. Dieselbe Aufspaltung der Hauptvorstellung muß bei der üblichen Auffassung angenommen werden.

auctoritas wie auch sonst mitklingen soll – ausgezeichnet, die auf Actium folgende durch den Schwund jener Ingenien.

Freilich ist es keine Begründung dafür, daß Tacitus mit dem Jahre 69 einsetzt. Das *nam* leitet also, müssen wir schließen, wie so oft einen ganzen Begründungszusammenhang ein¹³. Wir sind froh über diese Erkenntnis, weil die Vielzahl, wie sich sogleich herausstellt, korrupter Historiker ja, wie HEUBNER ganz richtig sah, nahe gelegt hätte, daß Tacitus mit Actium begann, mithin das Jahr 69 durchaus willkürlich gewählt wäre. Wir freuen uns eines weiteren Ergebnisses. HEUBNER hatte, um Mißverständnissen zu begegnen, hervorgehoben, daß Tacitus nur temporale Bezüge feststelle. Bei unterer Auffassung können solche Mißverständnisse gar nicht aufkommen¹⁴: viele, solange Geschichte mit gleicher Freiheit wie Beredsamkeit dargestellt wurde; als es im Interesse des Friedens war, nach Actium alle Macht einem einzigen zu übertragen, schwanden jene großen Geister. Es handelt sich nicht um eine dogmatisch starr festgelegte Beziehung zwischen Staatsform und Geschichtsschreibung¹⁵, sondern um einen Prozeß, der z. B. die Vorstellung offen läßt,

¹³ Bei GERBER-GREEF sind S. 891 die zahlreichen Stellen angeführt, *ubi nam longiorem expositionem incipit*. Stud. phil. E. BRAUN, Teilnehmer meines Proseminars 1963/64, macht auf die homologe Situation aufmerksam, in der in a. 1,1 mit dem *sall.* *sed* die Behandlung der Objektivitätsfrage eingeleitet wird.

¹⁴ Ja noch genauer: in dem ersten temporalen Gefüge wird eine Beziehung aufgestellt nur zwischen einer großen Anzahl von Historikern und einem bestimmten großartigen Charakter der Geschichtsschreibung, ohne daß dieser Charakter zunächst zeitlich eingeschränkt würde. Wieso es kommt, daß dieser Charakter verloren geht, wird indirekt gesagt in der zweiten zeitlichen Zuordnung. Das ist auffällig, weil man statt des *memorabantur* wenigstens ein *solange* dargestellt werden konnten erwartet. Versucht man sich aber diese Möglichkeit vorzustellen, ergibt sich, daß sofort eine Fülle von Problemen entsteht, wieso es nach Actium unmöglich war, daß Geschichte nicht mehr in gleicher Freiheit und Beredsamkeit dargestellt werden konnte. Hierüber hat sich Tacitus also gerade nicht äußern wollen. Erst die zweite und dritte Stufe der Depravierung hängt dann streng kausal mit der neuen Regierungsform zusammen. Dabei ist zugleich – ähnlich wie bei Cicero im Proöm. zum 2. Buch von *de inventione* – ein leichter Vorwurf herauszuhören gegen die damaligen Geister, die gerade und erst recht in der kritischen Lage das Amt des Historikers hätte ergreifen sollen, wie es Asinius Pollio etwa noch getan hatte.

Im übrigen läßt Tacitus solche subjektiven Nuancen gegenüber dem Faktischen gern zurücktreten: vgl. h. 1,15 *quia miseriae tolerantur*.

¹⁵ Hier ist daran zu erinnern – s. HEUBNER S. 49 unter Berufung auf J. W. SÜVERN, Über den Kunstcharakter des Tacitus, Sbb. Berlin 1925, 74 ff. und Verf., Tacitus. Die historischen Versuche, Stuttgart 1963², S. 292 Anm. 6 –, daß für Tacitus die Regierungsform nicht das Entscheidende ist. Verf. hat weiter gezeigt – s. S. 40 f –, daß im Agricola-Proömium der Regierungsform und dem Regierungswechsel als solchem viel weniger Gewicht beigemessen wird als den Wirkungen der vergange-

daß es unter Augustus noch große Historiker gegeben hat, was in Hinsicht auf das Annalenproömium wichtig werden wird. Die Beziehungen sind aber nicht nur »faktisch angedeutet«, sondern die Begriffe *libertas – omnem potentiam ad unum – cessare* legen nahe, daß die fehlende Freiheit unter dem einen nicht mehr eine solche Vielzahl wie früher anlockt.

Kurz genug ist das freilich ausgedrückt. Es sieht aber nicht nach Kürze aus, die etwas nicht ausführen will, weil es nicht dazu gehörte – wichtig genug ist der Gedanke ja und taucht in Tacitus' Vorstellungen, wie sich zeigen wird, immer wieder auf – oder man selbst es noch nicht klar vor Augen hätte, sondern wie eine Kurzfassung von Gedanken, auf die man sich berufen konnte. Etwa so, wie Sallust im Jugurthaproömium die Gedanken, die er im Catilinaproömium entwickelt hatte, nur kurz berührt.

Wenn alles freilich nur eine Begründung dafür sein soll, daß Tacitus die Geschichte vom Dreikaiserjahr ab darstellen will, worauf das *nam*, das den ganzen Zusammenhang einleitet, zunächst zu deuten scheint, wird es nur noch rätselhafter. Erst die Betrachtung des Ganzen kann dafür die Lösung bringen, denn es ist unmöglich, nach dem *nam* des Beginns des 2. Satzes irgendwo einen Einschnitt zu machen. So eng verzahnt ist jeder folgende Gedanke mit dem früheren.

Nach der Feststellung vom Schwinden der großen Geister, das ja keineswegs naturnotwendig ist – Tacitus ist der beste Gegenbeweis sogar in so später Zeit, und das wird wichtig werden –, folgt sogleich eine Charakteristik der Geschichtsschreibung nach Actium: die *veritas*, objektive und subjektive Wahrheit wurde auf mehrfache Weise gebrochen. Ist das Motiv der *veritas* völlig neu, erst jetzt wichtig geworden, das Frühere aus dem Gedächtnis entlassend? Das kann nicht sein: *auctores* und *magna ingenia* sind ohne Wahrheit nicht zu denken. Die *veritas* ist vielmehr eine Voraussetzung für Größe des Geschichtsschreibers, ein Beweis des *ingenium*. Und wenn Tacitus jetzt feststellt, daß in einem Zuge mit dem Verschwinden der großen Geister auch die Wahrheit gebrochen wurde, begibt er sich eine Stufe niedriger: selbst die Voraussetzungen sind nicht mehr erfüllt.

Zwei Gründe sind es, die der Wahrheit der Werke schaden. Sie wirken allmählich und stufenweise. Das Gemeinwesen wird fremd, dann dringen neuen Knechtschaft, sodaß der Epochenbegriff bei Tacitus vielschichtig wird, was zu der Aussage hist. 1,4,1 aufs beste paßt. Eine Aussage, die den Verfall einer geistigen Erscheinung auf ein Epochenjahr festlegt, ist darum von vornherein mit Mißtrauen zu betrachten. Zu welchen Vorstellungen man kommt, wenn man noch übertreibt: »der übermächtige Einfluß der Staatsform«, zeigt G. MÜNKEL, Redner und Redekunst in den historischen Schriften des Tacitus Diss. Würzburg 1959, S. 70 f.

subjektive Motive, Schmeichelei und Haß ein. Die Verantwortung vor der Nachwelt, das Ethos echter Geschichtsschreibung, fehlt in einer Welt von entweder Hörigen oder feindlich Gesinnten¹⁶.

Dieser allmählich zur Vollendung gekommenen Entwicklung stellt Tacitus im engsten Anschluß sogleich seine Situation entgegen, nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, daß haßverzerrte Darstellung noch verführerischer ist als geschmeichelte, da die menschliche Natur nun einmal herabziehende Kritik mit großartigem Freimut zu verwechseln liebt, Schmeichelei aber leicht durchschaut. Galba, Otho und Vitellius – das weist auf den angekündigten Beginn seiner Darstellung zurück – haben ihm weder Schlimmes noch Gutes getan, die drei Flavii haben ihn jeder in verschiedener Weise gefördert. Wenn es in dem bösen Schlendrian weiterginge, entspräche es der Logik der Sachlage, daß unter diesen Verhältnissen ein Werk entstünde, das mit dem, freilich weniger schlimmen, Fehler zu günstiger Darstellung behaftet wäre. Dieser Zwischengedanke wird nicht ausgesprochen. Vielmehr folgt ein allgemeines Gebot, das im Zusammenhang sich nur auf Tacitus beziehen kann: wer unbestechliche Zuverlässigkeit versprochen hat, darf niemanden mit Liebe oder Haß darstellen.

Die enge Beziehung des allgemeinen Satzes auf Tacitus erlaubt die Frage, wo Tacitus diese *incorrupta fides* versprochen hat. Im Proömium nicht.

Mit dem eben behandelten Satz hat Tacitus das eigene Beginnen zu der geschilderten Entwicklung des Verderbens der römischen Geschichtsschreibung in Beziehung gesetzt und damit einen Gedankenkreis geschlossen.

Das Proömium geht aber überraschend weiter. Sein Vorhaben ist Tacitus jetzt so nahe, daß er sich mit einem *quodsi* zugleich darauf beziehen und einen späteren Plan davon absetzen kann: wenn ihm das Leben reicht,

¹⁶ L.-H. 511 bestimmt dieses *inter*, wie mir scheint, vorsichtig und richtig folgendermaßen: »zwischen lokaler und temporaler Bedeutung in der Mitte steht *inter* zur Bezeichnung der näheren Umstände einer Handlung seit Plt. Cist. 505 *inter novam rem verbum usurpabo vetus*, dann Sall., häufig im silbernen Latein, auch mit persönlichen Begriffen z. B. Tac. hist. 1,1; Agr. 32 (NIPPERDEY-ANDRESEN zu ann. 11,10).«

Interessant a. 11,11 *nece Vardanis turbatae Parthorum res inter ambiguos, quis in regnum acciperetur*.

Der Witz bei dieser seltsamen Ausdrucksweise scheint zu sein, daß aus den Akteuren ein abstraktes Wesen herausgenommen wird (*cura, turbatae res*), das in die anderen Fakten eingeordnet wird, wobei natürlich die Akteure, aber nicht als einzige, miteinbegriffen sind, sondern das Wesen zugleich auf mehrere verteilt wird.

so will er¹⁷ den Prinzipat des Nerva und die Herrschaft Trajans, einen Stoff, der fruchtbarer in Hinsicht auf die Ereignisse und weniger aufregend in Hinsicht auf die innere Stellungnahme ist, auf das Alter verschieben; er kann so frei disponieren, weil man das seltene Glück genießt, in einer Zeit zu leben, wo man denken kann, was man will, und sagen darf, was man denkt.

Man ist also wieder frei in seinem Wirken, vergleichbar der Zeit vor Actium, wenigstens insofern, als man seine Ansichten ungehindert darlegen kann und so das Geschichtswerk über die eigene Zeit ein Werk des *otium cum dignitate* im alten Stile zu werden verspricht. Nicht die Problematik dieser Äußerung in Hinsicht auf Lebenswerk und Lebensplan geht uns hier aber an; zunächst ist allein die Frage wichtig, warum Tacitus überhaupt auf den nächsten Plan zu sprechen kommt. *Uberior* und *securior*: diese Begriffe nehmen gewiß auf einer anderen – persönlicheren – Ebene die Begriffe *pari eloquentia ac libertate* auf und insofern schließt sich ein zweiter Kreis: es sieht so aus, als ob alte Möglichkeiten wieder zurückkehrten¹⁸. Aber das kann der Grund nicht allein sein, in einem Proömium, das ein Vorhaben zu begründen scheint, vom nächsten zu sprechen. Aus dem Proömium selbst läßt sich aber ein weiterer Grund nicht ableiten. So bleibt nur übrig, an das Versprechen im Proömium des Agricola zu denken. Ein so umfangreiches Werk wie die Historien scheint das dort gegebene Versprechen in Frage zu stellen, auf das die Zeitgenossen am meisten spannen mußten, die Geschichte der Gegenwart. Tacitus sagt am Schluß, er werde es dennoch einhalten, kann man doch das Werk in Ruhe für das Alter planen.

Ist das so, dann ist das Historienproömium nicht aus sich heraus verständlich. Es muß aus dem Proömium des Agricola verstanden werden, das vor der Geschichtsschreibung des Tacitus im ganzen steht, und wird durch das Annalenproömium weiter erläutert. Es wird sich zeigen, daß diese Erkenntnis auch die anderen Schwierigkeiten, denen man begegnet,

¹⁷ *seposui* Perf. des Proömiestiles, dem Briefstil verwandt. Vgl. das *opus fuit* im Agricolaproömium und meine Bemerkungen dazu S. 27.

¹⁸ Von hier aus versteht man freilich noch besser, warum Tacitus so scheinbar unbestimmt nichts anderes als eine Beziehung zwischen der großen Zahl von Geschichtsschreibern und dem freien großen Wort feststellt: wenn sich die Charakteristik der Zeit am Schluß bewährt, darf man auch auf eine wieder erstehende Geschichtsschreibung hoffen. Seine eigene Verpflichtung wird dadurch geringer. Hier freilich hat er wohl ernstlich zu gering von seiner Exzeptionalität gedacht. – Die *eloquentia* steht in Beziehung zur *ubertas* des Stoffes; *securior*, kaum riskant, erinnert an Livius, I, pr. 5 (*omnis expers curae quae scribentis animum, etri non flectere a vero, sollicitum tamen officere posset*). und ist mit – innerer Freiheit verwandt.

löst. Bevor das aber weiter ausgeführt wird, muß uns die Frage, was denn nun mit dem durch *nam* eingeleiteten Zusammenhang eigentlich begründet wird, weiter beunruhigen.

Sicher nicht der Beginn mit Galba. Abgesehen davon, daß man schließlich verwirrt fragt, warum Tacitus nicht mit Actium begonnen hat, stimmt die Begründung, daß die flavische Zeit nicht von vielen dargestellt worden ist – nimmt man die *communis opinio* an – keineswegs, und wenn für Tacitus die Anzahl der Konkurrenten ein auch nur in Frage kommender Gesichtspunkt wäre, hätte er die Zeitgeschichte Nervas und Trajans darstellen müssen. Wir hatten aber gesehen, daß der Beginn mit Galba durch das *nam* überhaupt nicht begründet wird. Umso rätselhafter wird der durch *nam* eingeleitete Gesamtkomplex.

Man versteht zwar, daß Tacitus, wenn er, wie er im *Agricola* sagt, die vergangene Knechtschaft darstellen wollte, schließlich mit Galba beginnen mußte, weil dort der Beginn der flavischen Entwicklung, auch der Domitians lag¹⁹. Wir verstehen, daß Tacitus leidet unter der korrupten Geschichtsschreibung, daß er Schluß machen will mit dem Schlenndrian, selbstverständlich zuerst mit der Verwilderung durch persönliche Gefühlsentstellungen, aber auch mit den tieferen Ursachen: er durfte sich in seiner Stellung als mit dem Staat vertraut ansehen – war er doch keiner von den Durchschnittshistorikern, vielfach Privatleuten, die dem Gemeinwesen innerlich und äußerlich ganz entfremdet waren –, und er mußte Selbstbewußtsein genug haben, um zu spüren, daß er sich mit den *magna ingenia* der alten Zeit, zumal wenn jetzt die Möglichkeit und Pflicht bestand, wieder Freiheit behaupten zu müssen, durchaus vergleichen durfte. Wir verstehen darum weiter, daß ihn vor diesem großen Werk der Glaube nicht verließ, daß in reinerer Luft, nicht *inter offensos et obnoxios*, etwas glücken würde, was die flavische Geschichtsschreibung, in der die seit Actium eingeleitete Entwicklung zur vollen Blüte gekommen war, an Wahrheit, Zuverlässigkeit und damit eigentlich fruchtbarem Wert der *eloquentia* für die Zukunft weit in den Schatten stellen mußte. Aber: wenn dies auch alles zusammengenommen die Begründung eines Werkes über die flavische Dynastie und ihre Anfänge ist: es steht nicht da.

Und es darf auch nicht dastehen: es wäre peinlich geworden.

Man versteht den mit *nam* begründend eingeleiteten Zusammenhang nur, wenn man erkennt, daß in unvorstellbar nobler Weise, das *Agricola*-

¹⁹ Über die Notwendigkeit dieses Beginns überhaupt gut R. SYME, Tacitus, Oxford 1958, S. 145 f. Das Sprachliche ist summarisch behandelt, so daß man nicht erkennt, wie verstanden worden ist.

proömium weiterführend, Zusammenhänge objektiv entwickelt werden, an denen die eigenen Beweggründe nur in Andeutung sichtbar werden. Im Ja und Nein des Urteils wird die eigentliche Begründung sichtbar, der objektive Zusammenhang ist wie ein Negativ, aus dem das Positiv zu ahnen ist, aber nicht in plumpe Worte gefaßt werden darf. Zugleich kommt aber hinzu, daß mit einem Leser gerechnet wird, der die weiterführenden, gleichsam lyrisch-bekennnishaft aufsteigenden Betrachtungen beim neuen Vorhaben von den Grundlegungen des Agricola her mitverfolgt.

Nachdem also bewiesen ist, daß das Historienproömium nur auf dem Hintergrund des Agricolaproömioms verstanden werden kann und daß aus dem Negativ einer objektiven Betrachtung über die Entwicklung der römischen Geschichtsschreibung anhand der Stellungnahmen das Positiv über den vorliegenden Plan, nämlich eine Geschichte der neuen flavischen Dynastie²⁰, herauszuentwickeln ist, besteht jetzt die Aufgabe, das Proömium unter diesen Gesichtspunkten neu zu interpretieren.

Versetzen wir uns in Tacitus' Lage, würde er in eigener Sache vielleicht Folgendes sagen:

Das zweite Konsulat des Galba und das Konsulat des Vinius, also in gut annalistischer Weise der Jahresbeginn und zwar des Jahres 69 soll der Anfang meines Werkes sein.

Über die Notwendigkeit, den ganzen Zusammenhang der flavischen Dynastie zu behandeln – das setzt allerdings voraus, daß mein Plan, zum römischen Geschichtsschreiber zum mindesten des zweiten Teiles der Kaiserzeit zu werden, nunmehr feststeht – will ich nicht viel Worte machen: vielleicht, daß sich das aus dem Werk selbst ergibt. Der frühe Beginn aber muß den Leser in Erstaunen setzen, der mein Versprechen im Agricola kennt, ich wolle das Gedächtnis der früheren Unterdrückung d. h. die Zeit Domitians, und, was doch wohl von den Zeitgenossen besonders erwartet wurde, ein Zeugnis für das gegenwärtige Glück, die Zeit Nervas und Trajans, geben. Das bleibt bestehen, doch sind einige erklärende Betrachtungen anzustellen (*nam*).

Überblicken wir die römische Geschichte und ihre Darstellung bis zu dem vorgenommenen Ausgangspunkt, so zeigt sich eine deutliche Wende, die mit der Schlacht von Actium zusammenhängt, dem Beginn der Herrschaft des Augustus. Man muß hier freilich vorsichtig über die Zusammenhänge sprechen. Es soll nicht ohne weiteres eine Relation zwischen Staatsform und Geschichtsschreibung festgestellt werden. Man kann aber formu-

²⁰ neu insofern, als sie keine selbstverständliche Erbfolge des Gründers Augustus mehr ist.

lieren, daß es viele echte Historiker der römischen Geschichte gegeben hat, solange die römische Geschichte mit ebensoviel Freiheit wie Darstellungsgewalt vergegenwärtigt wurde. Ich kann mich hier kurz fassen; denn im Proömium zum Agricola, das meine ganze zukünftige Geschichtsschreibung begründet, ist dargelegt worden, daß bei den Früheren gerade die größten Begabungen zur Würdigung großer Leistung allein um den Lohn des Bewußtseins der Pflichterfüllung getrieben wurden. Geschichtsschreibung gedeiht eben dort am ehesten, wo frei und groß gehandelt werden kann.

Ich sage mit Absicht nicht, »solange die römische Republik dargestellt wurde«, sei das mit gleicher Beredsamkeit wie Freiheit geschehen. Denn abgesehen davon, daß es unter den republikanischen Geschichtsschreibern auch welche gab, die weniger beredt waren und die Freiheit mißbrauchten, würde ich meiner Geschichtsschreibung von vornherein das Grab graben, wenn man etwa verstehen müßte, daß nur zur Zeit der Republik freie und wortgewaltige Geschichtsschreibung entstehen könnte. Die Beziehungen sind viel komplizierter. Auf die Freiheit kommt es an, die Wahrheit ermöglicht und in der das große Wort ungehindert gedeiht, sie ist der Grund für die große Zahl derer, die sich um den Ruhm des Geschichtsschreibers bewarben, und diese Freiheit erlischt nicht mit einem Epochenjahr, sondern verschwindet allmählich. Ich habe im Annalenproömium zu entwickeln, daß es unter Augustus noch *decora ingenia* gab – sie ließen sich nicht sogleich beugen –, und im übrigen ist die Existenz solcher *ingenia* wie Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Zeiten festzustellen und hinzunehmen.

Aber das läßt sich sagen: als nach Actium alle Macht in die Hand eines Mannes kam – und hier enthalte ich mich zunächst der historischen Kritik: ging es doch um das höchste Gut, den Frieden –, so traten diese großen *ingenia*, die den Glanz der vorhergehenden Zeit ausgemacht hatten, zurück. Ich stelle es fest. Im Annalenproömium werde ich genauer auszuführen haben, daß sie durch die aufkommende Schmeichelei abgeschreckt wurden. Die Aufgabe, Geschichte zu schreiben, reizte nicht mehr, weil es sich nicht mehr darum handelte, unbefangen ein reines Urteil über historische Leistung zu erringen und auszusprechen.

Wo die Besten nicht mehr am Werke waren, mußte es natürlich auch sonst zurückgehen. Auch das war ein langsamer Prozeß. Die übrigbleibenden Mittelmäßigen genügten nicht einmal der selbstverständlichen Pflicht der *veritas*, geschweige denn, daß einmalige glanzvolle, geniale Werke entstanden. Die »gemeinsame Sache« wurde nicht mehr beherrscht, weil sie die Historiker nicht im verantwortlichen Handeln als eigene Sache

erlebt hatten. Darauf hat hemmungsloses Zustimmung oder umgekehrt Haß auch den Wahrhaftigkeitswillen gelähmt. Die eigentliche Aufgabe des Historikers, der Nachwelt das Gedächtnis rein zu erhalten, ist damit überhaupt verlorengegangen in einer Welt, die nur aus Hörigen oder Haßerfüllten bestand²¹.

Alle wissen und ich brauche nicht zu betonen, daß der Korruption der Geschichtsschreibung bis zur Gegenwart kein Einhalt geboten worden ist²².

Die eine oder andere Ausnahme ist im Werk zu erwähnen. Es gilt aber, das Gesamtbild der kaiserzeitlichen Geschichtsschreibung vor Augen zu haben, wenn man jetzt die Wirkung der ihrer Aufgabe so entfremdeten Geschichtswerke in den Blick nimmt. Liebedienerei erkennt man leicht und weist sie zurück. Gefährlich ist durch den falschen Glanz des Freimutes böses Herabziehen. Ich werde manches Negative zu berichten haben, die Darstellung Domitians habe ich als Erinnerung an die vergangene Knechtschaft angekündigt. Ich fühle mich zu einer Erklärung verpflichtet, damit mein wohlwogenes auch negatives Urteil nicht in den allgemeinen Topf der – wie es im Annalenproömium heißen wird – im frischen Haß geschriebenen Werke geworfen wird.

Ich bekenne also: Galba, Otho und Vitellius sind mir in persönlicher Beziehung weder positiv noch negativ bekannt. Durch Vespasian, Titus und Domitian ist meine Stellung gefördert worden. Wenn diese Förderung nach unserer römischen Auffassung *gratia* verdient, so gilt diese Verpflichtung nicht für den Historiker.

Ein Historiker, der die ungetrübte Glaubwürdigkeit zur Richtschnur gemacht und dies im Agricolaoproömium öffentlich verkündet hat, darf niemanden mit Liebe oder Haß darstellen. Dort war als Akt der *pietas* in einer historischer Größe feindlichen Zeit zu entschuldigen, was in alter Zeit sogar bei Selbstdarstellungen als selbstverständlich galt und gewürdigt werden konnte, daß man die *fides* in der Wertung einer historischen Erscheinung zur Geltung brachte, hier bei der römischen Geschichte im ganzen versteht es sich von selbst, daß persönliche Förderung kein Grund zur Verschönerung ist; und daß haßentstellte Darstellung noch schlimmer wäre, habe ich mir bewußt gemacht.

²¹ Tacitus unterscheidet hier nicht zwischen Liebedienerei zu Lebzeiten und Haß nach dem Tode wie im Annalenproöm. Er betont weiter stärker, daß in einer durch Parteinahme aufgewühlten Welt der Gedanke an die Nachwelt keine Rolle spielte. Das mag damit zusammenhängen, daß die letzten Jahre des Augustus mit inbegriffen sind, in denen eine solche Trennung noch nicht erfolgt war.

²² Die Korruption der Geschichtsschreibung wird gewiß nicht an der flavischen, freilich auch nicht an der julisch-claudischen Geschichtsschreibung als abgeschlossener Epoche, sondern in ihrer Entwicklung dargestellt.

Mit ungefügter und ungeübter Stimme, hatte ich damals gesagt, müsse man nach den 15 Jahren des Schweigens bei der Darstellung der früheren Knechtschaft vorlieb nehmen. Die frühere Zeit bis weit nach Actium hatte sich ganz frei fühlen können und in dieser Freiheit war eine echte Beredsamkeit – das Problem wird eigens im Dialogus behandelt – als adäquater Ausdruck des Erkannten gediehen. Nun: jetzt kann man wieder denken, was man will, und sagen, was man denkt, ein seltenes Glück, wenn man die betrachtete Verwüstung seit den letzten Jahren des Augustus überschaut. Die Gemüter haben sich beruhigt. Man lebt nicht mehr *inter infensos vel obnoxios*. Ob die alte *eloquentia* erreicht werden kann, ob ich den berühmten alten *ingenia* gewachsen bin – immerhin liegen die Proben des Agricola und der Germania, (vielleicht) der Dialogus vor –, das zu entscheiden ist nicht meine Sache. Aber man kann sich in der Möglichkeit zum freien Wort der alten Zeit wieder verwandt fühlen. Diese eigene Zeit darzustellen, habe ich mit dem jetzigen Plan nicht etwa, wie man vielleicht bei der Ankündigung dachte, aufgegeben. Es handelt sich dabei um einen Stoff, der fruchtbarer ist als die jetzt zu ergreifende Epoche – was hat Trajan nicht alles nach außen geleistet –, und zugleich ist sie weniger aufregend. Die *securitas*, welche Nerva und Trajan auf ihr Programm geschrieben haben, wirkt auch auf den *scriptor rerum* zurück; man kann in ungetrübter, weniger aufgewühlter Luft freier atmen. Das ist der richtige Stoff für die *senectus*, das Alter, das, gelöster, nicht mit der gleichen empörten inneren Beteiligung immer wieder Stellung nehmen möchte, wie es bei der Schilderung der vorliegenden Epoche notwendig ist. Und man kann ja nunmehr frei disponieren, soweit ein Mensch mit seinem Leben rechnen kann.

Diese Darlegungen machen wohl deutlich, daß ich daran gehe, mein im Agricola gegebenes Versprechen sinnvoll einzulösen, und daß zumindest die Möglichkeit besteht, daß ein der römischen Geschichte würdiges Werk zustande kommt, weil ich mir der Gefahren der Entstellung bewußt bin, weil ich das notwendig Zeitgebundene – Kenntnis des Gemeinwesens, freie Rede –, obwohl ich einsehe, wie bevorzugt die Vergangenheit in dieser Hinsicht war, doch bis zu einem gewissen Grade überwunden habe, weil die Zeit selbst, soweit man absehen kann, einem solchen Unternehmen in mancherlei Hinsicht günstig ist.

Aus dieser Interpretation müssen ein paar Folgerungen gezogen werden, die für das Tacitusbild nicht unwichtig sind. Müssen wir doch für die kargen Äußerungen in eigener Sache, d. h. aber in erster Linie für die Proömien besonders dankbar sein und sie möglichst voll auszuschöpfen versuchen.

Der Kommentar von HEUBNER wundert sich zu Recht darüber, daß man die Interpretation des Historienproömiums so spät in Angriff genommen hat. Er selbst skizziert eine Interpretation. So scharfsinnig sie ist, muß sie ergänzt werden durch Einbeziehung der anderen Proömien, nämlich derer zum Agricola und zu den Annalen. Es läßt sich die Beziehung zwischen Fülle an Historikern und Möglichkeit zur Freiheit ebensowenig wie der Begründungscharakter des Gesamtzusammenhanges ohne das Agricolaproömium verstehen. Und die größere Präzision des Urteils über die Geschichtsschreiber des Augustus im Annalenproömium warnt uns davor, Freiheit und Beredsamkeit der Geschichtsschreibung mit dem Aufhören der Republik, mit Aktium, abrupt abbrechen zu lassen. Wir müßten sonst eine Widersprüchlichkeit im Urteil des Tacitus feststellen, die umso befremdlicher wäre, als er im Historienproömium Augustus' Machtergreifung von der Notwendigkeit des Friedens aus positiver bewertet als in den Annalen. Aus diesen Tatsachen leitet sich die Erkenntnis ab, daß die Proömien in Beziehung stehen, aufeinander antworten, Rücksicht aufeinander nehmen. Nicht anders ist es bei den Proömien des Sallust.

Tacitus rechnet mit einem Publikum, das sein gesamtes Schaffen verfolgt, das jeweils das Frühere gelesen hat. So verhalten sonst die Erzählung des Historikers ist, er hat das Bedürfnis, nicht nur ein Werk hinzustellen oder aus der sachlichen Notwendigkeit zu rechtfertigen, er möchte auch den Entschluß, gerade diese Aufgabe zu ergreifen, begründen und als Handeln verständlich machen. Er sieht sich, wie auch Sallust, selbst historisch und spricht aus der neuen Situation des neuen Werkes die Motive aus, die ihn jetzt bewegen, und bezieht sie auf die Kontinuität seines Schaffens. Er erfüllt damit auch ein Bedürfnis der Zeitgenossen. Sie wollen sehen, was ihre Größen machen. Man erinnert sich, daß der alte Cato gesagt hatte, daß große Männer auch über ihre Muße Rechenschaft ablegen mußten. Etwas davon schwingt in den Proömien mit.

Es liegt etwas Bekenntnishafte darin. Beim Agricolaproömium ist es besonders deutlich. Aber dasselbe gilt für das Proömium der Historien. Und hier hat dieses Bedürfnis der Rechtfertigung zu ähnlichen Formen wie im Agricolaproömium geführt. Wir empfinden etwas Subjektives, Briefartiges, Lyrisches dabei. Wenn man nach der so einmaligen Form der *Confessiones* Augustins fragt und ihre Vorstufen erkennen will, sollte man die Proömien der römischen Historiker nicht außer acht lassen.

In diesen Proömien spricht der Historiker nicht kraft Amtes, sondern über sich und sein Amt, vor der *res publica* sozusagen, im Kreis der Mitbewerber um ein Amt dieser *res publica* und in der Tradition dieses Am-

tes. Das ist gefährlich wie jedes Sichmessen in der Öffentlichkeit. Der Römer scheut es nicht, aber er hat darin auch eine lange Tradition behutsamen und rücksichtsvollen Umganges entwickelt.

So ist das Proömium, wie ich glaube, nur zu verstehen, wenn man auf die Nuancen, vor allem aber auf das Nichtgesagte achtet. Die Behutsamkeit des gefährlichen bekennenden Wortes muß man in Rechnung stellen.

Tacitus gibt den Beginn seines Werkes ohne Kommentar, läßt aber aus der Situation heraus, die an ihn bestimmte Erwartungen stellt, eine Erklärung folgen. Es versteht sich aus der gesamten Tradition. Die Zeit vor dem Beginn seines Themas zerfällt in zwei Epochen. Eine Epoche der Blüte der Geschichtsschreibung, die eine eigene Verpflichtung, selber für die *memoria* einzutreten, verringert, wenn sie jetzt überhaupt in Frage käme. In ihr ging – die Gründe stehen im Agricolaproömium – die Fülle der Historiker Hand in Hand mit Beredsamkeit und ungehinderter Freiheit. Die andere Epoche beginnt mit dem Neuen, das durch Actium geschehen ist. Vorsichtig wird das Urteil politisch und über die Historiker der augusteischen Zeit zurückgehalten. Deutlich kann man über die mehr oder weniger notwendige Entwicklung unter den folgenden Kaisern sprechen. Hier spürt man Schärfe der Verurteilung, aber vom Wesen der Geschichtsschreibung her, um der Sache willen. Das Ende der Entwicklung wird offen gelassen. Ebenso deutlich aber die persönliche Verpflichtung zur *fides* in Erinnerung gerufen. Das Bekenntnis zur Dankbarkeit gegenüber den darzustellenden Kaisern ist mutig, die Andeutung, daß er sich bewußt ist, daß falsche Herabwürdigung aus Haß begieriger aufgenommen wird und darum gefährlicher ist, läßt einen Blick in das Ringen mit der Schwere der Aufgabe tun und stellt sich und den Zeitgenossen das Ziel vor Augen. Nach allem ist es klar, daß die taciteische Korrektur der römischen Geschichte eine Notwendigkeit ist, die kaum von einem andern geleistet werden kann. Doch auch dem andern Versprechen fühlt er sich noch verbunden. Es ist weniger dringlich und erfreulich als Altersaufgabe, in einer Zeit, die fürs Geistige an die alte erinnert.

Die Form ist dadurch gekennzeichnet, daß auf die Entwicklung eines Zusammenhanges der *memoria* die persönliche Entscheidung folgt und zwar zunächst auf die bis zum Höhepunkt verfolgte Depravation der Geschichtsschreibung, dann in loserem Zusammenhang auf die zu Anfang beobachtete und in Erinnerung gerufene Gesetzmäßigkeit, daß wo Freiheit und Beredsamkeit in gleichem Grade verwirklicht werden, auch der Historiker nicht fehlt, die Lage der Geschichtsschreibung sich sozusagen normalisiert. Man kann für die Geschichte der eigenen Zeit unbesorgter sein und mit dieser heiteren, an die Stimmung des Anfangs erinnernden

Aussicht schließt das Proömium. Es ist ein ganz freies und souveränes Sichbewegen. Es werden die erheblichen Fakten hingestellt, soweit sie von Belang sind, auch in ihren Konsequenzen verfolgt, mit Vorsicht dort charakterisierend, urteilend, verwerfend, wo es erheblich ist, und dann objektiv, wo das eigene Belieben keine Rolle spielen darf, oder als Aussprechen eines Entschlusses, wo man selber die Verfügung hat, die eigenen Konsequenzen hingestellt, die zwar nicht logisch begründen, aber erklären, wieso er dazu kommt, von seinem Versprechen im *Agricola* den einen Teil zunächst zu verschieben und das andere in größerem notwendigem Zusammenhange zu erfüllen, indem er mit Galba beginnt.

Das ist vielleicht schlecht gedacht (*FABIA*), wenn man den Maßstab logischer Ausdrücklichkeit anlegt, der hier offenbar fehlt am Platze ist, dafür wird in Tacitus im großen Zusammenhang der Ordnung der *memoria* die Wahrheit selbst Wort. Das ist das, was ich als lyrisch zu bezeichnen versuchte, in dem Sinne der Seinslyrik, in dem Horaz (c. 1,1) und Tibull (1,1) etwa ihr Wesen und ihre Aufgabe dichterisch aussagen.

Um Freiheit geht es in erster Linie in dieser bekennden Rede. Die Sorge um das Gedächtnis ist von ihr abhängig. Es bestehen auch Beziehungen zwischen der Freiheit des Wortes und der des Handelns. Aber sie sind hier nicht zentral.

Man muß feststellen, daß diese Freiheit im Historienproömium gerade nicht in unlöslicher Korrespondenz zur Regierungsform gesehen wird. Seit langem hat man erkannt, daß es der Welt des Tacitus nicht entspricht, ihn, wie R. REITZENSTEIN wollte, eine Entwicklung vom Anhänger einer bestimmten Verfassungsform zur andern nehmen zu lassen. Die Erkenntnis, daß es ihm auf das Wesentliche, nicht das Formale, hier also auf den Raum der Freiheit und ihre Möglichkeit ankommt, ist auch für das Historienproöm. anzuerkennen und fruchtbar zu machen. Es besteht Hoffnung, daß in einem geistigen Raum, nachdem die Leidenschaften der Politik sich beruhigt haben, auch die Geschichtsschreibung wie früher gedeiht. Freiheit ist allerdings für sie der Lebensraum. Aber der ist ihr wiedergegeben. Und da die Leidenschaften bei ihm jedenfalls, aber auch in der Politik – von *obnoxii* oder *infensi* kann man im Verhältnis zu Nerva und Trajan nicht mehr sprechen – und damit auch bei anderen möglichen Historikern sich beruhigt haben, wird vielleicht nicht das alte Gefühl, daß die *res publica* die eigene Sache ist, entsprechende Sachkenntnis schaffen, aber an *Agricola* ließ sich eine andere beobachten, die der Senator Tacitus sich ebenfalls erworben hatte. Und vielleicht finden sich dann auch die *magna ingenia*, denen man nicht kommandieren kann. In Tacitus hat sich das eine große *ingenium* gefunden. Freilich ist ihm als

Historiker dann wohl der Optimismus nicht geblieben, jedenfalls galt sein Interesse immer mehr dem Phänomen, wie es kam, daß der römische Bürger seine Freiheit, das Fruchtbare der Geschichte, nicht behaupten konnte.

So gesehen aber gibt sich das Historienproömium, selbst wenn man gelten läßt, daß Tacitus mit Absicht das *imperium Traiani* von dem *principatus Nervae* als etwas Wesensverschiedenem scheidet, doch sehr beruhigt, gefestigter im Glauben an neue Möglichkeiten als selbst das Agricola-proömium. Germania und Agricola liegen dazwischen, die schriftstellerische Kraft, jene *eloquentia*, die Wahrheit, schöne Form und Freiheit in eins setzt, ist gewachsen und muß auch das Selbstbewußtsein gestärkt haben. Die *rara felicitas* der ungestörten Freiheit im geistigen Raum, wird dankbar genossen, man wird sagen, noch genossen, bis der Blick des Ursachenforschers konzentrierter auf die Freiheit gerichtet wird, doch wohl unter der Last der Erkenntnis, daß volle geistige Freiheit ohne die Freiheit der Wirklichkeit sich nicht behaupten konnte.

TACITUS UND DER UNTERGANG DES RÖMISCHEN REICHES

Daß Tacitus überzeugt sei, der Untergang des römischen Reiches stehe unmittelbar bevor, ist erst vor drei Jahren behauptet worden und wird jetzt in der Krönerschen Taschenausgabe, der im übrigen trefflichen und willkommenen Historienübersetzung, vor einer breiteren Öffentlichkeit wiederholt. Noch vor hundert Jahren hätte eine solche, mit dieser Behauptung verbundene Revolution des Tacitusbildes die Gemüter aller Gebildeten, nicht nur der Fachleute, aufs heftigste erregt. Auch heute darf die Behandlung dieser Frage auf die Teilnahme weiterer Kreise rechnen, weil das Wesen der taciteischen Geschichtsschreibung, ja der Geschichtsschreibung überhaupt, bei ihrer Beantwortung ins Spiel gebracht werden muß.

Tacitus sieht den Untergang des römischen Reiches vor Augen? Er glaubt, er stehe unmittelbar bevor? Woher kam ihm diese Prophetenkraft, die ihn um 300, ja 400 Jahre täuschte? Wie stellt er sich das vor? So wird man verwundert fragen.

Das römische Reich stand damals, um das Jahr 100, kurz vor seiner größten Ausdehnung. Zu dem festen Gefüge des ganzen Mittelmeerraumes war Britannien ganz unterworfen, die Rhein- und Donaugrenze gesichert worden, im Osten sollte Trajan gar fast bis zum Indischen Ozean vorstoßen. Die ungeheuren Machtmittel dieses Gebildes an Geld und Menschen werden noch übertroffen an Wichtigkeit durch Technik und Disziplin des Heeres, Organisation der Verwaltung, die auch in der Krise eines gewaltsamen Regierungswechsels ihre Konstanz bewahrt. Und seit Sallust wissen die Römer darum, daß eine so große Maschine wie das römische Reich eine eigene Widerstandskraft entwickelt, auch wenn seine Träger ihre Tüchtigkeit verlieren. Wer soll diese Macht angreifen? Zwei Mächte kamen überhaupt als mögliche Gegner in Frage, die Parther und die Germanen, um es in der klassischen Formulierung des Tacitus selbst in Erinnerung zu rufen: *regnum Arsacis et libertas Germanorum*. Aber es war zu der Zeit kein Gedanke daran, daß die Parther auch nur die Ostgebiete ernstlich hätten gefährden können. Und wenn man eines aus der Germania des Tacitus entnehmen kann, jenem einzigartigen Dokument,

das unsere Frühgeschichte erleuchtet, so ist es dies, daß die Germanen in ihrem Freiheitsdrang unbesieglich sind, daß sie den römischen Waffen so gefährlich geworden sind wie kein anderer Feind, aber daß sie in ihrer chronischen Uneinigkeit nie zu einem gesammelten Angriff auf das Imperium fähig wären.

Wie kommt Tacitus also zu dieser Ansicht, daß das Imperium als Ganzes dicht vor dem Untergang stehen soll? Die Frage wird um so rätselhafter, noch verwunderlicher sogar, wenn man bedenkt, wer dieser größte Historiker Roms war, und in welchem Augenblick er diese Äußerung tun soll.

Tacitus ist kein Stubengelehrter, der es sich schon einmal erlauben darf, den Untergang des Abendlandes zu prophezeien. Er hat es, Schwiegersohn des Eroberers von Britannien, bis zum Konsulat – im Jahre 97 – gebracht, kann Lage und Verwaltung des Reiches nicht nur nach außen beurteilen, sondern galt als die größte geistige Potenz, von dem jüngeren Freunde Plinius neidlos anerkannt, als der größte Redner. Im Jahre 100 schützt er etwa die Afrikaner vor der Ausbeutung eines habgierigen Statthalters. Ein solcher Mann ist mit dem Leben in allen seinen Möglichkeiten vertraut. Dieser Mann soll sich so verrechnet haben! Und er soll diese unheimliche Prognose, wirklich fast ein unglückliches Omen, in einem Augenblick ausgesprochen haben, als es so taktlos und so unverständlich gewesen wäre wie nur möglich, nämlich im Jahre 98, als das Regiment Nervas durch die Adoption Trajans, eines der tüchtigsten Feldherren, nach Menschenermessen ganz gesichert war. Tacitus hätte in dem Augenblick, als alle Welt beruhigt die Sicherheit der Zeit feierte, in einem Atemzuge im *Agricola* die *felicitas* der Zeit bis zu einem gewissen Grade mitgepriesen und in der *Germania* – denn dort soll er diese seine Überzeugung ausgesprochen haben – den unmittelbar bevorstehenden Untergang des Reiches als unvermeidlich hingestellt. Wirklich pessimistisch und widersprüchlich dazu, vor allem aber auch höchst überraschend. Denn nicht nur, daß er sich unter einer so trüben Perspektive zur Geschichtsschreibung entschließt; man sollte meinen, eine solche Überzeugung müßte auch im Werk weitere Begründung finden. Die Untersuchung beider Dinge macht die Annahme einer solchen Ansicht noch unmöglicher. Der Geschichtsschreibung beginnt man sich als seiner künftigen Lebensaufgabe zu widmen, wenn lange Wirkung oder langer Ruhm winken. Die Vernichtung des Imperium läßt ein solches Unternehmen, das an die Herrschaft der lateinischen Sprache gebunden ist, sinnlos erscheinen. Was das zweite aber anlangt, so zeigt keine Stelle, daß Tacitus unter dieser Furcht gelebt hätte. Man lese das Proömium seines nächsten Werkes, der *Historien*:

quod si vita suppeditet, principatum divi Nervae et imperium Traiani, uberiolem securiolemque materiam, senectuti seposui, rara temporum felicitate, ubi sentire quae velis et quae sentias dicere licet (»wenn das Leben ausreicht, habe ich den Prinzipat des vergöttlichten Nerva und die Herrschaft Trajans, einen reicheren und weniger erregenden Stoff, für mein Alter zurückgelegt, da selten das Glück der Zeiten ist, wo man denken darf, was man will, und sagen, was man denkt«).

Es bedarf keines Wortes, daß es nichts für Tacitus und sein Gegenwartsbewußtsein besagt, wenn er in der Krise des Jahres 69 urteilt, daß dieses Jahr fast das Ende des Staates bedeutet hätte (1, 11), oder Besorgnisse in dieser Richtung (1, 50) oder Hoffnungen der Gallier – noch dazu sogar ironisch – berichtet (4, 54). Erst recht natürlich nichts, wenn die Verschwörer gegen Nero mit der Begründung, das Reich stehe am Ende, einen Führer wählen wollen, der dieser ermattenden Macht (*fessis rebus*) zu Hilfe kommen soll (ann. 15, 50). Dort ist man weit entfernt, wirklich an den Untergang zu glauben.

Es ist das 33. Kapitel der Germania, das uns den überraschenden Tiefblick in die Ängste des Tacitus tun lassen soll. Ihm müssen wir uns jetzt zuwenden. Nachdem Tacitus die Germanen vorher mit tiefer Sympathie geschildert hat, ist es mehr als überraschend. Bricht hier doch das Empfinden des Römers hervor, dem die bewunderten Germanen schicksalhaft Feinde sind. Bei der Beschreibung der Stämme am Rhein heißt es:

Iuxta Tencteros Bructeri olim occurrebant: nunc Chamavos et Angrivarios immigrasse narratur, pulsus Bructeris ac penitus excisis vicinarum consensu nationum, seu superbiae odio seu praedae dulcedine seu favore quodam erga nos deorum; nam ne spectaculo quidem proelii invidere, super sexaginta milia non armis telisque Romanis, sed quod magnificentius est, oblectationi oculisque ceciderunt. maneat, quaeso, duretque gentibus, si non amor nostri, at certe odium sui, quando urgentibus imperii fatis nihil iam praestare fortuna maius potest quam hostium discordiam. (»Anschließend an die Tenkterer kamen in alter Zeit die Brukterer. Jetzt, erzählt man, sind die Chamaven und Angrivarier eingewandert, nachdem die Brukterer geschlagen und vollständig ausgerottet waren, im Einverständnis der Nachbarstämme, sei es aus Haß auf ihren Stolz, sei es durch Verlockung auf Beute, sei es aus Huld der Götter gegen uns; denn nicht einmal das Schauspiel des Kampfes neideten sie uns. Über 60000 fielen, nicht durch römische Waffen, sondern, was großartiger ist, zur Augenweide. Möge, so bitte ich, den Stämmen bleiben und dauern, wenn nicht die Liebe zu uns, so doch wenigstens der Haß untereinander, da ja das Schicksal, die Fortuna, nichts Größeres mehr gewähren kann als die Zwietracht der Feinde.«)

Die Worte *urgentibus imperii fatis* (ob die Überlieferung *urgentibus iam* oder *nihil iam* richtig ist, läßt sich schwer entscheiden), mag ein Ablativ oder ein Dativ (>den zusetzenden *fata*< oder >da die *fata* des Reiches zusetzen<) angenommen werden, enthalten auf jeden Fall eine ernste Erkenntnis. Sie sollen nicht, weil die *fata* in günstigem Sinne drängen, aufordern, die Gelegenheit zu ergreifen. Ist doch auch die unmenschlich harte Haltung, die sich über die Vernichtung eines Volkes so freut, nur erträglich, wenn das eigene Höchste, das Schicksal des Reiches, im Spiele ist. Das hat R. HEINZE (1929) endgültig erkannt. Aber was ist gefährdet und in welchem Grade?

Die Fortuna, heißt es, kann nichts Größeres mehr gewähren als die Zwietracht der Feinde. Das ist keine Aussage über Existenz, sondern über historische Größe. Das Größere, das man sich denken und wünschen könnte, wäre, daß das Reich von sich aus die Kraft zur Ausbreitung seiner Macht, zum Sieg hätte. Offensichtlich ist diese Fähigkeit ernstlich in Frage gestellt, wenn es heißt, nichts Größeres könne sich mehr bieten als die Zwietracht der Feinde. Historische Größe – ohne die freilich nach Tacitus' Ansicht die Weltherrschaft auf die Dauer nicht behauptet werden kann – darf man, das ist Tacitus' Überzeugung, nicht mehr erwarten, und das ist schlimm. Zugleich liegt darin ein freimütiges, bitteres und verzweifelter Urteil über die Kleinheit der Zeit.

Aber liegt darin auch, daß der Untergang nahe bevorsteht? Keineswegs. Die Fortuna hat es doch in der Hand, die Zwietracht der Feinde zu erhalten, und der oft so verhängnisvolle Freiheitsdrang der Germanen läßt an Änderungen dieses Zustandes kaum denken. Fehlen der Größe bedeutet noch keinen unmittelbar bevorstehenden Untergang, ja nicht einmal Untergang überhaupt: Tacitus wäre doch mehr als unvorsichtig, wenn er etwa die Möglichkeit einer Existenz wie der von Byzanz durch lange Jahrhunderte ausschlösse.

Aber, so argumentiert man, *urgentibus imperii fatis* müsse heißen, daß nur die Zwietracht der Feinde noch den unvermeidlichen Untergang aufhalten könne. Des Reiches Schicksal, *fata imperii*, bedeute, wie *fatum* und *fata* an allen Stellen, wo der Zusammenhang nicht ausdrücklich eine andere Deutung erfordere, das Todesschicksal. Dieses Todesschicksal dränge also drohend an, nahe drohend. Die Entscheidung über eine so wichtige Frage, von der es abhängt, wie man sich Tacitus' Geschichtsbewußtsein, die Zeitstimmung, das Urteil über die Möglichkeiten des römischen Imperium vorzustellen hat, liegt wieder einmal, wie so oft, bei der Auffassung eines Wortes, hier des so trächtigen und für die Folgezeit unendlich wirksamen Wortes *fatum*. Weit entfernt von allem Fatalismus

bezeichnet es für den realistischen Römer alles im Weltgeschehen, was bestimmt ist und sich bestimmen läßt. Das variiert von Zeit zu Zeit, von Person zu Person. Die Bedeutungsweise des Wortes verlangt es – vielleicht dürfen wir hinzufügen: seine Bedeutung rechtfertigt es auch –, daß wir dieses Wort und seine Verbindungen etwas näher ansehen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß ›das Verhängte‹, das *fatum* oder die *fata* in prägnanter Bedeutung verhüllend ›der Tod‹ heißen kann und die Verbindung *fato urgente* (Livius 5, 22, 8) in Hinsicht auf nahende Vernichtung gesagt wird. Die Frage ist, ob es das heißen muß, ob unsere Stelle nicht eine der Stellen ist, wo der Zusammenhang eine andere Bedeutung fordert. Die Bedeutung ›Todeslos‹ wird nicht durch einen hinzugefügten Genitiv erwiesen. Zwar gibt es die *fata imperii*, das Schicksalsgefüge von Roms Weltherrschaft, bei Tacitus nur einmal: das zeigt die Einzigartigkeit der Aussage. Aber der zeitgenössische Satiriker Juvenal (11, 105) spricht von der römischen Wölfin, die zahm geworden sei auf Geheiß des Schicksals des Reiches, *fato imperii*. Hier ist das *fatum imperii* = *fata imperii* etwas Positives, Aktives, nicht der Tod. Auch das Verb *urgere* aber kann diese Bedeutung nicht erzwingen. *Urgere*, sprechen wir ja auch heute noch von urgieren, heißt bedrängen, durch Druck, Last, Andrängen jemanden oder etwas in seiner Freiheit beschränken. Hier ist es ohne Objekt, d. h. absolut gebraucht. Tacitus verwendet das Verb, wenn es absolut gebraucht wird, in der Bedeutung *ingruere*, hereinbrechen, oder der Bedeutung von *premere*, drückend lasten. So spricht er von einer *urgens dominatio*, einer drückenden Tyrannei. Die Bedeutung *ingruere* kommt sachlich nicht in Frage – so nahe war der Untergang wirklich nicht, daß er schon hereinbräche – so bleibt die Bedeutung ›drückend lasten‹, die mit der Bedeutung ›Todeslos‹ für *fata* oder *fatum* nicht zusammengeht.

Man kann also nicht nur, sondern man muß übersetzen: »da das Schicksal des Reiches drückend lastet, kann uns der Geschichtsverlauf, die Fortuna, schon nichts Größeres mehr gewähren, als die Zwietracht der Feinde«.

Was ist der Grund, warum man es nicht so übersetzt hat? Man hat offenbar die Schwierigkeit empfunden, daß hier etwas rein auf das Schicksal geschoben wird, was weitgehend in der Menschen Hand ist. So wie Piso in den Historien (1, 29, 12) sagt: ich bin als Thronfolger adoptiert worden, zu welchem Schicksal unseres Hauses oder des Gemeinwesens, *rei publicae fato*, liegt in eurer Hand. Die Verhältnisse sind drückend, die Menschen müde geworden, *jessae res*, das Reich müht sich unter seiner Größe, es hat nicht die alte knappe Schlagkraft. Diese Schwierigkeit ist aber leicht behoben: Wie man verhüllend *fatum* für den Tod sagt

so gebraucht Tacitus hier ein Bild, um zu schonen: ohne der Zeit die eigene Schuld vorzuhalten, transferiert er sie in einen objektiven Bereich und sagt, daß die Verhältnisse schon drückend geworden sind, daß das Schicksal lastet, und begründet damit die Hauptaussage, daß man bei Lage der Dinge wirklich nichts Größeres mehr erwarten dürfe.

Sprachlich hindert nichts, zu übersetzen »da des Reiches Schicksalsfügung nun nichts mehr Neues vorbereitet, Wege findet, begeistert, sondern wie Alter und Krankheit lastend einengt«. Das heißt, die Bedeutung »der Tod stehe bevor« kann nicht erzwungen werden. Jene andere Auffassung aber stimmt zum Rest des Satzes, der eben keine Hoffnung auf Großes mehr hat und die prekäre Lage erkennt, daß man die Hoffnung auf etwas außer einem selbst setzen muß.

Wir brauchen nicht anzunehmen, daß Tacitus an den bevorstehenden Tod des Reichs glaubt und doch mit seiner Geschichte auf die Zukunft wirken will, was man mit einem irrationalen Zwiespalt in seiner Seele erklärt, wir brauchen nicht von einem verwaschenen, unbegründbaren Pessimismus zu reden, der sich hier noch mit Äußerungen aus dem gleichen Jahr in Widerspruch setzt, wir brauchen nicht zu glauben, daß der größte römische Historiker mit einer falschen Prophezeiung so kurz-sichtig die Zukunft bestimmt habe, ein Unglücksprophet, der die friedlichste Zeit der Menschheit mit seinem Gekrächz einleitet. Was wir gewinnen, ist das strenge Urteil des Historikers, dem klar ist, daß der Verlust der Freiheit, die eine Hauptursache war der Größe Roms, nach so langer Gewöhnung an entstellende Schmeichelei und entnervende Knechtschaft kaum wiedergutzumachen, historische Größe ausschließt. In der kümmerlichen Mittelmäßigkeit einer schon abtötenden Bürgerruhe aber, in der anormale Leistung und große Persönlichkeit nicht mehr gedeihen können, ist die Garantie genommen, daß man jedes Schicksal bemeistert, ist man nicht mehr Herr, sondern Rentenempfänger des Weltgeschehens. Hier ist Tacitus in einem vertieften Sinne der Historiker des Untergangs der antiken Welt geworden. Nicht den unmittelbar bevorstehenden Untergang, überhaupt nicht den faktischen Untergang hat er prophezeit, sondern die historische Wahrheit ausgesprochen, daß die gewandelte Geisteshaltung der Menschen, um an eine Formulierung ROSTOVZEFFS zu erinnern, einen Untergang nicht faktisch, sondern nur als Möglichkeit heraufbeschwor, der nur dann hätte ausgeschlossen werden können, wenn die ewigen Bedingungen historischer Größe erhalten geblieben wären oder wiederhergestellt hätten werden können, Freiheit, Verantwortlichkeit, Anerkennung von Größe, freies und ausgreifendes, nicht kümmerliches und kommandiertes Leben.

Diese Worte sind die Wendung eines echt römischen Historikers, dem es um die Wahrheit geht, die er in den Existenzgrundlagen des menschlichen Wesens findet, das sich im Raum der Geschichte enthüllt, letztlich seiner Freiheit. Die Frucht der Tacituslektüre besteht darin, daß man sich ihrer als des höchsten Gutes bewußt wird, als höchster Forderung und Garantie.

NOMINE SUPERIORIS

Daß in der *Germania* Kap. 36 nicht nur keine Konjektur nötig ist, sondern daß die vorgebrachten Konjekturen, angefangen mit der des PUTEOLANUS, der als erster Anstoß nahm, das Verständnis des Zusammenhanges versperren, ist schon in den »Historischen Versuchen« behauptet worden. Da die inzwischen erschienene Teubneriana davon keine Notiz nimmt, wäre schon dies der Grund für eine ausführlichere Behandlung, als es in einer Ausgabe möglich ist. Dieser Grund wird aber noch sehr verstärkt durch die Erkenntnis, die hier vorgetragen werden soll, daß der richtig verstandene Zusammenhang erst den Blick öffnet für das Weltbild des Tacitus, das sich von den tiefsten griechischen wie den bisherigen römischen Konzeptionen wesentlich unterscheidet und eine bedeutende Erweiterung des historischen Horizontes der antiken Welt einschließt.

Es kommt freilich alles darauf an, die Zusammenhänge und Ponderierungen dieses so dichten Kunstwerkes der *Germania* nicht zu vernachlässigen. Sie müssen durch ihre innere Evidenz dort die Entscheidung bringen, wo die Besonderheit der Formulierung so groß wird, daß die Parallele nicht mehr weiterhilft.

Das in Frage stehende Kapitel gehört zum zweiten Teil der Schwester-schrift des »Agricola«, das heißt zu dem Teil, in dem nach der allgemeinen Schilderung der typischen Eigenschaften der Germanen bei dem Bericht über die einzelnen Völker das Individuelle und die tiefgreifenden Unterschiede zu ihrem Recht kommen.

Tacitus hat nach einem Präludium über die Grenzstämme, das zusammengehalten wird durch den Gedanken, daß diese, obwohl nun zum römischen Imperium gehörig, weit entfernt sich zu schämen, stolz auf ihre germanische Abstammung sind, den Rhein zum Ordnungsprinzip gemacht. Kurz vor dem Ende dieser Reihe steht das berühmte Kapitel über die Bructerer (Kap. 33) mit der Besinnung auf das Schicksal des Reiches. Darauf orientiert sich der Blick von der Nordsee her. Diese Reihe hat ebenfalls einen betonten, über die Sache hinausführenden Abschluß: die Cimbern erinnern daran, daß man nun über 210 Jahre an den Germanen herumsiegt und über sie Triumphe feiert, daß sie aber in

Wirklichkeit der gefährlichste Feind der Römer sind: ihre *libertas* ist mächtiger (*acrior*) als das *regnum*, der Totalitarismus, der Parther (Kap. 37).

Diese Reihe beginnt aber mit den Chauken, um dann zu den Cheruskern überzugehen und schließlich bei den Cimbern zu enden.

Die Haupteigenheit, von der ein adäquates Verständnis jedes einzelnen Wortes abhängt, ist die, daß die Würdigung der Chauken gegensätzlich auf die der Cherusker bezogen ist, daß an ihnen aber beispielhaft Grundbedingungen staatlichen Schicksals überhaupt erkannt werden. Wie ja überhaupt selbst diese Völkervorstellung keine vollständige ethnographische Bestandsaufnahme um ihrer selbst willen sein will. Wie im ersten Teil¹ an der Gesamtheit der Germanen, wird im zweiten Teil an den einzelnen Stämmen und dem Gefälle ihrer mehr oder weniger intensiven germanischen Art etwas mehr als Stoffliches aufgezeigt, das für die historische Erkenntnis aufschlußreich ist.

Zuerst wird der unermeßliche Raum hervorgehoben – von der Nordsee bis zu den Chatten –, den dieses große Volk ausfüllt. Dann wird ihm zugleich das höchste und superlativische Prädikat zuteil, das die ganze Schilderung trägt. Es ist das Volk, das den größten Adel und das größte Ansehen besitzt: *populus nobilissimus*, und fast einer Begründung gleich kommt das zweite Rühmliche, das zwei höchste Dinge, die gar leicht in Gegensatz geraten, verbindet: seine unbestreitbare Größe bewahrt dieses Volk lieber durch Gerechtigkeit als ... natürlich durch Demonstration der Gewalt: *quique magnitudinem suam malit iustitia tueri*. Überschriftartig steht dieses Urteil und seine Begründung vor dem Folgenden, das nun das eben Behauptete expliziert.

Die Chauken unterliegen nicht ihrer Begehrlichkeit, sie verfallen nicht unbeherrscht der Zügellosigkeit; sie leben ruhig und für sich; sie provozieren keine Kriege und richten keine Verwüstungen mit Raubzügen an. Ja, das ist sogar der hauptsächlichste Beweis für ihre Tapferkeit und Macht, daß sie ihre überlegene Stellung nicht durch Übergriffe, durch Unrecht am Nächsten erlangen: *id praecipuum virtutis ac virium argumentum est, quod, ut superiores agant, non per iniurias adsequuntur*. Denn das ist eben das Wunderbare und Entscheidende: die Chauken dominieren und sind überlegen. Es wäre ihnen ein leichtes, sich mit den Nachbarn zu messen und ihnen Unrecht zuzufügen, wenn ihr innerer Adel, ihre Beherrschtheit sie nicht aus freiem Geschmack die Gerechtigkeit wählen ließen.

¹ Am deutlichsten zu erkennen an der »Geographie«: vgl. Verf. Einführung in die Germania, Histor. Versuche.

Freilich lassen sie die Waffen nicht rosten. Wenn die Lage ein Heer fordert², können sie ein ungeheures Aufgebot von Männern und Rossen stellen. Darum begleitet sie derselbe Ruhm auch, wenn sie ihrer Natur gemäß Frieden bewahren.

Hier hat man einmal das ganz seltene Beispiel einer Gerechtigkeit, die frei und ohne Zwang geübt wird, obwohl die Macht zum Unrecht tun da wäre. Und man erkennt diese völlige Freiheit, weil eine bloße Bravheit in einer Welt des Faustrechts sehr bald aufgegeben werden würde. Wo kann man, so fragt man sich, eine so noble Haltung sonst noch auf der Welt finden?

Das genaue Gegenteil ist von den Cheruskern zu vermelden. Sie wohnen an der Flanke von Chauken und Chatten und haben lange einen über das rechte Maß hinausgehenden und kraftlosen Frieden um sich greifen lassen. Schon an dieser historischen Feststellung, die aus der Kenntnis des weiteren Schicksals so ausgesprochen wird, läßt sich ermessen: die Friedfertigkeit der Cherusker wird im Kontrast zu der der Chauken gesehen, nicht etwa die Behandlung eines neuen Volkes um ihrer selbst willen begonnen.

Das verstärkt sich in dem folgenden, eigens wieder begründeten Urteil über dieses historische Faktum. Diese Friedfertigkeit war nämlich – wie anders bei den Chauken! – mehr genußreich als sicher, weil man falsch handelt, wenn man unter Zügellosen und zugleich Starken sich der Ruhe hingibt: *quia inter impotentes et validos falso quiescas*. Oben war von den Chauken gesagt worden, sie hätten *quieti secretique*, ruhig und für sich, keine Kriege herausgefordert. Offenbar muß aber in dem gleichen Verhalten »der Ruhe« der beiden Völker ein kardinaler Unterschied obwalten. Soll denn etwa mit dem Tadel über das Ruhen bei den Cheruskern – *falso quiescas* – auch die Gerechtigkeit der Chauken mit getroffen werden? Das schließt doch der ganze Tenor des Kapitels 35 (eben über die Chauken) aus.

Das erwachte Fragen, das Staunen über Tacitus' Beurteilung des historischen Befundes bei den Cheruskern, wird offenkundig darum durch eine allgemeinste Erkenntnis beschwichtigt und das vorhergehende Urteil expliziert – explikativ-begründendes Asyndeton im Sinne fast eines mit *enim* eingeleiteten Satzes – *ubi manu agitur, modestia ac probitas nomine superioris sunt*.

Diesen rätselhaften Satz, den auch der Herausgeber der Teubneriana zuletzt nicht verstehen zu können glaubt, übersetzen wir zunächst nicht.

² Der Text wurde angefochten. Warum aber sollte ein generalisierender Plural nicht möglich sein? In der neuesten Ausgabe hält KÖSTERMANN *exercitus*, aufgrund meiner Übersetzung? Jedenfalls, wie mir scheint, zu Recht.

Wir halten fest, daß es sich um eine Erläuterung eines Urteils, einer Verurteilung der Friedensliebe der Cherusker handelt, während die Chauken in ähnlichem Fall über die Maßen gelobt worden waren. Wir stellen weiter fest, daß die germanische Welt als ein Zustand des Faustrechts, eine Welt, in der die Gewalt alles ist, aufgefaßt wird: *ubi manu agitur*.³ Schließlich ist klar, daß die Aussage, die als unverständlich gilt – *nomine superioris sunt* –, über *modestia ac probitas* gemacht wird. Diese Worte in diesem Wortlaut sind – Beispiele brauchen nicht angeführt zu werden – die Ausdrücke für das Wohlverhalten des *vir bonus*, der Maß hält und auf die Billigung der Gemeinde Gewicht legt. Es sind die Prädikate, die auf jeden Fall den beiden heimlich verglichenen Stämmen, den Chauken und Cheruskern, zukommen. Beide sind brav. Diese Worte schließen jede *impotentia*, jede *cupido* aus. Und eben das war ja nicht nur implicite von der Ruhe der Cherusker ausgesagt worden, sondern ausdrücklich von den Chauken: *sine cupiditate, sine impotentia, quieti secretique*. Aber was steckt in dem Prädikat? Vielleicht darf man schon hier soviel schließen, daß es die Erklärung für die unterschiedliche Beurteilung desselben Verhaltens bei den beiden verglichenen Völkern enthalten muß.

Wir haben Erörterung und Übersetzung der prädikativen Aussage darum zurückgestellt, weil das Gedankengefüge noch nicht abgeschlossen ist. Mit *ita* eingeleitet, gibt nämlich der folgende Satz das Geschehen wieder, unter dessen Eindruck 1. historisches Faktum, 2. Urteil mit Begründung und 3. die Erläuterung mit einem allgemeinen Gesetz formuliert worden waren. Es ist wichtig, auch hier sogleich zu erkennen und zu betonen, daß das Weitere mit diesem *ita* ganz fest an das Vorige angeschlossen wird und die Auswirkung des Allgemeinen im Konkreten darstellt. Jede Interpretation, die das übersieht, muß darum von vornherein³ abgelehnt werden.

Es handelt sich um folgenden Vorgang: die einen Nachbarn, die Chatten, nach dem Vorhergehenden offenbar die *impotentes et validi*, da es die andern, die Chauken offenkundig nach ihrer Art nicht sein können⁴, ha-

³ Das gilt von der sich auf PUTEOLANUS' Konjektur stützenden Auffassung, daß sich der Überlegene diese Ehrentitel selber nur zulege, daß er mit ihnen Propaganda treibe. Die Folge könnte nimmer sein, daß die Besiegten anders genannt werden. Und außerdem handelt es sich im Folgenden nicht um eigene Propaganda, sondern um eine unbeeinflussbare, freilich illusionslos nüchterne Öffentlichkeit.

⁴ Der Kommentar von WOLFF (S. 99 ff.) verteilt zu Unrecht folgendermaßen: »*impotentes* geht besonders auf die Chatten, *validi* auf die Chauken.« Gemeint ist doch, daß man unter Stämmen lebt, die unbeherrscht und begehrt sind und zugleich genügend Kraft haben, diese Gelüste durchzusetzen. Unter Starken wie den Chauken könnte man friedlich ruhen! J. G. C. ANDERSON folgt ihm S. 170 seines Kommentars (Oxford 1938) zu Unrecht.

ben die Cherusker überfallen. Sie haben sie besiegt. Der Sturz der Cherusker hat den benachbarten Klientelstaat der Foser mit ins Unglück gezogen. Im Glück standen diese den Cheruskern nach – *minores*: es geht in dieser Welt eben immer um das *superiores agere* und das *minores esse* –, am Unglück dürfen sie zu gleichen Teilen partizipieren, wie es ironisch heißt: ein weiteres Anzeichen für die Ungerechtigkeit dieser Welt.

Dieses der Sache nach berichtete Geschehen wird aber nicht schlicht wie eben erzählt, sondern als Auswirkung des zuletzt genannten allgemeinen Prinzips, dessen genaue Fassung strittig ist, und in Hinsicht auf ein Vorher und Nachher in der öffentlichen Geltung mehr angedeutet als wiedergegeben. Vor ihrer Niederlage hießen die Cherusker gut und gerecht, das heißt, man billigte ihnen *modestia* und *probitas* zu, jetzt heißt man sie träge und dumm, *inertes ac stulti vocantur*⁵. Wer heißt sie so? Das wird im Passiv nicht deutlich, aber wir gehen nicht fehl, wenn wir gerade deshalb an eine unspezifizierte Öffentlichkeit unter den germanischen Stämmen denken, die ein solches Ereignis bewerten. Wie steht es mit den Chatten, den Siegern? Ihr Erfolg – *fortuna* – wurde als Klugheit ausgelegt, wandelte sich zu Klugheit, *fortuna in sapientiam*⁶ cessit. Dieselbe Öffentlichkeit, heißt das, billigt ihnen Verstand zu.

Dieses merkwürdige Schwanken der Wertung von Besiegten und Siegern vorher und nachher, als Folge einer allgemeinen Wahrheit gegeben, muß also in dem Satze *ubi manu agitur, modestia ac probitas nomine superioris sunt* Grund und Erklärung finden.

Es liegt nahe, weil diese verschiedene Bewertung von Cherusker vor und nach der Niederlage durch eine germanische Öffentlichkeit mit dem Verb *vocari* zum Ausdruck gebracht wird – *ita qui olim boni aequique*

⁵ Daß *boni aequique* chiastisch *modestia et probitas* zugeordnet sind, ist nicht zu bezweifeln (auch ANDERSON a. O. 170 erklärt es trotz anderer Auffassung des Zusammenhanges): *probitas* ist die Grundeigenschaft des *vir bonus*, Maßhalten, *modestia* Grundzug der Gerechtigkeit, des Gegenteils vom Übergriff, der *iniuria*. Natürlich gebraucht Tacitus *gerecht* hier nicht im philosophischen Sinne. Es begegnen Beispiele, wo *probitas* und *modestia* die Eigenschaften des *vir bonus* nach verschiedenen Aspekten bezeichnen. So wird Cicero, fam. 13, 69,2 *modestia* in leicht verschobenem Aspekt von *probitas* aufgenommen, fam. 13, 63,1 findet sich dieselbe Verbindung wie bei Tacitus: *tum summa probitate et singulari modestia*. Ihre Verbreitung scheint sie für die Poesie nicht geeignet zu machen. Horaz jedenfalls meidet sie ganz. Es müßte sich ähnlich wie bei *utile et honestum* lohnen, nicht nur die einzelnen Wörter, sondern den Gesamtkomplex samt seinen Variationen zu untersuchen.

⁶ *Sapientia* ist hier mit *Gerechtigkeit* in einen ebenso unaufhebbaren Konflikt gekommen wie im dritten Buche von Ciceros Staat (s. Vom Gemeinwesen, Zürich 1959², Einl.).

Cherusci, nunc inertes ac stulti vocantur –, darin eine Wiederaufnahme des eben darum zu konjizierenden *nomina* zu sehen. Das mag, als die Konjektur einmal gefunden war, dazu beigetragen haben, daß sie sich so festsetzte. Liest man *nomine superioris*, kann natürlich niemand auf eine solche Beziehung kommen. Aber selbst bei einer Konjektur *nomina* fügt sich nicht alles glatt: erstens ist *vocari* verbunden mit Prädikatsnomen noch kein *nomen* – weder *modestia* und *probitas* noch *aequi* und *boni* sind *nomina*! –, und zweitens würde man, wäre das die Hauptkonzeption, sie auch bei den Chatten festgehalten sehen wollen. Statt dessen heißt es von ihnen: *fortuna in sapientiam cessit*, was auf bloße Geltung geht, jedenfalls die Ehrentitel nicht eigens formuliert. Aus beiden Gründen soll hier von vornherein vor diesem Abweg des Gedankens gewarnt sein.

Bevor wir die eigene Deutung vortragen, ist es praktisch, sich mit den beiden Konjekturen, die sich gehalten haben, auseinanderzusetzen, weil ihre Diskussion die Zusammenhänge weiter klärt.

PUTEOLANUS hatte konjiziert⁷ *modestia ac probitas nomina superioris sunt*, HEINSIUS: *nomina* (sc. *inania*) *superiori sunt*. Von den übrigen starken Änderungen des Textes können wir absehen, da sie alle zu gewaltsam sind.

Von vornherein ist zuzugeben, daß sowohl die Änderung von PUTEOLANUS wie die von HEINSIUS paläographisch überaus leicht sind.

Dafür trennen in der Bedeutung Welten die beiden Verbesserungen untereinander.

PUTEOLANUS faßt sein erschlossenes *nomina* positiv und setzt darum aus der Überlieferung den Genitiv: Beherrschung und Rechtschaffenheit sind Ehrentitel für den Überlegenen. Wenn man sich diese Möglichkeit durchdenkt, so könnte man sich den Satz in bezug auf die Chauken gesagt vorstellen: sie sind überlegen und tragen offenbar diese Ehrentitel, wenn man *nomina* so übersetzen kann, zu Recht. Aber in unserem Zusammenhang sind die Überlegenen, derentwegen doch dieser Satz da steht, die Chatten. Wird man ihnen die Ehrentitel *modestia* und *probitas* zusprechen können? Im Gegenteil. Sie sind doch eben die *impotentes et validi*, sie haben doch eben friedlichen und braven Nachbarn Unrecht zugefügt – so steht es da, auf die historische Wahrheit kommt es zunächst

⁷ Die Freiburger Universitätsbibliothek besitzt eine Ausgabe dieses aus Puteoli (jetzt Pozzuolo) stammenden Juristen (nicht mit dem Juristen gleichen Namens zu verwechseln, der anderthalb Jahrhunderte früher lebte), die 1496 in Venedig erschienen ist. Dort hat er ohne weiteres Wort das eindeutig überlieferte *nomine* in *nomina* geändert.

nicht an⁸ –, sie haben Unrecht getan. Keine Öffentlichkeit wird ihnen diese Ehrentitel zubilligen, ja sie würden sie sich nicht einmal selbst anmaßen können. Aber von dieser Möglichkeit ist ja gar nicht die Rede. Was sie in einer Öffentlichkeit ernten können, und das steht nun auch mit aller wünschenswerten Deutlichkeit da, das ist die Anerkennung des Erfolges und der Schluß vom Erfolg auf ihre Klugheit und Lebenstüchtigkeit⁹. Mit anderen Worten, die Konjektur des PUTEOLANUS ist nicht nur überflüssig, was sich zeigen wird, und darum schon abzulehnen, sondern ergibt reinen Unsinn. Offenbar war man mit der Präzision der römischen Lebensbegriffe nicht vertraut. Eroberer können nie und niemals *modesti et probi* genannt werden.

HEINSIUS hat das offenbar dunkel geahnt und die andere Möglichkeit ergriffen – wenn man *nomina superioris* nicht für möglich hielt –, *nomina* negativ aufzufassen, dann aber den Dativ zu schreiben: *modestia et probitas nomina superiori sunt* »sind leere Namen für den, der dank seiner Kraft überlegen ist«. Er kümmert sich nicht um diese Worte, pfeift auf sie und nützt seine Überlegenheit zu Überfall und Sieg aus. Einmal angenommen, *nomina* könnte derartiges in unserem Zusammenhang heißen: wieso ist die Folge der macchiavellistischen Haltung, daß sich der Überlegene nicht um Worte wie Beherrschung und Rechtschaffenheit kümmert, sei es, daß sie ihn beim Unterlegenen nicht rühren und einnehmen, sei es, daß sie ihm als Richtschnur eigenen Handelns gleichgültig und substanzlos sind, dies, daß die Cherusker früher gut und gerecht, nach der Niederlage träge und dumm geheißen wurden? Mit andern Worten: diese Konjektur ist noch schlechter. Indem man des PUTEOLANUS Konjektur weiter verbesserte, hat man den Zusammenhang mit dem Vorigen ganz verloren. Als ob es auf das Handeln des Überlegenen und seine

⁸ ann. 12,28 heißt es über die Cherusker im Jahre 52: *illi (sc. Chatti) metu, ne hinc Romanus, inde Cherusci, cum quis aeternum discordant, circumgrederentur, legatos in urbem et obsides misere*. Ein erster Widerspruch besteht m. E. nicht: eine ewige Erbfeindschaft zwischen Nachbarvölkern verträgt sich wohl mit einer langen Friedenszeit, in der man die Rüstung verfallen läßt, vor einer Besiegung, die wohl in den 90er Jahren erfolgte. Daß Tacitus die unfundierte Friedfertigkeit der Cherusker in der Germania stärker hervorhebt, als es sich mit der Annalenstelle zu vertragen scheint, wird einmal darauf beruhen, daß die eigentlich historischen Studien manches neue Licht im einzelnen bringen mußten, zum andern darauf, daß, wie erkannt wurde, der »Frieden« der Cherusker der Kontrapost zu dem der Chauken ist.

⁹ Der Gedanke, daß der Erfolg die Festigkeit der sittlichen Werte ernsthaft auf die Probe stellt, daß also die Chatten aufgrund ihres Unrechts in der öffentlichen Meinung nicht verurteilt werden und als starke Räuber gelten, sondern daß man ihre Lebensklugheit bewundert, läßt sich von Solon an verfolgen (vgl. Verf. Hermes Klingnerianus 1959, 163 ff.). Dort der Gedanke noch nicht so säkularisiert.

Motivierung ankäme und nicht vielmehr auf den Wandel der Bewertung, wenn sich bei aller Bravheit fehlende Überlegenheit enthüllt. Zudem stimmt die Aussage nicht: daß für den Überlegenen durchaus diese Werte nicht bloße Schemen zu sein brauchen, zeigen doch die Chauken, die ihre Größe lieber durch Gerechtigkeit wahren wollen und sich durch keine Begehrlichkeit oder Unbeherrschtheit hinreißen lassen, brave Nachbarn anzurühren.

So geht es also nicht. Und mit diesen beiden Änderungen sind die leichten und paläographisch diskutablen Änderungen, wie ich meine, erschöpft.

Wir fragen: was müssen die Worte *modestia ac probitas nomine superioris sunt* leisten? Sie müssen 1. ein Grundgesetz der Welt des Faustrechts zum Ausdruck bringen. Aus diesem Prinzip, diesem Grundgesetz muß 2. sich ergeben – *ita* –, daß die Bewertung eines ungerechten Überfalls auf ein harmloses und braves Völkchen nach dem Erfolg bei dem Besiegten wie dem Sieger sich wandelt: der Besiegte gilt vorher als gut und gerecht, hinterher als dumm und träge, der Sieger vorher – ausdrücklich wird es nicht gesagt, aber die Wendung *inter impotentes et validos* läßt es schließen – als begerlich und unbeherrscht, hat er Erfolg gehabt, so wird seine *sapientia* gerühmt, seine Lebensklugheit. Von den moralischen Wertungen gilt also, daß sie in einer solchen Welt des Faustrechts sich nicht aus eigener Kraft ihre Geltung bewahren können oder sonstwie garantiert sind. Schließlich muß sich 3. mit diesem allgemeinen Satz über die Welt des Faustrechts ein Verhalten wie das der Chauken sowohl wie das der Cherusker und Chatten vereinbaren. Nach ihm muß es möglich sein, daß ein Überlegener in der öffentlichen Meinung die Werte der *modestia* und *probitas* behauptet, daß ein anderer dieselben behauptet, solange er nicht von einem Überlegenen seiner Minderwertigkeit handgreiflich überführt wird, daß ein überlegener Rechtsbrecher sie sich natürlich niemals zu eigen machen kann, aber wohl in der Lage ist, sie bei dem Überfallenen als Scheinwerte zu enthüllen. Denn es sind schon hohe und unveräußerliche Werte. Aber sie hängen eben ab von der Überlegenheit. In der Welt des Faustrechts hat ein Überlegener die Macht, sie aus Geschmack am Guten zu verwirklichen. Ein Schwächling kann brav sein, aber diese Bravheit schützt ihn nicht an sich: wenn er sie nicht verteidigen und behaupten kann, sichern sie ihm nicht etwa sein Lebensrecht und seine Existenz, sondern jeder Stärkere kann die Hohlheit dieses Anspruchs nachweisen und erntet zwar nicht moralischen Ruhm, aber man muß ihm das Lob zollen, daß er sich in einer solchen Welt des Faustrechts klug verhält.

Ist man so weit gekommen, wird man zustimmen, daß man alle geforderten Bedingungen der Bedeutung erfüllt, wenn man formuliert, daß diese hohen Werte eines schönen und glänzenden Menschenbildes in der Welt des Faustrechts abhängen von der Kraft des Stärkeren und Überlegenen, sei es positiv oder negativ. Und man erkennt, daß eben das da steht: *modestia ac probitas nomine superioris sunt*: Beherrschung und Rechtschaffenheit gelten und existieren im Namen des Überlegenen.

Denn jener Einwand kann nach dem eben geführten Beweisgang keine Kraft mehr haben, daß *nomina superioris sunt* dasselbe leiste wie *nomine superioris sunt*. Man erinnere sich, daß eine solche allgemeine Aussage auf die überlegenen Chatten ebensowenig zutrifft wie auf die Cherusker, denen man vor der Enthüllung ihrer Schwäche diese Prädikate ebenso gern zubilligte. »*Probitas et modestia nomina superioris sunt*« müßte dann erstens heißen: Rechtschaffenheit und Maßhalten sind Ehrentitel für den Überlegenen, wofern er sich 1. als solcher bewiesen und bewährt hat und wofern er 2. sie dadurch verdient, daß er nicht zu den *impotentes et validi* gehört, sondern wirklich gut und gerecht ist. Man wird zugeben, daß da ein bißchen viel zu ergänzen ist, zu viel, als daß noch so aufgefaßt werden könnte. Dann aber wäre diese Satzform mit der Konjektur eine Aussage über etwas doch so Nebensächliches wie eine Titelfrage. Dem Überlegenen kommen diese Titel zu, dem Unterlegenen werden sie abgesprochen. Wie banal und im Verbalen steckenbleibend! Es geht hier aber um keine Titelfrage, sondern es muß doch darum gehen, ob in einer Welt des Faustrechts ein Volk seine Existenz durch Ruhe und Bravheit behaupten kann. Und es wird gesagt, daß diese Eigenschaft nicht allein genügt. Eine Aussage über die Wirkkraft und Geltung von Rechtschaffenheit wird unser Satz aber nur, wenn man liest *nomine superioris*.

Es sind wohl zwei Gründe, weswegen man glaubte, nicht so übersetzen zu dürfen, ein sachlicher und ein sprachlicher.

So schwierig es schien, einen Gedanken wie den zu fassen, daß sittlicher Wert seine Geltung nicht in sich habe, sondern seine Existenz dem Dominierenden verdankt, mithin auch gegen diesen keinen ausreichenden Schutz bietet, wofern der Dominierende sich nicht zu seinem Schutz und Hort aufwirft, so eingängig mußte es der Zeit der Renaissanceheroen sein, zumal wenn eine Ausgabe wie die des PUTEOLANUS die Änderung ohne weiteres in den Text gesetzt hatte, daß Tacitus der Ansicht sei, daß nur der Mächtige Anspruch habe auf diese Ehrentitel. Denn Macht gehe vor Recht. Ist das doch noch die Ansicht des Kommentares von ANDERSON. Und Tacitus schien in dem vielzitierten *in summa fortuna aequius quod validius* (Ann. 15, 1,5) einer solchen Auffassung Vorschub zu leisten.

Wenn ANDERSON kein Wort darüber verliert, daß es sich da um das Geraune eines fremden Volkes handelt, in der Germania um eine Erkenntnis des Tacitus, d. h. wenn er nicht empfindet, daß das ein himmelweiter Unterschied ist und ein Tacitus zu einer so frivolen Ansicht auf keinen Fall je sein Placet gegeben hätte, wird auch PUTEOLANUS schon so gedacht haben. Wir können es noch bestimmter behaupten: auf solchen Stellen beruht – eine schreckliche Verirrung – die machiavellistische Ausdeutung des Tacitus durch die Tacitisten. Einmal gefunden, mußte sich aber aus diesem Grunde die Form hartnäckig halten.

Zumal als zweiter Grund nun die sprachliche Schwierigkeit hinzukam. Noch ANDERSON behauptet, daß eine Auffassung nach der Parallele *nomine feminarum* = »um ihrer Frauen willen« (sc. fürchten sie die Knechtschaft) unlateinisch sei. Er faßt dabei, als gäbe es keine andere Möglichkeit, *probitas et modestia nomine superioris sunt* auf in dem Sinne: Rechtschaffenheit und Maßhalten sind um der Überlegenen willen da: »exist only for the sake of, as a claim of the stronger. Das würde auch ich als unlateinisch empfinden. Aber muß es das heißen? Es müssen noch ein paar Worte zur Begründung der oben gegebenen Übersetzung gesagt werden.

Nicht nur der Zusammenhang fordert diese Übersetzung und schließt jede andere Möglichkeit aus. Die Tatsache, daß *nomine* mit dem Genitiv eine der häufigsten Verwendungen dieses Begriffes ist und daß dann eben bei *sunt* die Bedeutung des verbum existendi anzusetzen ist, hätte vor jeder Änderung warnen sollen, zumal in unserer Zeit der Spezialwörterbücher und des Thesaurus, und hätte von selbst zu der gegebenen Übersetzung führen müssen. Die besondere Wendung ist zu begreifen von so geläufigen Redensarten her, wie sich deren eine etwa bei Caesar b. g. 7,75 findet: die Bellovacer erfüllen eine Auflage bei gemeinsamen Unternehmen nicht, *quod se suo nomine atque arbitrio cum Romanis bellum gesturos dicerent. Suo nomine*, beziehungsweise *nomine alicuius*, Krieg führen: in dieser Wendung gibt der Genitiv oder das gleichstehende Possessivpronomen den *auctor*, den Urheber und Verantwortlichen, den Garanten. Eben das ist hier an unserer Stelle gemeint. Es geht zu Lasten oder es muß ihm gut geschrieben werden, diese halb kaufmännische, halb juristische Vorstellung wird damit ausgedrückt, so wie etwa bei Cicero, fam. 13,61 gebeten wird: *ut quam plurimum pecuniae Pinnio solvatur Nicaeensium nomine* (*nomine alicuius* als Schuldner). Daß diese Wendung des Ausdrucks auch von der Dichtung aufgenommen wurde, zeigt Ovid, fast. 6,79: *haec quoque terra aliquid debet mihi nomine magni | coniugis. huc captas appulit ille boves*. Im Namen des Hercules wird etwas seiner Frau

geschuldet. Hercules ist der Gläubiger, der etwas geleistet hat, das dann übertragbar ist. Derselbe Ovid klagt Pont. 2,2,44: *nulla meo quamvis nomine causa bona est*. Messallinus soll in seinem Auftrage seine Sache bei den Göttern in Rom führen. Freilich ist keine Sache gut *nomine Ovidii* im Namen Ovids, »weil es sich um Ovid handelt«, »weil er dafür steht«, sondern – so geht es weiter –, wird er, der Halbtote gerettet, so ist es ganz das Verdienst des Messallinus. Hier spricht sich ganz deutlich die Erkenntnis aus, daß ein Mensch seine *salus* im eigenen Namen nicht garantieren kann, sondern daß er sein Heilsein einem andern verdankt, daß er *nomine Messallini est*, wie man taciteisch paraphrasieren könnte. Es handelt sich an allen Stellen darum, daß eine andere Person im ganzen für etwas anderes oder einen anderen die Garantie übernimmt. Der Schnitt bei der Teilung der Aufgaben, die eigentlich der einheitlichen Person zukämen, kann in – soviel ich sehe – seltneren Fällen auch durch die Einheit gehen: Seneca, clem. 1,1,3 *nemo non, cui alia desunt, hominis nomine apud me gratosus est* – jeder ist mir schon »aufgrund seines Menschseins« lieb, »seines Menschseins wegen«, »weil er ein Mensch ist«. Analog aufzufassen (*hominis nomine* – *nomine superioris*) »aufgrund von Überlegensein« empfiehlt sich aber wohl deswegen nicht, weil bei Tacitus der Schnitt zwischen Völkerpersonen, nicht durch sie verläuft und die Subjekte der Prädikate nicht vergleichbar sind.

Genug. Daß aus den Schätzen des Thesaurus diese Beispiele angeführt werden konnten, verdanke ich meinem Schüler, dem Bandredaktor Dr. H. WIELAND. Sie zeigen, daß die vom Zusammenhang geforderte Übersetzung, »die sittlichen Werte – fassen wir einmal *probitas* und *modestia* so zusammen – sind garantiert durch den Überlegenen«, »haben ihre Existenz nicht in sich, sondern sind positiv oder negativ bezogen auf den, der ihre Zerstörer in Schach halten kann«, nur die Ausschöpfung früherer sprachlicher Möglichkeiten und Weiterentwicklung römischer Grundvorstellungen von der Selbständigkeit menschlicher Existenz ist. Und fordert jemand die genaue sprachliche Parallele eines *sunt nomine alicuius*, so findet sich auch diese bei den Juristen (*actio fit* oder *est nomine alicuius*: Ulp. dig. 4,2,16,1. 9,4,2,1. 9,4,38,1. Paul. dig. 9,4,19,2. Paul. dig. 47,2,38,1; fernzuhalten Jav. dig. 11,1,14 pr.; etwas anderes Paul. dig. 4,9,6,2).

Vielleicht sind wir schon zu ausführlich gewesen. Es kann Lagen geben, wo eine sprachliche Formulierung so zentral und besonders ist, daß eine Parallele zu erwarten, soviel hieße, wie zu fordern, daß alles Individuelle und Einmalige doppelt vertreten sein müsse, eine *contradictio in adiecto*. Hier stehe ich auf der Seite derer, die methodische Forderungen und Re-

geln – hier die nach genauer Parallele – nicht vergötzer, sondern denen die Maxime des 19. Jahrhunderts »sensus omnino neglegendus est« ein Greuel ist. Und denkbar ist, daß wir uns heute nur darum anstrengen müssen, einen überlieferten, gut verständlichen Zusammenhang zu verstehen, weil in besonderer historischer Stunde aus einem Mißverständnis heraus, das hier freilich nicht fruchtbar war, ein Zusammenhang nicht verstanden wurde und eine darum gemachte Konjektur Jahrhunderte in einen Irrgarten führte, der ohne sie in späterer Zeit wahrscheinlich vermieden worden wäre, mochte die Erkenntnis auch erlesen und nur wenigen erschwinglich sein.

In der Tat ist der Gedanke, daß die Werte *modestia* und *probitas*, die den *vir bonus* innerhalb der Grenzen des Rechts halten, in einer Welt, wo die Armeskraft und das Faustrecht gilt, keine Existenz aus eigener Macht haben, sondern auf Rechnung des Überlegenen gelten, so besonders, daß damit nicht nur die erlesene Wendung, sondern auch die Mißverständnisse seit der Renaissance ihre genügende Erklärung finden.

Zum Schluß sei es darum erlaubt, bei diesem schwierigen Gedanken etwas zu verweilen und wenigstens kurz seine Bedeutung im Zusammenhang des antiken Denkens zu skizzieren.

Tacitus beobachtet offenbar mit einem besonderen Interesse die germanische Welt, in der unter den Stämmen nichts als die Kraft des Armes, sagen wir es ruhig mit unserem paradox witzigen Ausdruck, das Faustrecht gilt. Hier heißt es, überwältigen oder überwältigt werden. Der Kleine muß sich an einen Größeren anschließen – das Beispiel geben die Foser – und sich mit minderem Rechte begnügen – *minores* –, wird aber in eine mögliche Niederlage in gleicher Weise mit hineingezogen. Man muß der Überlegene sein. Dann ist man klug. Seine Überlegenheit zeigt man und übt man aus, gewöhnlich natürlich, durch die anerkannten Kraftäußerungen dieser Welt: *bella, raptus, latrocinia*. Der Erfolg bringt Achtung, die Niederlage Spott und Schande. Überlegensein gilt als Größe, die hier in Übereinstimmung auch mit taciteischem Denken als menschliches Ziel verfolgt wird. Mit dieser Art von Größe ist eine rein moralische Qualität natürlich nicht verbunden, aber sie hat bei aller Unfreiheit gegenüber dem wilden Gesetz dieser Welt etwas Echtes und Gesundes: sie beruht auf Kraft und kann nicht vorgespiegelt werden.

Wie steht es in dieser Welt aber nun mit den eigentlich menschlichen, moralischen Werten, mit *modestia* und *probitas*, mit Maßhalten und Rechtschaffenheit, die auf das Urteil des andern Wert legt, mit jenen Haltungen, die aus dem an das Gesetz der Tierwelt erinnernden Gegen-einander, aus dem Zwang der Eintönigkeit und des Kreislaufes befreien?

Sind sie reine Schemen und wirkungslos und enthüllen sie gerade durch ihre Schwäche in der Welt des Faustrechts ihre Bedeutungslosigkeit und Fiktivität (nur dann könnte man *nomina* im Sinne *nomina inania* verstehen)? Es ist nicht an dem. Die Cherusker gelten ja, bevor sich ihre Inferiorität gegenüber den Chatten herausstellt, als *boni* und *aequi*, weil sie brav sind und sich wohlverhalten. Freilich können sie diesen guten Ruf nicht behaupten. Es liegt letztlich daran, daß sie den Frieden aus Bequemlichkeit vorgezogen haben. Anders dagegen steht es mit den Chauken. Die sind überlegen und vermögen im Notfall dafür auch einzustehen. Aber sie wollen ihre Größe nicht durch Krieg, Raub und Plündern dokumentieren, sie wollen ihre Überlegenheit nicht zu ihrem Vorteil gierig ausnützen, sondern sie wollen sie durch Gerechtigkeit wahren. Sie haben soviel Geschmack an einem so hohen Menschenbild, daß sie es in einer Welt des Faustrechts voll innerer Freiheit und Unabhängigkeit verwirklichen. Kann es einen größeren Beweis für die Wirklichkeit und Wirksamkeit dieser höchsten menschlichen Werte geben? Freilich sind das Ausnahmen. In der Welt des Faustrechts zeigt sich, daß wahre Güte aus überlegener Kraft, der Brutalität an Rang weit überlegen, etwas Aristokratisches ist. Darum heißen die Chauken *populus nobilissimus*.

Die Welt des Faustrechtes, der reinen Machtausübung, das ist die thukydideische Welt und Weltansicht. Tacitus entdeckt sie in dem Gegeneinander der germanischen Stämme. Aber in dem Zwang des Machtgesetzes – und das ist römisch gedacht, bzw. der Römer versteht solche Fakten zu sehen und aufzuspüren – läßt er Ausnahmen gelten. Aus der Tatsache, daß das Freieste und Menschlichste etwas Rares ist, darf man nicht schließen, daß es nicht existent ist, sondern daß es zum Adel gehört.

Eine solche Welt des Faustrechts hat manches gegen sich, manches für sich. Härte und Grausamkeit beschneiden das gleiche Lebensrecht. Wo aber freie moralische Größe begegnet, kann man sicher sein, daß es Ethos und Kraft, nicht aber Bequemlichkeit und Schwäche ist.

Damit rückt die germanische Welt in einen Gegensatz zur römischen Welt, der für das Denken eines Tacitus von Interesse, ja von grundsätzlicher Bedeutung sein mußte.

Die Römer sind stolz darauf, daß ihr Staat ein Rechtsstaat¹⁰ ist. Dafür war Cicero letztlich gestorben, und das Kaisertum hatte sich, sonst hätte

¹⁰ Rechtsstaat besteht natürlich auch, wenn ein Monarch Gesetze gibt und sich an sie bindet. Im Römischen wird dabei – vgl. Cicero, rep. 1, 49 und off. 2, 42 – gefühlsmäßig von vornherein darunter verstanden, daß das Recht, im für alle gleichen Gesetz verankert, gleichmäßig für die Bürger gilt.

es die Widerstände nicht überwunden, diesen Gedanken zu eigen gemacht und ihn im großen und ganzen auch verwirklicht. Im Geltungsbereich des *ius Romanum* konnte man, wofern man brav war und sich wohlverhielt, wofern man ein *vir bonus* war und sich vom Übergriff, der *iniuria* fernhielt, in seiner Existenz nicht bedroht werden. Im *imperium Romanum*, in seiner *pax*, hätten die Cherusker hochangesehen ihren gebührenden Frieden weiter üben und der Ruhe frönen können, und die *modestia* und *probitas* der Chauken wäre – das ist das betrübliche Gegenstück – gar nicht weiter aufgefallen. Mit andern Worten: wie die *saeva pax* und der Kaiser der Entfaltung freier *virtus*, ihrer Würdigung und ihrem Verständnis hinderlich war, ja die Sterilität der Zeiten und damit den historischen Niedergang verursachte, so mußte sie, wie wohl jede Kultur, den Unterschied zwischen echter und notwendiger Verwirklichung freien moralischen Handelns und bloßer Fügsamkeit verwischen. Hier sieht Tacitus ein schweres Problem. Hier ist eine der tiefsten Wurzeln seines Kulturpessimismus oder, vorsichtiger, der Tatsache, daß er in dem Frieden der Kaiserzeit nicht unbedingt einen Fortschritt sieht.

Er glaubt – im Unterschied zu Thukydides – an die Größe der *humanitas* und an ihre Wirksamkeit im menschlichen Bereich, möchte aber, um ihre Schwierigkeit wissend, sie denen vorbehalten und bei denen anerkannt sehen, die der freien Luft gewachsen sind und sie mit Kraft und Wachsamkeit behaupten und verantworten können. Hier liegt sein aristokratischer Sinn.

Bedenkt man es, so gibt es für Tacitus auf der Welt drei große Bereiche, die sich ihrem Wesen nach unterscheiden. Da ist einmal, um mit dem am wenigsten Wichtigen anzufangen, das *regnum Arsacis*. Das totalitäre System des einen Feindes, dessen die Römer nicht Herr werden konnten. Die Parther sind dabei weniger gefährlich als die Germanen. Man wird Tacitus' Gedanken richtig bestimmen, wenn man urteilt, daß dieser Absolutismus überhaupt keine historische Fruchtbarkeit besitzt und für Rom nie eine ernste Gefahr wird, solange dort Bürgerstolz zu Hause ist. – Der zweite Bereich ist die germanische Welt. Er ist, sieht man von Ausnahmen ab, welche die Macht der *humanitas* beweisen, die thukydideische Welt des mechanischen Machtkampfes. Als solche ist sie nicht so sehr aktuell gefährlich: eine solche Welt findet sich nicht zum gemeinsamen Handeln zusammen. Aber sie ist kaum zu überwinden; denn in dieser Welt gibt es echte *virtus* in Freiheit bis zu ihrer höchsten Vollendung und Vollkommenheit in echter Gerechtigkeit. Drittens ist da die *pax Romana*. Ehemals die friedliche und rechtliche Ordnung der ganzen Welt, als man auf Parther und Germanen so wenig Gedanken zu verschwenden brauchte,

daß man sich ihres Unterschiedes nicht einmal bewußt war. Diese Welt steht vor der Gefahr, daß die Zivilisation die *virtus* erstickt, daß sich Echtes von Unechtem nicht mehr unterscheiden läßt, daß das Höchste verkommt.

Wie sich dieser Zustand konkret weiter entwickelt, wohin er führt, darüber hat Tacitus keine konkrete Prophezeiung gewagt. Aber es muß in wenn auch notwendig schematischer Weise noch herausgehoben werden, welchen Fortschritt, welchen Klarblick, welche Resignation dieses Bild der Welt dreier Bereiche bedeuteten.

Für Thukydides war es ausgemachte Sache, daß in der Welt das nackte Gesetz der Macht gilt und immer wieder die gleichen Situationen heraufbeschwört. Seine große und bleibende Entdeckung, die das griechische Denken lange beherrscht, ist nicht unabhängig von seiner griechischen Umwelt. Um es ganz grob zu sagen: er konnte noch nicht kennen und gedanklich berücksichtigen das Christentum und das Imperium Romanum. Im Christentum ist der Mensch innerlich so verändert, daß aller Machtkampf gegenstandslos wird, natürlich nur, falls es einmal ganz die Welt durchdringt. Im Imperium Romanum ist er darum gegenstandslos, weil die Macht ohne Grenzen ist. Und so ist es auch kein Wunder, daß der Römer etwa der augusteischen Zeit das Imperium Romanum mit dem *orbis*, dem Erdkreis, in eins setzte¹¹. Diese schmeichelhafte Ansicht, die den Thukydides mit seinem Gesetz des ewigen Machtkampfes sozusagen praktisch entthront hatte, hat das klare Auge des Tacitus überwunden. Er entdeckte in der germanischen Welt die relative Geltung des thukydideischen Gesetzes wieder und weiß diese Welt in Vorteilen und Nachteilen zu würdigen, er sieht die Eigenart des parthischen Absolutismus, er weiß um die Hoheit, aber auch die Gefahr der römischen Rechtswelt, wenn aus wachem Frieden die bequeme Ruhe wird. Bei allem Römerstolz ist er der erste, der sich als Römer nicht mehr allein auf der Welt sieht. Das Weltbild der Antike hat sich unendlich ausgeweitet, und wenn weite Teile der Welt noch unbekannt sind, so sind doch die möglichen menschlichen Strukturen in ihren Extremen und ihrer Mitte universal erfaßt.

¹¹ Hans SCHAEFER, Das Problem der Entstehung des römischen Reiches, Historisches Jahrbuch 1949, 13–24, hat auf diese Erscheinung des wachsenden Selbstbewußtseins und seinen sprachlichen Ausdruck das Augenmerk besonders nachdrücklich gelenkt.

DIE REISE DES TITUS

Noch immer ist die Frage nach den Quellen des Tacitus ein Problem, um das seine Interpreten sich vielfach vergeblich mühen. Zwar dürfte die ›Einquellentheorie‹ immer weniger Anhänger finden – widerspricht sie doch vor allem auch seinem eigenen Zeugnis –, aber selten gelingt es, die taciteische Darstellung und sein Urteil von einer vorliegenden pragmatischen Darstellung so abzuheben, wie es F. KLINGNER in der Darstellung Othos geglückt ist. Die Frage nach der ›Quelle‹ erschiene bei einem Autor so hohen Ranges und so tiefer Durchdringung der Wirklichkeit nicht eben gerade bedeutsam, wenn sie nicht mit einer anderen verkoppelt wäre. Meint man doch vielfach behaupten zu können, daß Tacitus sich von einem modernen Historiker vor allem durch sein Verhältnis zum Faktum unterscheide. Er mache sich sein historisches Faktum nicht, baue es nicht neu unter Ausnutzung aller Möglichkeiten auf, sondern nehme im Grunde nur zu schon Geformtem und Tradiertem, gewiß klug abwägend, Stellung. Wo man aber einmal in der glücklichen Lage sei zu sehen, wie er ungeformten Stoff behandle – also in der Germania und dem Agricola –, da sehe man, wie er auch hier letztlich polemisch abhängig sei von dem Propagandabild Domitians, dem er entgegentreten wolle: dabei weiche er nach der anderen Seite von der Wahrheit ebenso weit ab wie die offizielle Propaganda nach der ihren.

Es scheint, daß sich an der Darstellung der Reise des Titus am Anfang des zweiten Buches der Historien nicht nur die Quellen genauer als bisher fassen lassen, sondern daß man an ihr auch erkennen kann, daß Tacitus an einem für sein Urteil erheblichen Punkte sich in dem selbständigen Aufbauen seines Faktums von der Art eines modernen Historikers grundsätzlich nicht unterscheidet.

Das erste Buch der Historien entläßt uns mit dem Bild des zum Kampfe mit Vitellius entschlossenen Otho. Das Heer, mit dem er die Hauptstadt verläßt, ist freilich mehr dem Gepränge nach eindrucksvoll, mehr *species* als *res*. Im zweiten Buch wird diese Linie des Machtkampfes zwischen Otho und Vitellius, die in der Schlacht von Bedriacum und dem selbstgewählten Tode Othos gipfelt (2,44ff.), erst Kap. 11 fortgesetzt. Dazwischen schiebt sich, wobei zugleich die Bedeutung dieser Blickwendung

nach Osten betont wird, der Bericht von der Reise des Titus nach Rom.

Dieser Einschub hätte nach zeitlichen Gesichtspunkten ebensogut, wenn nicht gemäßer, früher erfolgen können. Titus sollte Galba der Treue des Vaters Vespasian, der mit drei Legionen in Judäa stand, versichern. Man konnte den Einschub also ebenso nach der Machtergreifung Galbas, dem Beginn der Reise (vgl. die Erwähnung 1,10) wie bei der Umkehr in Korinth, d. h. also vor dem bevorstehenden Entscheidungskampf zwischen Otho und Vitellius einfügen. Auf die absolute Chronologie kommt, soviel ich sehe, in unserem Zusammenhange nicht viel an. Die Reise erfolgte im Winter. Die Umkehr in Korinth wird man kurz nach dem Tode Galbas, also zweite Hälfte Januar ansetzen. Sinn und Funktion dieses Einschubs ist auf den ersten Blick klar. Die Anstrengungen des Galbamörders Otho und des Prätendenten Vitellius stehen unter einem tragischen Umsonst: während alles gebannt auf Italien und die dortigen Kämpfe schaut, beginnen im Osten Entwicklungen, die das eigentliche Schicksal Roms ausmachen. Der Leser verfolgt wie in der Tragödie oder der Komödie mit größerem Vorwissen das Spiel der Akteure, die in stärkerem oder schwächerem Dunkel ihren Entwürfen nachgehen.

Tacitus beginnt also den Hinweis auf die bedeutenden Entwicklungen im Osten mit der Reise des Titus. Er schildert sie sehr farbig oder genauer: er stellt sie nicht von Anfang an dar mit Aufbruch, Weg, dem Umstand, den wir durch Josephus erfahren, daß Herodes Agrippa mitfuhr, sondern ausführlich von dem Punkte an, als Titus in Korinth die Nachricht vom Tode des Galba empfängt und – umkehrt, statt weiter nach Rom zu reisen. Über alles Vorherige, bei dem ein zeitliches Zurückgreifen notwendig ist, berichtet Tacitus nichts als die offiziellen Gründe für die Reise und die Gerüchte über sie und kann dabei ein Bild von der Lage und vor allem der Persönlichkeit des Titus entwerfen.

Die offiziellen Gründe für die zu Galbas Lebzeiten begonnene Reise sind *officium und matura petendis honoribus aetas*¹, daß er Galba die Aufwartung machen und ihn damit der Ergebenheit des Vespasian versichern soll und daß man für ihn die Zeit für gekommen hält, sich um die Ämter zu bewerben, was in Hinsicht auf Vespasian wieder einer Verpfändung seiner

¹ Es ist zu fragen, warum Tacitus, der sovieler Versionen kennt und ausdrücklich oder implicite widerlegt, nicht auch den Grund nennt, den Josephus und seine Quelle als Hauptgrund bringt, daß Titus nämlich Anweisungen für den Judenkrieg holen sollte. Das wäre zu technisch, zu unwürdig, zu unglaublich, erweist sich als Fiktion, weil Titus umkehren kann, würde die taciteische Hauptlinie verdunkeln und machte die Einführung einer Nebenperson wie des Agrippa notwendig.

Treue gleichkommt. Das Volk wußte es besser: er sei – von Galba natürlich – zwecks Adoption herbeigerufen worden. Das war reine Erdichtung. Aber daß man auf den Gedanken kommen konnte, zeigte, daß Titus sozusagen zum Princeps prädestiniert war. Außer der Kinderlosigkeit des Princeps Galba und der Unruhe des Volkes in dieser Lage waren es die natürlichen geistigen Anlagen des Titus, die jeder Stellung gewachsen waren, seine schöne würdige Erscheinung, die Erfolge Vespasians, dazu alle möglichen Weissagungen, die ein solches Gerücht wie dies, daß Titus adoptiert werden sollte, plausibel erscheinen ließen.

Nach dieser Einstimmung auf Titus als möglichen Princeps – anders kann man die Behandlung des ersten Teiles der Reise nicht gut nennen – setzt die Erzählung sprunghaft damit ein, daß Titus in Korinth sichere Nachricht von der Ermordung Galbas erhält und Leute da waren, die einen Aufstand des Vitellius und Krieg mit ihm, dem Befehlshaber der germanischen Legionen, für sicher hielten.

Titus kehrt daraufhin um. Daß es Tacitus aber nicht auf das Faktum der Umkehr, sondern die Bedeutung dieser Umkehr ankommt, zeigt außer der weiteren Behandlung, daß er – die römischen Historiker tun es gern: so schildert Sallust Ciceros Aporien nach der Gefangennahme der Catilinarier² – aufs genaueste die seelische Lage des Titus und ihre Möglichkeiten analysiert und das gefundene Resultat aufs entschiedenste gegen eine andere Überlieferung verteidigt, ehe er die Rückreise berichtet, um auch hier dann ganz bestimmte Probleme zu klären.

Es lohnt sich, jeden Zug der scheinbar selbstverständlichen und verhaltenen Erzählung zu wägen. In der Darstellung gibt der Historiker seine Bewältigung und sein Verständnis der Ereignisse und sein Urteil darüber.

Titus ist in beklommener Lage und berät mit wenigen Freunden das Für und Wider der Weiterreise oder Rückkehr. Setzt er die Reise fort, wird er jedenfalls keinen Dank dafür ernten, da Galba sein Ziel war. Weiter würde er in Rom Geisel des Vitellius oder Otho sein. Kehrt er um, wird das auf jeden Fall Anstoß bei dem Sieger erregen. Aber gemildert wird das durch zwei Umstände: der Sieg ist noch ungewiß³, so daß erstens die Brüskierung nicht einem Bestimmten der Prätendenten gilt und vor allem Vespasian noch Gelegenheit hat, auf die richtige Seite zu schwenken, wodurch der Sohn entschuldigt sein würde. In diesem Falle – bei Rückkehr–

² Es sollten jetzt Arbeiten begonnen werden über die Entscheidungssituationen bei den römischen Historikern.

³ Die Beziehung zur Entschuldigung haben die Worte nur im Ablativ *victoria adhuc incerta*. Der Abl. abs. scheint darum einem nebenordnenden *victoriam adhuc incertam* (GIARRATANO in der Staatsausgabe) vorzuziehen zu sein.

und in diesem allein, ist es aber auch denkbar, daß Vespasian selber die Macht ergreift. Sollte das eintreten, nun dann könne man, wenn man an Krieg denke, mögliche Brückierungen ignorieren.

So wird Titus zwischen Furcht und Hoffnung hin und her geschleudert, und es siegt die Hoffnung.

Die Erschöpfung der denkbaren Möglichkeiten läßt jedenfalls den einen Schluß zu, daß Titus sich nicht aus Angst vor sicherem Anstoß die Zukunft verbaut, sondern sie offenhält. Es siegt die Hoffnung in ihm, d. h. – und es braucht gar nicht ausdrücklich gesagt zu werden – er kehrt um.

Die Erkenntnis, daß sich Titus trotz gefährlicher *offensio* die Zukunft für andere Möglichkeiten offenhält, ist Tacitus so wichtig, daß er hier einer anderen Überlieferung entgegentritt. Es sind mehrere, die behaupten, Titus habe aus Sehnsucht nach der schönen jüdischen Königstochter Berenice die Reise abgebrochen, die übrigens bei Vespasian in Cäsarea war. Tacitus gibt zu, daß Titus Berenice liebte – er genoß seine Jugend und war unter seinem eigenen Befehl später paradoxerweise maßvoller als unter dem Vespasians –, aber er hat sich dadurch nie in seinem Handeln beeinträchtigen lasse.

Es bleibt also dabei: diese Umkehr muß man als ein verantwortliches politisches Handeln werten, das zeigt, daß es für Titus nicht selbstverständlich ist, daß er jedem beliebigen Princeps in Rom seine Aufwartung macht, sondern daß er bestimmte Hoffnung hat, die er nicht durch irgend etwas blockieren will⁴.

So fährt Titus also, setzt Tacitus die Erzählung fort, an der Küste Achajas und Kleinasiens entlang nach Rhodos und Zypern, von dort aber in Eilfahrten – *audentioribus spatiis*⁵ nun nicht etwa nach Judäa, sondern mit vorläufigem Abschluß nach Syrien.

⁴ Rückblickend wird in diesem Zusammenhang auch die Formulierung h. 2,1 wichtig: *ubi Corinthi, Achaiae urbe, certos nuntios accepit de interitu Galbae et aderant qui arma Vitellii bellumque adfirmarent ...* Das sieht doch so aus, als ob er diesen Aufenthalt in der Hauptstadt der Provinz Achaia mit Absicht eingelegt hat und ihn dort solange ausdehnte, bis er sichere Nachrichten über Galbas Tod und jedenfalls auch Fixpunkte für die weitere Entwicklung erlangt hatte. Rückblickend kommt die Planmäßigkeit selbst in dieser ganz schlichten Erzählung zum Aufscheinen.

⁵ Die Erklärung des Textes ist nicht leicht und hat zu Kontroversen geführt. Ich möchte mich der Übersetzung von SONTHEIMER, die eben im Krönerverlag erscheint, anschließen: »Und so fuhr er denn an der Küste von Achaia und Asien der linken Meeresseite entlang und nahm Kurs auf die Inseln Rhodus und Cypern und von da an in kühneren Routen auf Syrien.« Freilich hebt er in der Anmerkung zu dieser Stelle die eigene Auffassung wieder auf: »Titus steuerte in möglichst gerader Richtung auf Cypern und Syrien zu, wobei er die Sporaden und auch die Küste Klein-

Ist das nicht merkwürdig und hat man nicht die Pflicht, hier Anstoß zu nehmen? Warum läßt Tacitus in der vorausgehenden Zusammenfassung die Reise in Syrien enden? Was hat es auf sich, daß so scheinbare Nebensächlichkeiten wie die Schnelligkeit und Größe der letzten Wegstrecken in einem würdigen senatorischen Geschichtswerk erwähnt werden? Woher weiß aber Tacitus diese genauen Details? Welche überhaupt denkbare Quelle kann die Reise des Titus in dieser Weise beschrieben haben?

Offenbar beobachtete Tacitus scharf – was der überaus schwierige Satz auch im einzelnen geographisch genau besagen möge – eine plötzliche Änderung des Fahrtstiles nach dem Besuch Zyperns. Darum greift er über diese Zypernstation bis zum merkwürdigen Ziel Syrien hinaus. Er gibt das Ganze aber nicht im historischen Perfekt als Haupttatsache, sondern als spannenden und erregenden Hintergrund im Imperfekt, um – in dem ganzen Stück ein Meister nachträglichler Enthüllung, wie BRIESSMANN schön gesehen hat – mit dem noch auffälligeren Hauptereignis aufzuwarten: *igitur oram Achaiae et Asiae ac laeva maris praevectus Rhodum et Cyprum insulas, inde Syriam audentioribus spatiis petebat. atque illum cupido incessit adeundi visendique templum Paphiae Veneris, inclitum per indigenas advenasque.*

Es ist nicht zu verkennen, daß die Spannung steigt. Nicht nur, daß man noch keine Erklärung für die Verschiedenheit des Gebarens im Tempo der Reise hat. Für den Leser, den Tacitus an den inneren Motiven und ihrer Dynamik mitvollziehend teilnehmen läßt, muß es erstaunlich sein, daß Titus sich plötzlich wie ein Vergnügungsreisender benimmt und den Tempel der paphischen Venus besuchen will. Diese Spannung aber ist gewollt und wird bewußt von Tacitus dadurch gesteigert, daß er in fast spielerischer Freiheit einen Exkurs über die Gründung, die Riten und die Form des Götterbildes dieses Tempels einfügt (Kap. 3).

Erst danach wird klar, daß Titus den Vergnügungsreisenden nur nach außen hin spielt. Nach Besichtigung der obligaten Sehenswürdigkeiten stellt er eine sehr überlegte Befragung dieses Orakels an, die sich in drei Stufen vollzieht.

Zuerst befragt er das Orakel über die bevorstehende Seefahrt. Er erhält günstigen Bescheid. Darauf schlachtet er mehr Opfertiere – die asiens links liegen ließ. – Hier kommt es darauf an, in *audentioribus spatiis* gewiß auch die längere Meeresstrecke zu hören, die größere Kühnheit verlangt, dann aber vor allem auch die Ableitung von *avere* noch mitzuspüren: *audentior* ist ein Mann, der jetzt kräftiger, fast gieriger, jedenfalls schneller und großzügiger als bisher zupackt. Während Titus vorher offenbar, wie man es tut, wenn man einen Plan aufgibt, lustlos, zögernd und abwartend ohne Eile fährt, setzt nach dem Besuche Zyperns ein anderer Stil ein. Wie erklärt sich das, ist die Frage, die erwacht.

größere Geldausgabe zeigt, daß es ihm ernst ist – und befragt das Orakel verhüllt *de se*, über sich selbst. Der Priester Sostratus sieht, daß die Göttin großen Plänen gewogen ist – *magnisque consultis adnuere deam*; daß dem so sei, mußte Tacitus, wenn er es nicht irgendwoher erfuhr, aus dem Verhalten des Priesters schließen – und kündigt öffentlich nur Belangloses, um Titus dann unter vier Augen die Zukunft zu enthüllen. Ein Titus, schließt Tacitus diese Episode ab, ohne sich verpflichtet zu fühlen, den weiteren Verlauf der Reise an sich zu erzählen, der mit so erhöhtem Mut schließlich beim Vater landete, war für die gespannten Gemüter der Provinzen und Heere ein ungeheurer Zuwachs an Zutrauen in ihre Macht und Lage: *suspensis provinciarum et exercituum mentibus ingens rerum fiducia accessit*.

Hier ist es an der Zeit, die Lage in den Provinzen Syrien und Judaea – die kamen in erster Linie in Frage – zu schildern. Diese Schilderung geht von der militärischen Lage zu den Führern und schließlich zu den Soldaten.

Vespasian hat in Palästina den Judenkrieg niedergeschlagen. Es bleibt die Belagerung von Jerusalem. Er hat drei kampferprobte Legionen. In Syrien hat Mucian Frieden und vier ausgeruhte Legionen, die sich nach einem Krieg sehnen, weil sie ihn nicht kennen*.

Die Führer: Vespasian anspruchslos wie ein Feldsoldat, ein zweiter Marius, nur geizig. Mucian über das Maß eines Privatmannes großzügig und üppig, im übrigen ein geschickter Politiker. Wenn man unter Weglassung ihrer Fehler nur ihre Vorzüge gemischt hätte, wäre das ein Idealprinceps gewesen. Zunächst waren sie als Statthalter von Nachbarprovinzen einander feindlich gesinnt. Aber seit Neros Tod planten sie gemeinsam – *in medium consuluere* –, erst durch Vermittlung von Freunden, dann war Titus mit seiner Art die beste Garantie der Eintracht. Für dieses gemeinsame Planen gewann man die Offiziere und die Soldaten für sich. Es ist dabei festzustellen, daß man es nicht so auffassen darf, daß beide gleich nach Neros Tod an die Erhebung des Ostens und an die Wahl eines Kaisers aus ihrer Mitte dachten⁷. Dies wird ausgeschlossen durch den Überblick am Anfang des Werkes (1,10): *oriens adhuc immotus . . . nec*

* 2,4, *quantumque illis roboris discrimina et labor, tantum his vigoris addiderat integra quies et inexpertus belli labor*. Der Text ist korrupt. Offenbar ist *labor* eine Zeile vorher in die nächste Zeile gerutscht. Der Anlaß mag, wie häufig, ein mit gleichen Buchstaben beginnendes Wort gewesen sein. Die größte Wahrscheinlichkeit scheint mir ein, soviel ich sehe, noch nicht konjiziertes *labes* zu haben. Zur treibenden Kraft eines solchen Makels, als den sie ihre Unerprobtheit empfinden (*labes*), vgl. 3, 24, 5.

⁷ So faßt es A. BRIESSMANN, Tacitus und das flavische Geschichtsbild, Hermes-E. 10, 1955 auf und knüpft daran irrtümliche Folgerungen. Vgl. S. 9: »Eine zu einem

Vespasiano adversus Galbam votum aut animus: quippe Titum filium ad venerationem cultumque eius miserat, ut suo loco memorabimus. Wie aber dort die Tatsache der Absendung als Beweis der Loyalität Vespasians gegen Galba gewertet wird, so muß nach der taciteischen Darstellung der Umkehr des Titus in Korinth das gemeinsame Planen und ihr Werben von Anhängern für den Leser äußerste Möglichkeiten mit einschließen.

Wie stand es mit der Stimmung im Heere, also der Masse der Kräfte? Vor Titus' Rückkehr hatten beide Heere den Fahneneid auf Otho geleistet. Denn die Nachrichten überstürzten sich und eine Bürgerkriegsbewegung, die sich im Osten ankündigte, kam langsam in Gang, weil der in langer Eintracht ruhige Osten damals zum ersten Male an Derartiges dachte. Als nun aber die Nachricht kam, daß Otho und Vitellius sich um die Beute mit verbrecherischen Waffen schlugen, da gärt es im Osten und der Soldat, der befürchtet, daß andere den Vorteil, er nur die Notwendigkeit der Dienstbarkeit haben wird, mustert seine Kräfte und Stärke. Ein imponierender Überblick über diese Machtmittel zeigt, daß sich ihr Selbstbewußtsein mit Recht dabei heben muß.

Man ist von der Analyse wieder bei der Erzählung angelangt. Den Führern entgeht der *impetus militum* nicht. Aber sie beschließen zu warten. Wer in dem jetzigen Zweikampf Sieger werde, darauf komme es nicht an. In jedem Fall sei die Lage für sie günstig: der Besiegte werde durch den Krieg, der Sieger durch den Sieg zugrunde gehen. Und so spähen sie nach einem günstigen Zeitpunkt zum Eingreifen. Dabei haben Vespasian und Mucian seit kurzem, d. h. seit Neros Tod, gemeinsame Beratungen aufgenommen, die andern schon länger: die Besten trieb die Sorge um die Heimat, viele die Lust auf Beute, andere zerrüttete Vermögensverhältnisse dazu, einen Krieg zu wünschen: *ita boni malique causis diversis, studio pari, bellum omnes cupiebant*⁸.

Darauf folgt ein Bericht über das Auftauchen eines falschen Nero und die Erzählung des Kampfes zwischen Otho und Vitellius. Das interessiert uns in diesem Zusammenhange jetzt nicht mehr.

Das Erstaunlichste an diesen sieben Kapiteln ist, daß sie an Faktischem so arm sind. Außer einer mißglückten Reise geschieht nichts, als daß ein so frühen Zeitpunkt auf die Herrschaftsergreifung gerichtete Absprache – hier interpretiert eben BRIESSMANN den Text zu scharf – läßt sich nicht in Einklang bringen mit der schwankenden und lediglich abwartenden Haltung der Flavier nach der Ermordung Galbas.«

⁸ *in medium consulere*: das Resultat gemeinsamen Planens hätte etwa auch Parteinahme für einen Prätendenten bedeuten können. Die Dinge waren im Fluß und verlangten rasche Entscheidungen. Darüber hatten sich Vespasian und Mucian verständig.

Plan aufgeschoben wird. Aber es wird – und das ist die Hauptfunktion – mitten in einer Ereigniskette von unaufhaltsamer Dynamik die Sicht freigegeben, gleichsam in Form der Einblendung, auf jene Entwicklungen, die das alles illusorisch machen werden, freilich nur ganz schwer faßbar sind. Da sind zwei Statthalter, trotz vorher gespanntem Verhältnis nach Neros Tode gemeinsam beratend, da wird um Offiziere und Mannschaften geworben, da sind Heere, die immer unruhiger werden, als sie sehen, daß ihre Kommilitonen in Rom beim Kaisermachen Chancen und Vorteile haben, da sind Gruppen, die aus edlen und unedlen Motiven noch eher als die entscheidenden Führer an Krieg denken. Hier brütet also etwas vor allem seit dem Tode Neros, und die Vorbereitungen der führenden Männer sind dabei mindestens ebenso wichtig, ja wichtiger, als der Drang der Soldaten.

Daß seit Galbas Tod die Dinge sich nicht zwischen Otho und Vitellius abspielen, sondern der Osten auf jeden Fall das Rennen gemacht hätte, und zwar aus bewußter Berechnung der eigenen Erfolgsmöglichkeiten, nicht etwa aus rein selbstlosen Motiven, etwa dem der Rettung eines intakten Gemeinwesens, das ist die Erkenntnis, die Tacitus gewonnen hat und durch seine Darstellung eindrucksvoll vermittelt.

Daß das nicht die Version sein kann, die eine neu entstandene Monarchie als die offizielle Darstellung in Geschichtswerken verbreiten läßt, liegt auf der Hand. Wir wissen, daß Tacitus dieser flavischen Geschichtsschreibung – vgl. hist. 2, 101: *scriptores temporum, qui potente rerum Flavia domo monimenta belli huiusce composuerunt, curam pacis et amorem rei publicae, corruptas in adulationem causas, tradidere* (von einem besonderen Ereignis gesagt) – mit tiefem Mißtrauen begegnete. Hier muß er ihr, wie auch sonst, korrigierend entgegengetreten sein.

Daß wir die offizielle flavische Darstellung noch heute fassen können, verdanken wir dem jüdischen Geschichtsschreiber Flavius Josephus, der erst Rebell, dann Gefangener, als solcher Vespasian die Kaiserwürde prophezeiend, nach Vespasians Erhebung freigelassen und treuer Diener Vespasians um das Jahr 75 in seinem *Bellum Judaicum* die Ereignisse natürlich ganz in flavischem Sinne dargestellt hat. Gemäß dieser Darstellung hat Vespasian lange Zeit während der Bürgerkriegsunruhen überhaupt nichts getan, sondern sich loyal und ruhig verhalten. Als Vitellius sich als Sieger in Rom wie ein Tyrann gebärdete, hat er, gehindert durch seine Aufgaben, abermals nichts unternommen, wenn er auch zum ersten Male innerlich zutiefst empört war. Die Soldaten sind es schließlich, die entrüstet über das Treiben in Rom sind und ihre Möglichkeiten erwägen. Sie drängen ihn dazu, die Macht zu ergreifen. Vespasian gibt dem Drängen der Soldaten aus Sorge um das Gemeinwohl schließlich nach (4,592–604).

Tacitus hat diese Darstellung, d. h. die Quelle, die wir durch Josephus fassen, natürlich gekannt, und jüngst hat A. BRIESSMANN⁹ durch genauen Vergleich zwischen Tacitus und Josephus den philologischen Beweis dafür zu führen gesucht. Dabei wird man vielleicht dem Argument weniger Gewicht beimessen, daß Tacitus die Ereignisse der Reise des Titus in derselben Reihenfolge erzählt wie Josephus, »also« beide nach einer gemeinsamen Quelle: Reisezweck, Nachricht von der Ermordung Galbas, Rückreise des Titus, Ankunft beim Vater¹⁰, Situation bei der Rückkehr. Denn diese Reihenfolge ist sachbedingt. Und alles, was für

⁹ S. Anm. 7.

Vgl. dazu die Besprechung von H. DREXLER im Gnomon 28, 1956, 519–527. Wenn die Einwürfe dieser Besprechung auch einiges Diskutable enthalten, sind sie doch im Ton so befremdlich und gegen Verdienste anderer so blind, daß die Redaktion des Gnomon schlecht beraten war, daß sie sie veröffentlichte.

¹⁰ Josephus hat vielleicht auch von der Zwischenlandung in Syrien gesprochen. Es ist aber auch hier außerordentlich bezeichnend, daß die Formulierung des Josephus im Unterschied zu Tacitus, der Syrien als Fahrtziel hervorhebt – 2,2 ... *inde Syriam audentioribus spatiis petebat* –, darüber hinweggleitet (B. J. 4, 501):

Τίτος δὲ κατὰ δαυμόνιον ὁρμήν ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος εἰς τὴν Συρίαν ἀνέχει καὶ κατὰ τάχος εἰς Καίσαρσαν ἀφικνεῖται πρὸς τὸν πατέρα.

Das Motiv der Umkehr sieht wie eine offizielle Entschuldigung aus, und was bei Josephus reine Richtungsangabe ist, ist bei Tacitus zunächst einmal Endpunkt. Es sieht so aus, als ob bei beiden aus einer rein sachlichen Nebenbemerkung ganz Verschiedenes gemacht worden sei.

Wie fest die Reise des Titus noch bei Josephus in einem Gedankengefüge der Entschuldigung sitzt, kann eine einfache Übersetzung am besten zeigen (B. J. 4, 497–503 u. 491): »Vespasian, der sich in Caesarea aufhielt und sich rüstete, mit aller Macht gegen Jerusalem selbst zu ziehen, wird gemeldet, daß Nero tot sei ... (491). – Es folgt die Zusammenfassung der Ereignisse bis zum Sieg Vespasians (491–496; s. S. 94). – »Vespasian also schob zunächst den Feldzug gegen Jerusalem auf, weil er abwarten wollte, wem nach Nero die Macht zufallen werde. Als er aber dann hörte, daß Galba Kaiser sei, tat er wiederum nichts (οὐκ ἐπεχείρει), bevor nicht auch jener Aufträge über den Krieg gegeben hätte, schickt aber zu ihm sogar seinen Sohn Titus, um ihm die Aufwartung zu machen und Befehle betreffs der Juden zu empfangen. Aus denselben Gründen segelte mit Titus aber auch der König Agrippa zu Galba. Als sie durch Achaia – war es doch Winterszeit – mit Kriegsschiffen (περιπλέοντων um die Halbinsel) schifften, wird vorher Galba nach 7 Monaten und ebenso vielen Tagen ermordet. Das war der Zeitpunkt, von dem an Otho auch die Macht übernahm, die er streitig gemacht hatte. Agrippa beschloß nach Rom zu gelangen, da er nichts in Hinsicht auf den Wechsel befürchtete. Titus aber stach auf göttliche Eingebung hin von Griechenland nach Syrien in See und gelangt in aller Schnelligkeit nach Caesarea zum Vater. Und die nun (καὶ οἱ μὲν: Vespasian und Titus), in Sorge um das Reich (μετέωροι περὶ τῶν ὄλων ὄντες), im Gefühl fast, daß die Führerstellung der Römer auf dem Spiel stehe, kümmerten sich nicht um den Feldzug gegen die Juden und hielten wegen der Angst um das Vaterland den Angriff gegen Andersstämmige für unzeitgemäß und unpassend.«

Tacitus bezeichnend ist (Korinth, verschiedenes Tempo, Befragen des Orakels und die drei Stufen) fehlt bei Josephus. Auch die Übereinstimmung in einem Wort – Tacitus 2, 4, 2 nennt Provinzen und Heere *suspensi* »wachsam-ängstlich gespannt«, so daß Titus gerade recht kommt, ihr Selbstvertrauen zu stärken, Josephus spricht davon, daß Vespasian und Titus nach seiner Rückkehr μετέωροι gewesen seien, ängstlich besorgt um das Schicksal des Reiches, so daß sie ihre Aufgabe, die Belagerung Jerusalems vernachlässigt hätten – wird man nicht so schwer nehmen. Ähnliche Begriffsinhalte müssen nun einmal in beiden Darstellungen vorgekommen sein. Vor allem aber besagt die Übereinstimmung, zumal bei so verschiedenem Zusammenhang, nichts über die Stelle, so daß man durchaus nicht sicher sein kann, daß Josephus wie Tacitus die Reise des Titus aus dem gleichen Zusammenhang abgeschrieben haben, weil in ihren Darstellungen vielleicht ein Wort nicht unabhängig voneinander ist. Das zeigt die dritte Beweisstelle (Tac. 2, 5, 1 – Jos. 4, 597), der man eine gewisse Kraft zubilligen möchte: die Soldaten überlegen bei Josephus, daß sie in Vespasian den besten Kaiser stellen könnten, weil der den jungen Titus zur Seite habe. So würden die Vorteile beider Lebensalter gemischt (κραθήσεσθαι). Tacitus malt sich den Princeps aus, der aus den Vorzügen der beiden Statthalter gemischt wäre: *egregium principatus temperamentum, si demptis utriusque vitiis solae virtutes miscerentur*. Daß Tacitus 2,74,2 ebenso wie Jos. 4,591 das Zögern Vespasians vor der Erhebung betont, braucht nicht Vorlage zu beweisen, das kann einfach richtige Tradition sein.

Der Nachweis einer gemeinsamen Quelle oder besser die Kenntnis der flavischen Darstellung durch Tacitus wäre, wollen wir ihn als gelungen ansehen, nicht besonders überraschend. Kaum akzeptabel aber dürften die Schlüsse sein, die BRIESSMANN für das Vorgehen des Tacitus daraus gewinnt.

BRIESSMANN stellt sich den Vorgang so vor: Tacitus hat zwei Quellen gehabt, eine flavische und eine antflavische – wohl aus dem Kreise der Eingeweihten. Die eine hat alles auf die Vaterlandsliebe Vespasians hinausgespielt, die andere ihn für einen nüchternen Rechner gehalten. In der flavischen sei alles auf den *impetus militum* ausgerichtet worden, in der andern auf das bei Tacitus herrschende Motiv, nämlich die *consilia Flaviorum*. In der flavischen Tradition, die vom Motiv *impetus militum* und *amor rei publicae* beherrscht war, fand er die Reise des Titus als Beginn der Darstellung der Erhebung vor. Dort hatte sie freilich mit der Erhebung selbst nichts zu tun, ja stand in gar keinem Zusammenhang mit ihr. Von Tacitus, der von der Vereinigung Mucian-Vespasian weiß

(falsche Interpretation von *in medium consuluere*), wird diese Reise allerdings auf dem Hintergrund der *consilia Flaviorum* gesehen. Die beiden Quellen hat Tacitus am Schluß nicht recht vereinigen können; denn als der Faden der Erzählung wieder aufgenommen wird (2,74 ff.), treten nach dem Zögern Vespasians und einer Ermutigungsrede Mucians die *consilia Flaviorum* beherrschend hervor, die eigentliche Erhebung geschieht aber dann doch durch den Zufall und den *impetus militum*. Als ob sich das ausschlösse. Wie Berechnung und der Drang der Masse zusammenwirken können, zeigt doch der meisterhafte Satz (80,1): *Dum quaeritur tempus locus quodque in re tali difficillimum est, prima vox, dum animo spes timor, ratio casus obversantur, egressum cubiculo Vespasianum pauci milites, solito adsistentes ordine ut legatum salutaturi, imperatorem salutavere.*

Für diese überlegene Gestaltung des Zusammenwirkens menschlichen Planens und vorbereitenden Zufalls zwei ungeschickt gekoppelte Quellen verantwortlich zu machen, schätzt die Kunst des Tacitus zu niedrig ein, bedenkt aber weiter auch zu wenig, daß Tacitus es liebt, Handeln der großen Einzelnen sich auf dem Grund starker anonymer Bewegungen der Masse abspielen zu lassen.

Vor allem aber scheint mir der Beginn der flavischen Quelle mit der Reise des Titus, die dann mit der Erhebung gar nichts zu tun haben soll und kann, eine unmögliche Vorstellung. Diese Darstellung sollte mit etwas begonnen haben – sehen wir zunächst davon ab, daß sich nicht hatte erweisen lassen, daß in der gemeinsamen Vorlage wirklich die Reise des Titus gestanden hatte –, was mit der Erhebung aus Vaterlandsliebe auf Druck der Soldaten nichts zu tun hatte? Wie ungeschickt! Ja, wie gefährlich: mußte dann nicht jeder bei der Umkehr auf den Verdacht kommen, daß Vespasian und Titus doch nicht so loyal waren, wie es der Geschichtsschreiber propagandistisch ausmalte?

Aber hier können wir noch schärfer zufassen. Und wieder hilft uns Josephus. Beginnen wir mit einer allgemeinen Erwägung. Diese flavischen Darstellungen, senatorische Geschichtswerke, vielleicht oder sicher gefärbt, aber doch mit Sinn für Würde und Gewicht, sollten mit einer Nebensache eingesetzt haben, ja sie auch nur erwähnt haben, die völlig witzlos im Sande verlief? Einer Reise, die, ohne in Rom wirksam geworden zu sein, sich auf einem so abgelegenen Schauplatz vollzog? Wer die ganz von Rom her ponderierenden und schreibenden Geschichtswerke bedenkt, wird es für möglich halten, daß ihre Erzählung sich dem Osten zuwendet, als es für Rom wichtig wurde, d. h. als Vespasian zum *imperator* ausgerufen wurde, die Erwähnung der mißglückten Reise seines Sohnes Titus aber für ganz unmöglich.

Schon diese allgemeine Erwägung genügt, die Darstellung der Reise des Titus der gemeinsamen Quelle des Tacitus und Josephus abzusprechen. Aber wir brauchen uns damit nicht zu begnügen. Josephus nämlich erzählt die Ereignisse des jüdischen Krieges auf dem Hintergrund der römischen Ereignisse und bringt aus diesen flavischen senatorischen Geschichtswerken jeweils beim Weiterrücken der Handlung Abrisse daraus (4,491 ff. 545 ff. 585 ff.). Am Anfang aber (491 ff.) gibt er bei der Nachricht vom Tode Neros, die nach Judäa gemeldet wird, ein ganzes Résumé der Ereignisse, weit vorgehend: wie Nero entartete, die Macht den Schlechtesten der Freigelassenen, Nymphidius und Tigellinus, übertrug, wie er sich selbst tötete und seine Verfolger büßten (493), wie Galba in Rom einzog, auf dem Forum ermordet wurde und Otho zum Kaiser ausgerufen wurde (494), wie Otho gegen Vitellius zu Felde zog und endete, der Brand des Kapitols und die Führung des Bürgerkrieges durch Antonius Primus und Mucian (495), das ist von vielen der Hellenen und Römer aufgeschrieben (. . . Καὶ πολλοῖς Ἑλλήνων τε καὶ Ῥωμαίων ἀναγράφεται) 496¹¹. Ein Jahrfrüht später ist also die Geschichte der Erhebung bis zu ihrem Sieg schon in beiden Sprachen vielfach dargestellt. Sie behandelt das, was auch bei Tacitus zu lesen ist, von Rom aus gesehen. Die Reise des Titus ist selbstverständlich nicht darunter. Wenn man eines schließen darf, ist es nach Josephus' Worten dies, daß diese flavischen Darstellungen mit der Entartung Neros begannen. Folie und tiefste Rechtfertigung wird sich die neue Dynastie nicht haben entgehen lassen¹².

Ja aber die Reise des Titus ist doch eben bei Josephus erwähnt?

Gewiß, aber außerhalb des Zusammenhanges der senatorischen Ereignisse. Und damit kommen wir auf das prinzipiell Wichtige unserer Untersuchung. Jeder Bericht, jede Erzählung hat eine innere Form, von der sie gesteuert wird. Die Schilderung der Reise des Titus bei Tacitus ist so individuell, mit so bestimmtem Blick geformt, daß sie sich von der Form, wie sie Josephus bietet, so wesentlich unterscheidet, daß selbst Faktisches, das in der einen Erzählung berichtet wird, in der andern unmöglich wird: bei Tacitus könnte z. B. nicht stehen, daß Titus auf göttliche Eingebung hin umgekehrt sei. Aus den gleichen Gründen wäre dieses Faktum in

¹¹ Hier sieht man, wie die Hauptereignisse aus der Sicht Roms monumental im großen formuliert sind. Josephus führt sie in seinem Bericht viel weiter als bis dahin, wo er sie 545 ff. und 585 ff. wieder aufgreift, um die jüdischen Ereignisse damit zu parallelisieren und in Konnex zu bringen. Es ist also kein Gedanke daran, daß sich diese Beziehungen auf die römischen Geschichtswerke durch einfaches Aneinanderreihen zu einer Einheit zusammenschließen.

¹² Diese so schnell aus dem Boden schießenden Geschichtswerke hatten ihre Vorbilder in den Darstellungen der Bürgerkriege in früheren Zeiten.

einem senatorischen Geschichtswerk undenkbar (so naiv gläubig dürfen diese nicht mit der *superstitio* argumentieren). Übrigens verträgt sich die taciteische Fassung auch mit keiner der beiden verbleibenden, im übrigen rudimentären Fassungen (s. S. 96 Anm. 14).

Die Erzählung, die Josephus interessiert, die Taten Vespasians in Judäa, geht nach dem Tode Neros so weiter: Vespasian schiebt den Feldzug gegen die Juden auf, weil er wartet, wem nach Nero die Macht zufällt und welche Befehle der Nachfolger geben wird (497). Als er von Galbas Herrschaft hört, unterläßt er wieder die Weiterführung, weil er auf Aufträge warten will, schickt aber seinen Sohn Titus zur Aufwartung und um Befehle für den Judenkrieg entgegenzunehmen. Der König Herodes segelt mit (498). Als sie mit großen Schiffen im Winter durch Achaia segeln, wird Galba getötet und Otho kommt zur Macht (499). Agrippa segelt darauf weiter, Titus fährt »auf göttliche Eingebung hin« von Griechenland nach Syrien, dann nach Cäsarea zum Vater (501). In ihrer Sorge um das Vaterland lassen sie zunächst auch jetzt begreiflicherweise den Judenkrieg auf sich beruhen (502).

Was die Reise des Titus soll, dessen Umkehr in ihren Motiven so schamhaft verhüllt wird, ist klar. Sie hat dieselbe Funktion wie alles in diesen Abschnitten. In der Darstellung des Judenkrieges, in der es auf die Aktionen Vespasians ankommt, wird und muß jedes Mal ein Nichtstun Vespasians, das doch einer Vernachlässigung seines ihm, wie erzählt, seit langem gegebenen Auftrages gleichkommt, begründet und entschuldigt werden. In diesem Zusammenhange ist die Reise des Titus ein Zeichen, daß er sich bemüht, in Rom Anweisungen zu erhalten. Titus' Rückkehr ohne Erfolg begründet und macht verständlich, daß auch jetzt noch nichts gegen die Juden unternommen werden kann.

Aus der Erkenntnis der Funktion der Reise des Titus und der Struktur dieser Abschnitte überhaupt läßt sich die Quelle des Josephus in diesem Teil mit Sicherheit erschließen. Es ist undenkbar, daß ein unbedeutender freigelassener Kriegsgefangener wie Josephus Versäumnisse Vespasians im Judenkrieg überhaupt erwähnt, noch undenkbarer, daß er sie so aufdringlich entschuldigt, wenn das nicht die offizielle Version war. Die offizielle Version über den Judenkrieg konnte nur Vespasian geben. Die Quelle für die Reise des Titus für Josephus sind die *commentarii* Vespasians, deren Benutzung durch Josephus schon W. WEBER¹³ aus anderen

¹³ W. WEBER, Josephus und Vespasian, Bln.-Leipzig 1921, S. 106 ff. WEBER hat (S. 149 f.) richtig erkannt, daß die »capitulatio« aus einer straffen Reichsgeschichte stammt, ohne freilich zu betonen, daß diese – flavische – Geschichte mit Neros Ende einsetzt. Den völlig andersartigen Charakter des »Entschuldigungsstückes« hat

Erwägungen vermutet hatte. Tacitus hat diese *commentarii* natürlich ebenfalls gelesen und benützt, so wie er auch die *commentarii* der Agripina benutzt hat.

Hier sind wir an dem Punkte, auf den es mir eigentlich ankommt. Tacitus hat in den *commentarii* des Vespasian für die Reise des Titus, wie Josephus ahnen läßt, nicht sehr viel gefunden. Die Funktion, die Vespasians Nichtstun entschuldigt, die göttliche Eingebung als Motiv der Umkehr, die Erfolglosigkeit der Rückkehr: man ist in noch tieferer Sorge und kann erst recht nichts gegen die Juden unternehmen. Daß Josephus in Vespasians Memoiren so wenig fand, hat seinen guten Grund. Denn die Erzählung der Reise des Titus¹⁴ in Vespasians *commentarii* mußte natürlich er nicht erkannt und auch nicht von hier aus, obwohl man m. E. hier sicher zugreifen kann, den Schluß auf die *commentarii* Vespasians gezogen. BRIESSMANN a. O. 3 hat nicht bemerkt, daß *μετέωροι* (Jos. 4,501 f.) und *suspensi* (hist. 2,4,2) sich in der Bedeutung wesentlich unterscheiden: *suspensi* heißt »Unentschlossenheit bei starker Neigung zur Machtergreifung«, das andere »Besorgnis, die alles zurücktreten läßt«. So rechnete er die Reise des Titus ohne weiteres zur gemeinsamen historischen Quelle und interpretiert Josephus nicht weiter, obwohl hier die Arbeitsweise dieses Historikers, wie schon W. WEBER sah, deutlich zu fassen ist. Die hier vorgetragenen Erwägungen werden nicht vom Widerspruch LAQUEURS getroffen (PLW 41, 1921 1105 ff.).

¹⁴ Natürlich hat es noch andere Kunde davon gegeben, die weniger oder gar nicht ausgeformt war. Spuren finden sich bei Sueton, Titus 5: *Galba mox tenente rem publicam missus ad gratulandum, quaquā isset convertit homines, quasi adoptionis gratia accesseretur. Sed ubi turbari rursus cuncta sensit, redit ex itinere, aditque Papiae Veneris oraculo, dum de navigatione consulit, etiam de imperii spe confirmatus est. Cuius brevi compos ...* Ist das Vergrößerung des Sueton? Ist es späteres Gerücht ex eventu? Für uns das Wichtigste: es ist sachlich unmöglich (bei Sueton handelt es sich um Titus' Kaisertum, bei Tacitus natürlich um die Machtergreifung Vespasians), und der Form nach kann diese Angabe weder in der Erzählung des Tacitus noch der des Vespasian und des Auszugs bei Josephus gedacht werden. Das einzige weitere Zeugnis über die Reise des Titus neben Tacitus, Josephus und Sueton findet sich bei Cassius Dio LXIV 8,3, der freilich hier nur durch Zonaras (XI 16 S. 49, 1–8 D.) erhalten ist:

ἐπράχθη δὲ τὰ τῆς ἐπαναστάσεως ὧδε. Οὐεσπασιανὸς ἐν Ἰουδαίᾳ διατρίβων (ὡς γὰρ ἤδη ἱστορεῖται, παρὰ Νέρωνος ἦν ἐκεῖσε σταλὲς διὰ τὴν τῶν Ἰουδαίων ἀποστασίαν) τῷ μὲν Γάλλῳ αὐτοκράτῃσαντι τὸν υἱὸν ἔπεισε Τίτον προσερχοῦντα αὐτὸν, ἐπανελθόντος δὲ Τίτου ἐπεὶ καθ' ὅδον ἐμεμαθήκει τὴν τοῦ Οὐιτελλίου καὶ τοῦ Ὀθωνος ἐπανάστασιν, πρὸς μοναρχίαν καὶ αὐτὸς ὤρμηθη.

Hier könnte der Verdacht aufkommen, daß Dio und dessen Quelle die Reise des Titus im Zusammenhang mit der Erhebung erzählt haben. Aber zunächst ist es rätlich, auf dieses Zeugnis so wenig wie möglich zu bauen, weil es einfach schlecht ist. Was προσερχοῦντα genau bedeutet, ist nicht leicht festzulegen. Es kann sowohl Aufwartung wie Befehlsempfang sein. Dann ist es ungenau, wenn es heißt, Titus habe auf der Reise vom Aufstand des Otho und Vitellius gehört. Daß aber Vespasian auf die Nachricht des Titus hin zur Machtergreifung geschritten sei, paßt nicht einmal zu Tacitus geschweige denn zur flavischen Darstellung des Josephus. Wer die Fakten

auch ihre eigene Form haben. Wollte Vespasian mit der offiziellen Version der Geschichte seiner Machtergreifung nicht in Konflikt kommen, durfte er von der taciteischen breiten, genauen und eindeutigen Erzählung auch nur der bloßen Fakten – wie etwa, daß man in Korinth mit seinen Nachrichtenmöglichkeiten umkehrte – sozusagen nichts bringen.

Das heißt umgekehrt, für seine Zwecke konnte Tacitus fast nichts benutzen. Er wußte, daß die flavische Darstellung eine reine Lüge war: man wird nicht zum Kaiser ausgerufen, wenn man es nicht will. »*consilia*« waren überall zu wittern, die zeigten, daß ganz andere Dinge in Vorbereitung waren. Verbindungen zu Mucian wiesen darauf hin. Daß Tiberius Alexander in Ägypten Vespasian zum Kaiser ausrufen ließ, bevor es die eigenen Truppen taten (Tag des *imperium* darum 1. Juli 69), bewies daß sehr konkrete Pläne der Erhebung vorher abgesprochen waren. Daß Vespasian Galba gegenüber loyal war, war nicht zu bezweifeln. Die Frage mußte lauten, wann wurden im Osten die Pläne zur Erhebung gefaßt, was läßt darauf schließen, daß entgegen der schönen Fassade der offiziellen Propaganda die Machtergreifung erwogen wurde?

Hier bot sich die Reise des Titus an, von der man in den *commentarii* des Vespasian lesen konnte, von der man vielleicht auch durch Hörensagen wußte. Daß Titus sich Otho nicht ausliefert, sondern nach Galbas Tode umkehrt, daß er eine tödliche Brückierung riskiert, macht stutzig. Von göttlichen Eingebungen hält der Historiker nicht viel. Aber woher nun Genaueres über dieses erste, wichtige Indiz erfahren? Soweit wir Überblick haben, dürfte Tacitus hier keinen vorgeformten Stoff vorgefunden haben. Er muß sich an Teilnehmer gewandt haben, er muß sich über den paphischen Tempel, über den Priester Sostratus orientiert haben. Und er findet: den genauen Ort der Umkehr Korinth, die merkwürdige Änderung des Fahrtstils nach Anlaufen in Cypern, die Zwischenlandung (bei Mucian) in Syrien, er findet vor allem das tastende, sich steigernde Befragen des Orakels von Paphos, erfährt besonders von der Geheimaudienz beim dortigen Priester, ja die erhöhte Ausgabe für eine größere Anzahl Opfertiere bleibt ihm nicht verborgen. Alles das deutet darauf hin, daß Titus mit der Möglichkeit einer Erhebung des Vespasian rechnet, nicht mehr und nicht weniger. Es genügt, um die flavische Tradition, daß Vespasian erst nach des Vitellius Einzug in Rom von den Soldaten zur Machtergreifung gedrängt worden sei, zu widerlegen.

so kombiniert und primitiv vereinfacht hat, wird nicht mehr auszumachen sein. Sie auf ein seriöses senatorisches Geschichtswerk zurückzuführen, das einem Tacitus oder Josephus als Quelle gut genug erschienen wäre, dürfte sich nicht empfehlen.

Das heißt aber, Tacitus hat sich, um die wesentlichste historische Wahrheit zu finden, sein Faktum nicht nur gesucht, sondern durch eigene Forschung rekonstruiert, gemacht. Von dem Schweiß dieser Untersuchung aber merkt man der leichten Erzählung nicht das mindeste an und genießt die starke Wirkung des tragischen Umsonst, die durch den scheinbar aus rein chronologischen Gründen geforderten Einschub bewirkt wird¹⁵.

¹⁵ Daß Tacitus hier kompositionell geändert hat, scheint mir sicher. Das ergibt sich daraus, daß die Reise des Titus in der Darstellung der Machterhebung keine Rolle in den *annales* gespielt haben kann, daß an der einzigen Stelle, wo sie mit der Machtergreifung in Verbindung gebracht wird (Zonaras), ihre Erwähnung unmittelbar vor den Aktionen stand und daß selbst Josephus seine Rückkehr an einer Stelle erwähnt, wo Reise und Rückkehr begründeten, daß Vespasian den Machtkampf des Otho und Vitellius abwarten muß, ehe er in Judäa weiter kämpft. Hier greift man außer dem Forscher und Gestalter des Faktums Tacitus auch den Compositeur. Über weitere Änderungen in der Komposition gegenüber der Vorlage ist damit noch nichts ausgesagt.

DIE CHRONOLOGIE DER EROBERUNG BRITANNIENS UNTER AGRICOLA

Diese chronologische Frage ist an sich nicht von großer Wichtigkeit. Es hängt aber an ihr eine Reihe von Problemen, deren Klärung für das Verständnis der Geschichte dieser Zeit unerlässlich ist. Ihre Entscheidung aber läßt sich, wie ich glaube, nur durch ein volles Verständnis einer überlieferten Schrift erzielen. Und so fällt die Beantwortung dieser Frage, bei der Wort und Form schließlich die Hauptrolle spielen, in die Zuständigkeit des Philologen.

Im Agricola erzählt Tacitus Kap. 28 vor dem Entscheidungsjahr der Statthalterschaft seines Schwiegervaters das tolle Stück und furchtbare, doch heroisch durchgestandene Geschick einer Germanenkohorte aus Agricolas Heer, ein *magnum ac memorabile facinus*. *Tantus casus*, ein so ungeheuerliches Ereignis, wird das Geschehen zusammenfassend am Schluß des Kapitels genannt.

Eine Kohorte Usiper tötet ihren Centurio und die römischen Soldaten, die den Manipeln als Instruktionspersonal zugeteilt sind, und bewerkstelligt die Desertion, indem sie drei leichte schnelle Kriegsfahrzeuge, Liburnerschiffe, besteigt. Agricola führt in diesem Sommer amphibische Unternehmen in Schottland durch. So ist das Kapern von Schiffen überhaupt nur möglich. Die Steuerleute werden erpreßt. Einer kann freilich offenbar entkommen, die beiden anderen geraten in Verdacht und werden getötet. Wie Gespensterschiffe fahren die Deserteure an der Küste vorbei. Man weiß ja noch nicht allgemein, was geschehen ist. Auf ihrer Fahrt schlagen sie sich beim Wasserholen und Verproviantieren mehrfach siegreich mit den Eingeborenen, die natürlich ihre Habe verteidigen, und kommen zuletzt in solche Bedrängnis, daß sie die Schwächsten ihrer Genossen verzehren, schließlich lassen sie das Los über dieses gräßliche Schicksal entscheiden. Sie umsegeln Britannien, verlieren ihre Schiffe und werden als Seeräuber zuerst von Sueben, dann von Friesen aufgegriffen. Die, welche als Sklaven aufs linke Rheinufer verhandelt werden, erzählen zum großen Staunen ihr Erlebnis.

MOMMSEN¹ hat diese Usiperkohorte mit dem Chattenkrieg Domitians im Jahre 83 zusammengebracht. Wenn die Usiper zum Erfolg Domitians gegen die Chatten und womöglich in das Neuwieder Becken gehören, dann muß der 6. Sommer im Jahr 83, der 7. mit der Entscheidungsschlacht am Mons Graupius im Jahre 84, der Beginn der Statthalterschaft im Jahr 78 angesetzt werden.

MOMMSEN hat keine weitere Begründung für seine Kombination gegeben und das monumentale Werk von Ronald SYME kommt, wenn mir nichts entgangen ist, nicht auf diese Usiperkohorte zu sprechen, mißt ihr für die Datierung also offenbar keine Bedeutung bei; denn die Datierung der Statthalterschaft ist ihm begrifflicherweise ein großes Anliegen. Nur versucht er, sie auf – gleich zu besprechende – andere Weise zu bestimmen.

Am ergiebigsten ist für die Begründung der MOMMSENSchen These eine Anmerkung NESSELHAUFS in seinem Aufsatz »Tacitus und Domitian«². Er weist wohl mit Recht G. WALSEERS Ansicht³ zurück, daß Tacitus »die Episode ans Ende der Statthalterschaft verschoben« hätte, damit sie in das Gesamtbild der Eroberung paßt. Das läßt sich aus Dio 66, 20 (Xiphilinos) nicht schließen, weil der im übrigen ganz schlechte Bericht beim Jahr 79, wo er die britannischen Unternehmungen wegen der 15. Akklamation des Titus zuerst erwähnt, eine Zusammenfassung aller britannischen Ereignisse und sogar der Schicksale des Agricola bis zu seiner Ermordung durch Domitian (der Bericht bringt also die Version, die Tacitus in seiner Biographie ablehnt) gibt. Da das Datum des Beginns der Statthalterschaft, das umstritten ist, erst erwiesen werden muß, müssen wir freilich die Behauptung, daß Tacitus das 6. Feldzugsjahr ins Jahr 83 setzte (»daß im sechsten Feldzugsjahr des Agricola, also im Jahr 83« und »gegen die von Tacitus gegebene Datierung ins Jahr 83«), beiseitelassen. Auch die Rekonstruktion des Vorganges hat keine Beweiskräfte in sich, zumal Dinge hypostasiert werden, die sich aus dem Text nicht gewinnen lassen: daß die *cohors* bei der Landung in Britannien meuterte, daß im Jahre 83 auch die Usiper im Neuwieder Becken überrascht wurden, daß ihr Gebiet besetzt wurde und die waffenfähige Jugend, wie das in solchen Fällen üblich war, zusammengezogen, als Auxiliartruppe formiert und außer Landes geschickt wurde und zwar nicht zufällig nach Britannien, sondern gewissermaßen als Ersatz für das Truppenkontingent, das Domitian dem britannischen Heer entzogen hatte. Wenn sich so die Rekon-

¹ RG V 136, Anm. 1: dazu stimmt die in eben dieses Jahr fallende Aushebung der Usiper und ihr verzweifelter Fluchtversuch.

² Hermes 80, 1952, 237 Anm. 3.

³ Rom, das Reich und die fremden Völker, Baden-Baden 1951, 37 Anm. 134.

struktion auch zu einem überaus suggestiven Handlungszusammenhang fügen läßt, so ist sie eben doch von der Datierung abhängig. Waren die Usiper schon im Jahre 82 in Britannien, läßt sich mit keinem Zug dieser Rekonstruktion das Gegenteil erweisen. Und auch der Grund, daß Tacitus dies alles verschwiegen hätte, weil es nicht in sein Bild von Domitian und seinem erlogenen Germanentriumph paßte, hat keine zwingende Kraft. Wenn der Tatbestand als solcher so erwiesen wäre, könnte man Tacitus' Bericht einer gewissen Voreingenommenheit zeihen, umgekehrt können diese Vermutungen nichts beweisen. Wenn freilich die vorgetragene Rekonstruktion aus Gründen der Datierung unmöglich wird, fällt wieder einmal ein Grund mehr zur Verdächtigung des Tacitus hinweg. Und die Formulierung NESSELHAUFS, daß Tacitus bei der Richtigstellung des domitianischen Geschichtsbildes ebenso weit von der Wahrheit, nur nach der anderen Seite, abgewichen sei, bedürfte entschiedener Korrektur.

Wichtig und entscheidend aber würde die Bemerkung sein, daß nach dem Konstriptionsverfahren der Kaiserzeit reguläre Auxiliarkohorten nur aus Reichsangehörigen formiert wurden, die Usiper aber vor Domitian nicht zum Reich gehörten, also eben aus dem dann erst 83 von Domitian neu zum Reich gefügten Neuwieder Becken stammen müssen (s. die oben gegebene Rekonstruktion).

Selbst wenn sich das aber mit mathematischer Sicherheit behaupten ließe – »reguläre« ist dem Text hinzugefügt –, stünde auch noch ein anderer Schluß offen: es hat eben auch linksrheinische Usiper gegeben. Gewiß, der Rhein ist dort schon eine feste Grenze, aber der Militärgrenzbezirk Germania Superior, der westlich des Rheins seine Grenze hat, kann durchaus Usiper mit umfaßt haben, zumal auch auf der rechten Seite dann der Limes nicht direkt am Rhein verläuft.

Auf diese Lösung weist eindeutig der Text: *per Germanias conscripta*, d. h. in beiden Militärgrenzbezirken Germaniens ausgehoben. Es wird weiter gesagt, daß die Kohorte nach Britannien geschickt wurde – *in Britanniam transmissa* – aber die Zeitangabe *eaden aestate* bezieht sich auf das Verb *ausa est*: die Aushebung und Überfahrt ist abgeschlossen. Dazu stimmt, daß die Eingliederung in Agricolas Heer schon erfolgt ist: *occiso centurione ac militibus, qui ad tradendam disciplinam immixti manipulis exemplum et rectores habebantur*. Dementsprechend weiß Calgacus – Kap. 32 – vor der Entscheidungsschlacht (Hinweis auf Tacitus' Auffassung), daß neulich, *nuper*, die Usiper Agricolas Heer verlassen haben, und weiß um die übrigen Germanen in seiner Truppe, die dasselbe tun werden. Und überlegt man sich es weiter, so scheint es doch schon zeitlich ganz unmöglich, daß

Domitian, auch wenn er sehr früh bis in das Neuwieder Becken vorgestoßen sein sollte, die Aushebung und die Aufstellung militärischer Verbände durchgeführt hätte, diese aber nicht nur zum Kampf brauchbar gemacht worden wären, sondern auch den Marsch und die Fahrt nach Schottland hinter sich gebracht haben sollten, so daß sie im Sommer dann ihr verbrecherisches Husarenstück unternehmen konnten.

Der Text erzwingt eine Datierung auf 83 nicht. Vielmehr spricht alles dagegen. Und so hat SYME sich dieses Argumentes auch nicht bedient, obwohl er das hätte tun müssen, um seine Datierung zu erhärten.

SYME stützt sie vielmehr auf Kap. 39,2⁴. Weil das 7. Jahr den großen Sieg brachte, der auf Domitians Triumph über die Chatten folgen muß, der spät im Jahre 83 stattfand⁵, weil das *congiarium* 84 ausbezahlt wurde, müsse also der Sieg am Mons Graupius ins Jahr 84 gesetzt werden. Aber die Schlacht am Mons Graupius findet im Spätjahr statt (Kap. 38: *et exacta iam aestate*). Die Meldung braucht weiter ihre Zeit. Nichts spricht dagegen, daß Domitians Germanentriumph vorbei war, Tacitus also sagen konnte: *inerat conscientia derisui fuisse nuper falsum e Germania triumphum, emptis per commercia quorum habitus et crinis in captivorum speciem formarentur*.

Da also nichts hindert, das Usiperereignis ins Jahr 82, den Sieg am Mons Graupius ins Jahr 83 zu setzen, muß die Interpretation des Eintreffens Agricolas in Britannien die Entscheidung geben. Sie weist, bedenkt man alles, auch Form und Sinn der Biographie, mit aller wünschenswerten Deutlichkeit auf das Jahr 77 als den Beginn seiner Tätigkeit.

Das Konsulatsjahr des Agricola errechnet sich aus Tacitus' Darstellung seines Werdeganges. Nach der Praetur im Jahre 68 (Agr. 6) schlägt er sich, kaum daß er von Vespasians Griff nach der Macht hört, zu seiner Partei. Zur Belohnung wird er Legat der 20. Legion, die beim Fahneneid auf Vespasian zögernd gewesen war. Vettius Bolanus, ein für die wilde Provinz Britannien zu milder Statthalter, fand in Agricola einen fügsamen und maßvollen Untergebenen, der zu gehorchen wußte und das Nützliche und Ehrenvolle gut zu verschmelzen verstand. Petilius Cerialis hat ihn darauf besonderen Vertrauens gewürdigt. Agricola hat es weder in Haltung noch Leistung enttäuscht und hat seine Taten dem Führer zugeschrieben. So hat er unangefochtenen Ruhm geerntet, weil er tapfer und gehorsam war, sich aber dabei bescheiden verhielt. Petilius Cerialis ist als der letzte Chef Agricolas erwähnt. Dessen Nachfolger, Julius Frontinus (vgl. Agr. 17), hat nichts mehr mit Agricola zu tun. Es wäre sonst erwähnt worden. So

⁴ Vgl. a. a. O. S. 22 Anm. 6.

⁵ cf. R. SYME, CAH 11, 1936, 164.

wird der Legat mit seinem Statthalter zurückgekehrt sein. Wir wissen, wann das gewesen ist. Petilius Cerialis war 71 bis 74 Statthalter in Britannien. Da er als consul suffectus Mai 74 in Rom sein mußte, ist er spätestens Anfang 74 mit Agricola nach Rom zurückgekehrt. Vespasian hat Agricola sein Eintreten gelohnt. Als er von seiner Legatenstelle Abschied nahm, hat er ihn zum Patrizier gemacht und als Statthalter von Aquitanien schon mit der Hoffnung aufs Konsulat eingesetzt. Es heißt, daß er nicht ganze drei Jahre auf diesem Posten blieb – Kap. 9 – und sogleich zur Übertragung des Konsulats zurückgerufen wurde: *minus triennium in ea legatione detentus ac statim ad spem consulatus revocatus est*. Dabei ging das Gerücht, daß ihm Britannien nach dem Konsulat übertragen würde. Nichts berechtigt, zwischen Rückkehr aus Britannien und der Übertragung von Aquitanien einen Zwischenraum anzunehmen. Und wenn es heißt, dort sei er weniger als drei Jahre geblieben, so ist sein Konsulatsjahr mit Sicherheit als das Jahr 77 zu bestimmen. Es ist offenbar viel zu wenig gesagt, wenn R. SYME trotz dem entwickelten Tatbestand formuliert, das Konsulatsjahr des Agricola sei nicht direkt bezeugt.

Vespasian und Titus waren in diesem Jahr die eponymen Konsuln. In diesen Fällen pflegen die ersten vier Monate nicht ganz in Anspruch genommen zu werden. Denkbar, daß Agricola sein Konsulat schon im April oder gar März antrat. Als Konsul mit ganz besonderen Hoffnungen – das geht eben auf die britannische Aufgabe – verlobte er seine Tochter dem Tacitus, gab sie nach dem Konsulat, d. h. nach zwei oder vier Monaten seiner Amtsführung, ihm zur Ehe und wurde sogleich an die Spitze Britanniens gestellt: *consul egregiae tum spei filiam iuveni mihi despondit ac post consulatum collocavit, et statim Britanniae praepositus est, adiecto pontificatus sacerdotio*.

Das Prestissimo der Ereignisse beweist, daß das alles im Jahre des Konsulats, also in der ersten Hälfte des Jahres 77 geschehen ist. Da es aber undenkbar ist, daß Agricola, nachdem Frontinus seine drei Jahre wie Cerialis abgedient hatte und wohl schon in Rom war, mehr als ein Jahr verstreichen läßt, ehe er sein Amt antritt, muß der Beginn der Statthalterschaft ins Jahr 77 gesetzt werden. Denn zu dem Bericht des Kapitels 9 paßt aufs beste die Tatsache, daß im Kap. 18 erzählt wird, daß der Sommer vorbei war, als Agricola in Britannien ankam: *quamquam transvecta aestas*. Es wäre unverzeihlich und durch nichts zu begründen gewesen, wenn Agricola, 77 Konsul, einen so großen Teil des Jahres 78 hätte verstreichen lassen, ehe er seiner Pflicht genügte. Vor allem aber ist für das Jahr 77 ins Feld zu führen, daß Agricolas Energie und Raschheit gerühmt wird. Obwohl die Soldaten sich schon auf die Winterlager einrich-

ten, besiegt er entscheidend die Ordoviken und obwohl nichts vorbereitet ist, gelingt es ihm, im Anschluß daran die Insel Mona zu erobern.

Es ist das Ziel des ‚Agricola‘, zu zeigen, daß auch unter schlechten Kaisern die Höhe altrömischen Ruhmes erreicht werden kann, wenn sich mit der Energie nur Fügsamkeit verbindet. Energie, Tatkraft, Raschheit freilich müssen in vorbildlicher Weise geübt werden. Und so wird Agricolas Tätigkeit unter diesen Gesichtspunkten geprüft und erzählt. Eine Saumseligkeit, wie sie anzunehmen wäre, wenn Agricola nach dem Konsulat im Jahre 77 den ganzen Sommer hätte verstreichen lassen, ehe er nach Britannien kam, verdiente statt des Lobes den höchsten Tadel, bedürfte der Entschuldigung, von *virtus* aber könnte keine Rede sein.

Der Stil des Kapitels, der die Initiative Agricolas und seinen unwiderstehlichen Unternehmungsgeist noch zu einer Zeit feststellt, wo man sich schon auf die Winterruhe einrichtet, der Sinn der ganzen Schrift, der also das Ungewöhnliche der Leistung des Agricola zu bestimmtem historischem Zweck darstellen will, verlangen es, daß Agricola sofort nach den Monaten des Konsulats energisch seiner Pflicht in Britannien genügt.

Ist das erste Jahr in Britannien aber noch das Jahr 77, ist das 6. Jahr das Jahr 82, das 7. das Jahr 83. Die Usiperkohorte hat nichts mit Domitians Chattenfeldzug zu tun, Tacitus hat nichts von Domitians Erfolgen gegen die Germanen verschwiegen, der große Sieg am Mons Graupius aber muß in Rom wenige Wochen nach Domitians frisiertem Triumph über die Germanen gemeldet worden sein. Die Usiper-Episode – ein verbrecherisches Heldenstück, Beweis, wozu Menschennatur fähig ist – ist nicht darum eingefügt, weil Tacitus sie nicht hätte verschweigen können. Er hat sich nie der grenzenlosen Fülle der Fakten so sklavisch gefügt. Er wollte sie bringen: wie der Exkurs der Brüder Philaeni im *Bellum Jugurthinum* des Sallust stimmt er vor entscheidender Wende des Kampfgeschehens den Leser auf heroische Tat ein, gliedert und bringt damit schon durch die in den Geschichtswerken übliche Form den historischen Charakter dieser Biographie, die historische Größe des Dargestellten zum Ausdruck.

DREI BEOBACHTUNGEN ZU MINUCIUS FELIX

I.

Übernahme eines fremden Gedankens ist ein vielfältiger und konsequenzenreicher Vorgang. Vermählung zweier Welten, Glück der Übereinstimmung im Höchsten, Garantie der Überwindungsmöglichkeit der Einsamkeit in erlesenen Geistern bis herab zum gedankenlosen Nachbeten des anlehnungsbedürftigen Jüngers, in dem schließlich doch auch noch ein gläubiges Ja durchzuspüren ist! Mit letzter Bewußtheit zur Kunst gesteigert, hält dieser Vorgang nicht nur den bloßen Gedanken fest: sprachliches Gewand, Stelle des Gedankenganges, Ursprungssituation sind ihm außerdem wichtig, ja spielen sogar oft eine größere Rolle als das rein Gedankliche.

Zu den Künstlern des Übernehmens, ehrfürchtig und innig tradierend in einer Welt, die von sich aus dazu angelegt war, gehört Minucius Felix. Ein flüchtiger Blick in die Ausgabe von JOH. P. WALTZING¹ genügt schon, um das Ausmaß dieser imitatio zu erkennen. Aus der zweiten Abteilung der angeführten verwandten Stellen erkennt man leicht, wie sehr er mit seiner Methode wieder auf folgende Zeiten gewirkt hat. Und doch sind selbst WALTZING wesentliche Zusammenhänge entgangen, offenbar weil in bestimmter Richtung – Bibel, Ciceros philosophische Schriften, Seneca – und nach allzu wörtlicher Nachahmung gesucht wurde. Zwei solcher übersehener imitationes zeigen den Künstler Minucius Felix, der in schöner Form sich mit dem Höchsten der antiken Welt wortlos ausinandersetzt, besonders deutlich, wie mir scheint.

Quid ingrati sumus, quid nobis invidemus, si veritas divinitatis nostri temporis aetate maturuit? Fruamur bono nostro et recti sententiam temperemus: cohibeatur superstitio, impietas expietur, vera religio reservetur (Oct. 38, 7).

Mit diesen Worten schließt Octavius seine Antwort auf die Angriffe des Natalis gegen das Christentum ab. Danach wird die Wirkung seiner Rede auf Minucius Felix selber und vor allem auf Natalis, der sich mit Freuden bekehren läßt, geschildert, und zutiefst froh gehen die Teilnehmer davon.

Die Worte fassen den Sinn der ganzen Rede zusammen: die Wahrheit

¹ Minucius Felix, ed. alt. stereotypa Leipzig 1931.

über das göttliche Wesen, in der Weisheit der Philosophen vorbereitet, so daß man denken könnte, die Philosophen seien Christen gewesen oder die Christen seien die wahren Philosophen (20, 1), ist zur Reife gekommen. Mit einem unabänderlichen und unumkehrbaren natürlichen Prozeß wird die Entwicklung der Wahrheit gleichgesetzt und zwar einem erfreulichen: die Reife ist der Sinn eines Lebensablaufes. So kann mit Recht undankbar gescholten werden, wer sich ihm zu entziehen versucht, ja es würde Scheelsucht und Mißgunst sein, wenn man sich dieses Gutes, von dem man, ob man will oder nicht, umschlossen ist, enthalten wollte oder es gar bestreiten würde; ist es doch nicht eine einfache Herabsetzung des anderen, wenn man es nicht anerkennt, sondern zugleich eine Selbstbeschneidung, Mißgunst gegen sich selbst. So versteht man die paradoxe Formulierung², in die sich Octavius mit einschließt: *quid ingrati sumus, quid nobis invidemus, si veritas divinitatis nostri temporis aetate maturuit?* Genießen wir unser Gut – *fruemur bono nostro* – ist vielmehr die frohe Aufforderung, die aus der Lage folgt, unser Gut, d. h. die glückliche Fügung, daß man in jener Zeit der Reife lebt. Worin besteht aber dieses Genießen im Sinne des Fruchtbarmachens? Darin, daß man mit der reifen Erkenntnis des göttlichen Wesens die Überzeugung von Richtigem und Falschem bildet, daß man Aberglauben bändigt, unfromme Haltung sühnt, daß man allein wahre Religiosität bewahrt und behütet. Das ist in dem *recti sententiam temperemus* beschlossen, hier im Bilde staatsmännisch-weiser Lenkung, während in den Verben andere Vorstellungen anklingen: in *cohibeatur* die Bändigung, in *expietur* kultische Reinheit, in *reservetur* pietätvolle Bewahrung des Gereinigten³.

Hieronymus epist. 70, 5 ruft über Minucius Felix bewundernd aus: *quid gentilium scripturarum dimisit intactum?* Aber Senecas 26. Brief (§ 2), den WALTZING als Vorbild zitiert, hat mit unserer Stelle nichts zu tun. Wenn dort der sich froh aus dem alternden Körper lösenden Seele zugestanden wird: *bono suo utatur*, so ist Zusammenhang und Situation so verschieden, daß Minucius Felix nicht an ihn gedacht haben kann. Nicht von dem einem Wesen eigentümlichen *bonum* ist die Rede, sondern von einem *bonum temporis*.

² Sie überrascht dennoch und wirkt selbst als gewollte Paradoxie nicht einfach-natürlich, wie die oben gegebene Paraphrase spüren läßt, weil die Vorstellung, daß man sich selbst etwas mißgönnt, in bezug auf Octavius so wenig diskutabel und im allgemeinen nicht sehr naheliegend ist. Das ist ein Zeichen dafür, daß ein anderer geformter Zusammenhang dahinter steht: s. S. 110 und 112.

³ *Recti sententiam temperemus* hielt DOMBART für korrupt; er schrieb nach 16,6 *regula recti*. Es handelt sich hier aber nicht mehr um die Form wie in 16,6, sondern um den Inhalt selbst.

Vorbild ist vielmehr Tacitus' Dialogus. Dort heißt es Kapitel 41: *nunc, quoniam nemo eodem tempore adsequi potest magnam famam et magnam quietem, bono saeculi sui quisque citra obtrectationem alterius utatur*. Da ist dieselbe Aufforderung, das Gut der eigenen Zeit zu genießen: *bono saeculi sui quisque ... utatur*, da wendet sich Tacitus gegen die Herabwürdigung dieses Gutes wie Minucius Felix: *citra obtrectationem*. Dort ist schließlich der Satz der Abschluß der Rede des Maternus, wie er bei Minucius Felix Abschluß der Rede des Octavius ist. Der Stellenwert, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf, macht neben der doppelten gedanklichen Übereinstimmung die *imitatio* sicher. Mit ihr reiht Minucius Felix seinen Dialog in die große Reihe – Cicero-Tacitus-Tertullian – mit hohem Anspruch ein⁴.

Wie hat sich aber Stimmung und Haltung bei ihm verwandelt! Tacitus darf sich nicht eines Reifwerdens der Wahrheit freuen, sondern bringt in der Maternusrede die niederdrückende Erkenntnis von der Antinomie der Werte zum Ausdruck: große Beredsamkeit, große Bewährung, großer Ruhm: sie können nicht in einer Zeit des Friedens entstehen und umgekehrt. Dieser Zwiespältigkeit entspricht die Zwiespältigkeit der Aufforderung: jeder soll das Gut seiner Zeit genießen – *utatur* sagt Tacitus, nicht *fruat*: fertigwerden mit etwas, es gebrauchen, nicht freudig fruchtbar machen –, d. h. seine Zeitgenossen den Frieden ohne Ruhm, jene Früheren den Ruhm ohne Ruhe. Und da das so ist und sein muß, soll der Zeitgenosse nicht die Zeit des anderen herabwürdigen, und umgekehrt müßte der Mann der freien Zeit das Gute der Gegenwart in seiner Unabänderlichkeit anerkennen, wenn er dazu in der Lage wäre.

Ein bestimmtes Geschichtsbild voll tragischen Zwiespaltes spricht sich in diesem kurzen Abschlußsatz aus, ein tiefes historisches Bewußtsein von der Nichtauswechselbarkeit der Zeiten, von dem wesentlichen Abstand der Gegenwart von einer bestimmten Vergangenheit. Dieses Geschichtsbewußtsein⁵ und Geschichtsbild mit der Notwendigkeit seiner Entwicklung und seiner Einteilung in einmalige Epochen waren es, an die Minucius Felix anknüpfen konnte, die seinem christlichen Geschichtsbild entgegenkamen, das ebenso gerichtet verlief wie das taciteische. Nicht

⁴ Vgl. H. DILLER, In Sachen Tertullian-Minucius Felix, *Philologus* 90, 1935, 238, dessen Erkenntnis durch diese *imitatio* die ausdrückliche Stütze erhält.

⁵ Derartige Zusammenhänge sind entscheidend, wenn man die Frage nach dem historischen Bewußtsein der Antike stellt, und es würde locken, die Ausführungen von E. R. CURTIUS, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*, Bern 1948, 256, der es der Antike überhaupt abspricht, von hier aus zu diskutieren. Da das aber in Form der Anmerkungen kaum geschehen kann, sei es genug, hier auf die Problematik hingedeutet zu haben.

aber teilte er die tragische Sicht: schaute man nur auf die Wahrheit des göttlichen Wesens, die neue Gotteserkenntnis, wurde der Zwiespalt aufgehoben, wurden in der Anwendung und Ausübung dieser Erkenntnis Werte wie *magna fama* und *quies* irrelevant gegenüber *pietas* und *religio*. So wird die *imitatio* des Minucius Felix zugleich eine Antwort auf die verzweifelte Sicht des Tacitus. Jenes beglückte Gefühl aber, daß man als Zeitgenosse des Reifens der Wahrheit sich auf der Höhe der Zeit fühlen darf, ein historisches Bewußtsein, das dem der augusteischen Zeit verwandt ist, bekommt einen tiefen Hintergrund in der Verzweiflung des Maternus. Denn es ist ja nicht daran zu denken, daß Maternus, der Dichter der Catotragödie, diese seine verkündete Wahrheit, taciteische Wahrheit, freudigen Herzens annähme. Die Vernunft läßt ihn die Gegenwart anerkennen, im Unwiderruflichen das Gute sehen, sein Herz aber gehört der Vergangenheit, römischer *virtus*. Für ihn würde die Hinwendung zur *veritas divinitatis* Erlösung bedeuten.

Erst auf dem Hintergrunde des taciteischen Dialogus erhält der Schluß der Rede des Octavius seine ganze Tiefe. Es handelt sich um nichts Geringeres als die nur in der *imitatio* und der Verwandlung des Grundmotivs des taciteischen Dialogus erfolgende Auseinandersetzung mit dem letzten großen antiken Geschichtsbild.

II

Eine ganz ähnliche Auseinandersetzung in der *imitatio* erfolgt auch mit der Ansicht der Römer über die wirkenden Kräfte der Geschichte. Der Angriff gegen die Eingotttreligion der Christen bediente sich des Beispiels der Juden: ihnen hat diese Verehrung des gleichen Gottes nichts genützt, wie ihre Unterwerfung durch Rom zeigt. Die Entgegnung des Octavius ist Korrektur und Bekenntnis zugleich. Man muß die Zeiten unterscheiden, und mit der Gegenwart darf man die Vergangenheit nicht vergessen. Die Juden haben den einen Gott verehrt, den Christengott – denn er ist der Gott aller –, aber sie haben ihn verlassen⁶ und sind mit diesem ihrem Schicksal gerade Beweis für die Allmacht Gottes: *quamdiu enim eum caste, innoxie religioseque coluerunt, quamdiu praeceptis salu-*

⁶ Einräumung und Einwand müssen in dem in P verlorenen Verb enthalten sein. Darum genügt wohl nicht die einfache Ergänzung von C. SYNNEBERG (*Observationes criticae in Minucii Felicis Octavium*, Helsingfors 1889) *dereliquerant* – WALTZING schreibt *dereliquerunt* –, und auch HALMS Vorschlag *experti sunt* kann nicht alles fassen (M. Minucii Felicis Octavius, rec. Carolus HALM, Wien 1867). So muß man wohl eine etwas größere Lücke ansetzen.

bribus obtemperaverunt, de paucis innumeri facti, de egentibus divites, de servientibus reges: modici multos, inermi armatos, dum fugiunt insequentes, dei iussu et elementis adnitentibus obruerunt (Oct. 33, 3). Die Verehrung ihres einen Gottes, Gottes überhaupt, hat ihnen Fruchtbarkeit, Reichtum und Macht gegeben. Aber nicht nur dies: auf Gottes Befehl und im Bunde mit den Elementen haben sie in geringer Zahl die weit überlegenen Scharen ihrer Feinde besiegt, noch mehr: paradoxerweise haben sie, waffenlos Bewaffnete, flüchtend die Verfolger auf diese Weise überwunden. Faktisch geht das sicher auf Ereignisse wie sie Judices 7, 9 und Josua 10, 11 erzählt werden (diese Stellen werden von WALTZING als die Bezugsstellen angeführt). Aber dort wird nur berichtet, es wird nicht über das Ereignis philosophiert, und wörtliche Anklänge finden sich nicht. Hat Minucius Felix hier also ohne geformtes Vorbild gearbeitet?

In ähnlicher Weise hat Sallust über die Grundkraft der Geschichte nachgedacht. Nach der durchschlagenden Rede Catos gegen die Catilinarier teilt Sallust die Resultate seines Nachdenkens über die wirkenden Kräfte mit, die das römische Volk zu seiner Leistung befähigt haben und so gewaltige Unternehmen tragen konnten, wie sie die römische Geschichte hervorgebracht hat, anknüpfend an das Faktum, daß in dem berichteten entscheidenden Redekampfe sich zwei Männer unbezweifelbarer, wenn auch gegensätzlicher *virtus* gegenüberstanden. Cat. 53, 3 heißt es: *sciebam saepenumero parva manu cum magnis legionibus hostium contendisse; cognoveram parvis copiis bella gesta cum opulentis regibus, ad hoc saepe fortunae violentiam toleravisse, facundia Graecos, gloria belli Gallos ante Romanos fuisse. Ac mihi multa agitantī constabat paucorum civium egregiam virtutem cuncta patravisse, eoque factum, uti divitias paupertas, multitudinem paucitas superaret. sed postquam luxu et desidia civitas corrupta est* – nun, so hat bis jetzt noch die Größe des Reiches sich selbst trotz der Minderwertigkeit der Feldherren und Beamten gehalten; freilich wie lange noch? Der letzte Gedanke klingt nur mit. – Auch Sallust unterscheidet zwei Epochen, wie Minucius Felix bei der Betrachtung des Judentums: die eine, in der die *virtus* intakt war und eine gewisse kleine Zahl von hervorragenden Männern unbesieglcher *virtus* alles erreichte, die andere, in der *luxus* und *desidia* die *civitas* verdorben haben und die Zeit unfruchtbar wurde an großer *virtus*, eben die Gegenwart, in der nur Cato und Caesar als solche Männer genannt werden können, eine Gegenwart, die längst reif ist zum Untergang und nur noch von unlebendiger Organisation und Masse gehalten ist. Auch er zieht seine Erkenntnisse und Einsichten aus der gesunden Epoche. Auch bei ihm hat die *virtus* weniger Männer den gleichen Zustand herbeigeführt, den Minucius Felix bei den

Juden zur Zeit ihrer unverdorbenen Gottesverehrung feststellt: das Reich ragte durch Zahllosigkeit der Bevölkerung, Reichtum und Macht hervor. Vor allem aber kommt es Sallust auf eine Paradoxie an, die mit jedem Aufstieg verbunden ist, daß nämlich trotz eindeutiger Unterlegenheit in allen Dingen, die mit dem rechnenden Verstande faßbar sind – Zahl, Mittel, äußere Macht –, eine kleine Zahl sich zum Herrn über die Überlegenen aufschwingt. Die Betrachtung dieser Paradoxie zieht sich wie ein Leitmotiv durch Sallusts Ausführungen, immer wieder werden die entsprechenden Begriffe im scharfen Kontrast nebeneinandergestellt: *parva manu cum magnis legionibus hostium – parvis copiis ... cum opulentis regibus – divitias paupertas, multitudinem paucitas*. Diese Paradoxie zwischen äußeren Mitteln und innerer Kraft in ihren Wirkungen, die sich am deutlichsten im Zahlenverhältnis ausdrückt, da die Zahl dem rechnenden Verstande am leichtesten zugänglich ist, spielt nun auch bei Minucius Felix eine Rolle, wie sich zeigte (*modici multos ... obruerunt*). Schon die Tatsache, daß an den Bibelstellen der Gesichtspunkt der Zahl keine Rolle spielt, macht aufmerksam und läßt nach dem Vorbild der scharfen Antithese *modici multos* suchen. Wenn sich aber nun diese Antithese bei Sallust findet, so gibt folgende Überlegung den Ausschlag für das Urteil, daß Minucius Felix sie durch direkte Übernahme von Sallust hat und diese Stelle mit anklingen lassen wollte: die Antithese ist ganz sinnvoll nur dort, wo Äußeres Innerem entgegengesetzt wird und man im Rahmen der *ratio* bleibt, wenn auch einmal der rein rechnenden, das andere Mal der alles umfassenden richtigen und besonnenen *ratio*, die so oft im Römischen einander wertend entgegengesetzt werden. Wo das Wunder anfängt, die Fliehenden zu Siegern werden, weil die Elemente auf Gottes Geheiß für sie streiten, ist sie fehl am Platze – falls man nicht andere Absichten damit verfolgt. Die Tatsache, daß bei Minucius Felix die scharfe Antithese etwas einleitet, bei dem ihr Inhalt höchstens Einleitung, niemals wesentlich sein kann, beweist, daß Sallust sich hier mit Minucius Felix im Gespräch befindet, daß sich Minucius Felix mit Sallust auseinandersetzt.

›Auseinandersetzt‹ habe ich auch hier mit Absicht gesagt; denn bei aller grundsätzlich gleichen Betrachtungsweise hat Minucius Felix Sallust entscheidend umgewandelt. Gleichheit und Verwandlung lassen Wesentliches von Minucius' Anliegen erkennen.

Sallust beschäftigte der Gedanke, wie es kommt, daß wenige viele überwinden können, eine Paradoxie für das menschliche Denken, solange es das Schwergewicht nicht auf das Innere des Menschen und seine gesamten, auch irrationalen Kräfte, sondern auf die wiederholbaren und schein-

bar die Natur meisternden Kriterien der Zahl, der Mittel, der Technik legt. Minucius Felix übersteigert diese Paradoxie ins Unbegreifliche. Er beginnt mit der antiksallustischen, steigt zum Gegensatz ›Waffenlose-Bewaffnete‹, schließlich zu dem Kontrast ›Fliehende-Verfolger‹ und seiner Erkenntnis des Wunders empor, daß die von Gott Unterstützten, während sie fliehen, ihre Verfolger schlagen. Die ins Unbegreifliche, Ungeheure gesteigerte Paradoxie kann ihre Erklärung finden nur in einem menschliches Begreifen übersteigenden Grunde, in Gott. Gott verhilft der Schwachheit zum Siege in seiner Allmacht, wenn es sein Wille ist. So ist das entscheidende Prinzip der Geschichte, die eigentlich entscheidend wirkende Kraft, nicht wie bei Sallust die überragende *virtus* weniger hervorragender Männer, sondern Gott, dem menschliche Erwägungen und Kräfte nichts sind. In der Übersteigerung der Paradoxie und der Ersetzung der Geschichte wirkenden Kraft, der *virtus*, durch Gott liegt die christliche Antwort des Minucius Felix auf die Problematik des Sallust. Als Antwort ist sie erkennbar, weil Minucius Felix mit jener immanenten Paradoxie des Sallust beginnt, die bei seiner christlichen Lösung eher irreführend als förderlich ist. Liegt es doch bei ihr nahe, auch an immanente Gründe wie größere Kraft und größere Klugheit zu denken.

Nicht umgewandelt aber wird das Denkschema im ganzen. Gott gibt seinen Getreuen wie die *virtus* ihren nicht entarteten Repräsentanten Erfolg in dieser unserer Welt, macht sie fruchtbar, reich und mächtig und läßt vor allem ihre Feinde im Bunde mit den Elementen zuschanden werden. Diese Vorstellung ist noch ganz antik-immanent. Christliches Glück und christlicher Lohn werden nicht radikal ins Innere verlegt. Und man würde einer Täuschung verfallen, wenn man aus dem Glück der Gottlosen auf die Ohnmacht Gottes schließen wollte: sie steigen so hoch, um desto tiefer zu fallen (37, 7). Da freilich scheint wahrer Lohn und wahres Glück von irdischem weiterhin in der Weise der Diatribe, eines Seneca oder in der Art des zweiten Buches von Boethius' Trost der Philosophie, unterschieden zu werden. Hier aber in der Auseinandersetzung mit Sallust zeigt sich als das Charakteristische gerade dies, daß Minucius Felix wie selbstverständlich in den antiken Grundvorstellungen selber weiterlebt. Und ist es bei der zuerst behandelten Stelle anders? Erinnert die Feststellung des Reifens der Wahrheit über das Göttliche in dem geschichtlichen Augenblick nur zufällig an das augusteische Glücksgefühl erfüllter Zeit?

III

Wüßten wir nicht um das Verhältnis der imitierten oder imitierenden Autoren zu den beiden behandelten Stellen, müßten wir sowohl Existenz der *imitatio* als auch das Primäre richtig erkennen können. Denn sowohl der Gedanke des gegenseitigen Neides als auch die Vorstellung, daß viele von wenigen überwunden werden, überraschen und sind als Aufnahme früherer in Zusammenhängen lange vorbereiteter Formulierungen deutlich zu erkennen. Nur im Verhältnis zu Tertullians *Apologeticum* – daß *Apolegeticum* und Octavius direkt miteinander zusammenhängen, ist unbestritten – scheint man zu keiner Einigung zu kommen. Die beiden oben behandelten Stellen können einen Fingerzeig für den Weg einer Entscheidung bringenden Methode geben, und eine nicht genügend beachtete und interpretierte Stelle scheint einen klaren Beweis für die Priorität Tertullians zu erlauben.

Am wenigsten scheint bei solchen Untersuchungen das einzelne Wort lehren zu können: an beiden Stellen wandelte Minucius Felix den Ausdruck. Ja an der ersten verführte eine Wortgleichheit sogar zur Annahme einer *imitatio*, die nicht zu Recht besteht. Dagegen hat Minucius Felix Freude daran, an eindrucksvollen Stellen, an denen er sich mit anderen Zusammenhängen fremder Vorbilder auseinandersetzt, mehr in seinen Zusammenhang zu nehmen, als es einem einlinigen und straffen Gedankengang zuträglich ist. Ja, er scheint gerade darin seine Virtuosität spielen zu lassen, derartiges zu ermöglichen. Dabei verrät sich das Vorbild – und damit die Priorität des anderen Zusammenhanges – an der Störung der neuen Konzeption bzw., im Sinne des Minucius Felix gesprochen, läßt er so das Vorbild durchklingen und durch Überschüssiges oder leicht Abweichendes die Aufmerksamkeit erregen. Darauf ist er ja stolz, das rühmt der Autor besonders an der Rede des Octavius, daß er sich mit allem auseinandergesetzt habe: *quod ... et argumentis et exemplis et lectionum auctoritatibus adornasset* (39). Sollte er nur, falls er der Spätere ist, über sein Verhältnis zu Tertullian einen Schleier breiten? Man darf weiter erwarten, an solchen Stellen etwas von der Stimmung und der Situation des Vorbildes zu finden, das dem Eigenen Hintergrund und weiten Horizont gibt. Vor allem aber sind die Vorbereitungen der imitierten Stellen im neuen minucianischen Zusammenhang natürlich mit Notwendigkeit weggebrochen. Solche Stellen zeichnen sich darum durch eine gewisse Kurzatmigkeit aus, die man im längeren minucianischen Gedankengang besonders verspürt. Bei einer Prioritätsuntersuchung, die sich, wie erwiesen, auf äußere Indizien nicht stützen kann, wird Interpretation des

Wortlautes und Sinnes im Ganzen des Zusammenhanges allein zum Erfolg führen können. Und es zeigt sich wieder einmal mehr, daß das Entscheidende nicht das Material und der bloße Stoff, sondern die Form ist.

Bis 21, 1 hatte Minucius Felix das Gemeinsame zwischen philosophischer und christlicher Gottesvorstellung entwickelt. Die Annahme einer Vorsehung – das hatte die Basis des Verstehens gebildet – bedeutet aber mitnichten die Anerkennung der Götter, zu denen sich eine leichtgläubige, weil schlecht unterrichtete alte Zeit bekannt hatte. Menschen sind diese Götter gewesen, wie schon Euhemerus gelehrt hat (21), ihre Bilder tote mißhandelte Materie (22, 1–7), ihre Riten sind lächerlich oder bejammernswert (–22 Ende), in gleicher Weise wie ihre *sacra et mysteria* (32, 1–4), ihre Gestalt im Mythos ein reiner Hohn und Spott auf das Göttliche (23, 5–7). Das Schlimme dabei ist, daß mit der Mythologie die Jugend vergiftet wird (24).

Hier folgt ein Einwurf: aber diese *superstitio* an sich – *ista ipsa superstitio* – hat den Römern ihr Reich geschenkt, es gemehrt und ihm Grundlage gegeben, da sie nicht so sehr durch ihre Kraft als vielmehr durch Gottesverehrung und ihren frommen Sinn mächtig waren. Dieser Einwurf kann nichts anderes bedeuten und sagen wollen als daß, sieht man einmal von Existenz und Nichtexistenz der Götter ab, jedenfalls der Glaube an sie das *imperium* geschaffen hat. *Religio* und *pietas* bezeichnen hier also, wie auch vom Wort her nicht anders denkbar, nicht die Mittel, mit denen ein Eingreifen der Götter zugunsten der Römer erreicht wird, sondern die innere Haltung, die den Römern ihre Herrschaft gegeben hat. Das wird bestätigt durch die ironische Entgegnung, die sich nicht gegen den Götterdienst, sondern – und das muß dann Äquivalent sein – gegen die vermeintliche Gerechtigkeit der Römer richtet: *nimirum insignis et nobilis iustitia Romana ab ipsis imperii nascentis incunabulis auspicata est!* Die Ausführung, die den Beweis für die Ungerechtigkeit der Römer erbringen soll, verläuft dann geradlinig: am Anfang steht die Sammlung einer Verbrecherhorde unter Asylschutz, dann der Brudermord des Anführers Romulus, der Raub der Sabinerinnen, die Steigerung der Macht auf Kosten der vernichteten und ausgeplünderten Nachbarn durch Romulus, die übrigen Könige und überhaupt die anderen Heerführer. Und die Reihe führt schließlich zu dem Resultat: *ita quicquid Romani tenent, colunt, possident, audaciae praeda est* (25, 2). Gewaltsam wird auch die *religio* mit hereingezogen: die Tempel sind von der Beute erbaut, d. h. aus Vernichtung von Städten, Ausplünderung von Göttern, Mord an Priestern⁷.

⁷ Das Kolon 25, 5 nach *audaciae praeda est* ist nicht berechtigt, es müßte ein Komma stehen: die zweite Hälfte des Satzes gibt nicht etwa eine Begründung des Vorhergehenden, sondern eine Weiterführung.

Mit 25, 6 beginnt etwas Neues, eingeleitet – das ist der Beweis für den Neueinsatz – mit emphatisch vorangestelltem *hoc*: das gar heißt besiegte Religionen verhöhnen und verspotten, die gefangenen Götter nach dem Siege anzubeten! Weder die Gerechtigkeit noch die Verehrung der unterworfenen Götter kann man also für *religio* und *pietas* der Römer geltend machen. Denn wenn man das anbetet, was man mit der Faust genommen hat, heißt das ein Sakrileg, nicht etwa ein göttliches Wesen heiligen und verewigen. Die Folgerung wird zugespitzt: *totiens ergo Romanis impiatum est quotiens triumphatum*. Mit jedem Triumph, der gehalten wurde und mit dem, wie zu ergänzen ist, die neuen Götter nach Rom übernommen wurden, hat man sich unfrommen Sinnes schuldig gemacht, gegen Heiliges vergangen (*impiatum*). Der nächste, dem vorigen parallele Satz: *tot de diis spolia quot de gentibus et tropaea* überrascht, weil er gar nicht mehr von der Anbetung unterworfenen Götter und der *impietas*, deren man sich damit schuldig macht, handelt, sondern allgemein davon, daß bei der Besiegung der Völker auch die Götter beraubt worden sind. Er überrascht umso mehr, weil die Schlußfolgerung sich zu der vorgetragenen Auffassung des ersten Satzes und zum Anfang des neuen Gedankenganges fügt: *igitur Romani non ideo tanti, quod religiosi, sed quod impune sacrilegi*. Ihre *irreligiositas* zeigt sich darin, daß sie die unterworfenen Götter zu Hohn und Spott auch noch verehren; im übrigen ist dieser Zustand Beweis dafür, daß sie ein *sacrilegium* begangen haben (sc. *manu capiendo*) und zugleich, daß sie es straflos »*impune*« getan haben. Bei dieser etwas kurzatmigen Beweisführung macht das Verständnis des *sacrilegium* Schwierigkeiten; denn mag in 25, 5 durch das *de spoliis deorum, de caedibus sacerdotum* – wir erkennen hier in dem vorhin als gewaltsam angeschlossen bezeichneten Satz die vorbereitende Funktion – die Erklärung nahegelegt sein, sie bietet sich doch dem Leser nicht einfach an, weil im folgenden zugunsten des Verhaltens gegenüber den eroberten Göttern hernach das Geschehen der Eroberung selber mit Ausnahme des Satzes *tot de diis spolia quot de gentibus et tropaea* übersprungen worden war. So fühlt Minucius Felix das Bedürfnis, dieses *impune sacrilegi* der kühnen Schlußantithese zu erklären: an eine Hilfe und ein Einverständnis der Römer mit den Göttern, gegen die sie die Waffen ergriffen hatten, kann ja nicht gedacht werden⁸, also gilt der Vorwurf des *sacrilegium* auf

⁸ Dieser Gedanke stammt ebenfalls aus Tertullian: 25, 3. Dort wird bei der Behandlung der Behauptung, die Götterverehrung habe den Römern als Belohnung ihr Reich eingebracht, erst einmal der Abstrich gemacht, daß es sich dabei zunächst wohl um die einheimischen handelt: *peregrinos enim deos non putem extraneae genti magis factum voluisse quam suae et patrium solum, in quo nati, adulti, nobilitati*

jeden Fall zu Recht. Aber – ein neuer kurzatmiger Einwurf –: nachdem sie sie niedergeworfen, also eben das Sacrileg begangen hatten, begannen sie die Götter, über die sie triumphiert hatten, zu verehren. Gewiß, aber was vermögen diese für die Römer, die gegen sie nichts vermocht haben? Das ist die überraschende, fast unlogisch anmutende Antwort, die den ganzen Passus in eine völlig neue Richtung lenkt. Es wird nämlich nicht mehr gefragt, ob die *religio* und *pietas* das Reich groß gemacht haben, sondern ob die übernommenen oder einheimischen Götter und ihr Dank für den Götterdienst die Herrschaft gegeben haben. Kapitel 26 geht dann zu den *auspicia* und *auguria* über.

Dieses Stück des Minucius Felix, das sich mit der Frage, die römisches Selbstverständnis besonders tief berührte, befaßt, inwiefern ihnen als den *religiosissimi mortalium* die Herrschaft durch die Vorsehung zugefallen sei, ist in sich nicht ohne Anstöße.

Diese Anstöße lassen sich genau präzisieren und lokalisieren. Es ist 1. verwunderlich, daß die *irreligiositas* der Römer durch eine Entlarvung ihrer für sich beanspruchten Gerechtigkeit bewiesen wird, daß 2. gewaltsam in 25, 5 die Tempel unter allen Dingen, in deren Besitz die Römer durch Ungerechtigkeit gekommen seien, hervorgehoben werden, daß 3. in dem Gedankengang 25, 6–7, in einem Gedankengang, der die Übernahme unterworfenen Götter als besondere Frivolität erweisen soll, ein Satz fremd ruht, der nur das Unrecht, das den Göttern mit einer Stadteroberung droht, bedenkt, und daß dieses Faktum weiterhin die Hauptrolle spielt, daß schließlich 4. der ganze Komplex sich von menschlicher Haltung zur Frage der Wirkung der Götter bei der Begründung des *imperium* wendet.

Diese Besonderheiten der Gestaltung müssen zunächst im Zusammenhang mit den Ausführungen des Natalis gesehen und als Antwort gewürdigt werden. Freilich zeigt sich, daß das zu ihrer Erklärung nicht ausreicht. Natalis – 6, 2 ff. – hatte in merkwürdigem, aber psychologisch verständlichem Kontrast zu seiner Skepsis, das Wesen der Götter erkennen zu können, doch empfohlen, die altüberlieferten Götter nicht einer Kritik zu unterwerfen, sondern sie weiter zu verehren, sie, die sich bei den einzelnen Völkern ausgebildet haben und die von den Römern

sepultique sunt, transfretanis dedisse. In welchem Gedankenzug, ob als Begründung für das Nichthelfen der fremden Götter oder als Begründung dafür, daß die Römer mit der Verehrung der fremden unterworfenen Götter wirklich *sacrilegi* waren, der Satz ursprünglich ist, braucht nur gefragt zu werden, um beantwortet zu sein. Ich gehe auf diese Berührung nicht weiter ein, weil es mir auf die Verwendung und Verwandlung geprägten Sprachgutes ankommt.

allesamt vereinigt wurden. *Sic eorum potestas et auctoritas (sc. Romanorum) totius orbis ambitus occupavit, sic imperium suum ultra solis vias et ipsius oceani limites propagavit, dum exercent in armis virtutem religiosam, dum urbem muniunt sacrorum religionibus, castis virginibus, multis honoribus ac nominibus sacerdotum, dum obsessi et citra solum Capitolium capti colunt deos, quos alius iam sprevisset iratos, et per Gallorum acies mirantium superstitionis audaciam pergunt telis inermes, sed cultu religionis armati, dum captis in hostilibus moenibus adhuc ferociente victoria numina victa venerantur, dum undique hospites deos quaerunt et suos faciunt, dum aras exstruunt etiam ignotis numinibus et Manibus. Sic, dum universarum gentium sacra suscipiunt, etiam regna meruerunt.* Daher dann die mit dem Alter nur steigende Ehrwürdigkeit dieser heiligen Einrichtungen. Und ebenso mit Bedacht und aus Erfahrungen – damit geht es zum neuen Punkt – sind die *auguria observanda* usw. eingerichtet worden. Die letzte Wendung entspricht in der Antwort des Octavius dem Übergang Kap. 26.

Die Ausführungen des Natalis lassen die Zerteilung der Antwort des Octavius begreifen: hatte doch Natalis in seinen *dum*-Sätzen die Aufnahme der fremden Götter *adhuc ferociente victoria* als einen besonderen Beweis der *religio* steigernd angeführt. Nicht erklärt sich der Übergang zu der Wirkkraft der unterworfenen und einheimischen Götter. Denn wenn Natalis trotz seines Skeptizismus nicht etwa den Glauben an die Existenz der Götter aufgibt – sein Schwanken hält ihm Octavius Kap. 16, 2 in Hinsicht auf dieses Problem vor –, so sieht er ihre Wirkung doch offenbar als eine psychologisch-ideale in den Herzen der Menschen und durch ihren Glauben (besonders deutlich bei der Schilderung, wie sie *cultu religionis armati* in der *audacia* ihrer *superstitio* durch die Reihen der Gallier gehen). Sinngemäß ist es darum, wenigstens in einer Hinsicht, wenn Octavius in seiner Antwort der Behauptung von der Kraft ihres Glaubens die Entlarvung der Ungerechtigkeit als einer inneren Haltung entgegengesetzt, dem Rühmen der pietätvollen Aufnahme der besieigten Götter die Behauptung von der Frivolität dieses Vorgehens. Nicht einzusehen ist aber, obwohl Octavius an die Existenz der Götter als Dämonen glaubt (s. 25, 8 ff.), warum vor der Entwicklung dieser Erkenntnis und nach der Enthüllung der Nichtigkeit der Götter in einem Zusammenhang, in dem die verwandelnde und stärkende Macht des Glaubens an die Götter die entscheidende Rolle spielt, nun die Frage ihrer direkt wirkenden Kraft und damit ihrer Existenz erneut ins Spiel gebracht wird, zumal bei der Widerlegung des Natalis im folgenden seine Reihenfolge – Behandlung der *auspicia* und *auguria* – eingehalten wird. So verschärft sich die Problematik noch, wenn man die Ausführungen des Octavius als Antwort nimmt.

Eine Lösung ergibt sich – und damit eine Erklärung der Punkte 2 bis 4 –, wenn man Tertullian heranzieht, der in seinem *Apologeticum* 25, 2 ff. einen bis in den Wortlaut entsprechenden Zusammenhang hat. Tertullian entwickelt nach Widerlegung der Existenz der Götter die christliche Gottesvorstellung. Da dabei der Name Rom ausdrücklich gefallen ist, will er der Ansicht, daß den Römern ihr Reich als Lohn für ihre peinliche Götterverehrung zuteil geworden sei und daß dies die Existenz der Götter beweise, besonders entgegentreten⁹. Natürlich müssen es die römischen Götter sein, Sterculus, Mutunus, Larentina, die anderen dürften – abgesehen von Cybele, deren Ohnmacht sich allerdings unter Marc Aurel eklatant erwiesen hat – kaum ihre alten Verehrer zugunsten ihrer Feinde aufgegeben haben. – Man weiß, so wird argumentiert, daß mehrere römische Götter Könige gewesen sind. Wenn sie die Herrschaft übertragen können, von wem haben sie damals ihr Königtum gehabt, wen haben sie verehrt? Einen Gott wie Sterculus offenbar. Waren sie keine Könige, standen sie unter Herrschaft, da sie noch nicht Götter waren? Also verleihen sie nicht Königsherrschaft, da es Könige gab, bevor es Götter gab.

Auf dieses Geplänkel folgen die schärferen Gründe. Töricht, die Größe Roms auf die *religio* im Sinne des gewissenhaften Gottesdienstes zu schieben! Nach Erringung der Herrschaft hat sich erst spät – von Numa und den geringen Anfängen kann man schweigen – der vielseitige Kultus entwickelt: *ergo non ante religiosi Romani quam magni, ideoque non ob hoc magni, quia religiosi* (25, 13).

Noch einen Schritt weiter geht es: wie können die *ob religionem magni* sein, deren Größe auf der *irreligiositas* beruht? Durch die Antithese wird also der Begriff der *religio* ins Innere verlegt, aus einem Kultverhältnis zu bestimmten Göttern wird innerlich religiöse Haltung, und deren Fehlen ist es, das nun bewiesen wird. Der Beweis, der die Ausgangsbehauptung nicht mehr genau trifft bzw. im christlichen Sinne umdeutet, wird dafür umso schärfer durchgeführt. Reiche werden gewonnen durch Siege. Siege bestehen aus Vernichtung feindlicher Städte. Das bedeutet Unrecht gegen Götter; denn Häuser und Tempel, Bürger und Priester, Privates und Heiliges werden in gleicher Weise davon betroffen. *Tot igitur – der triumphierende Schluß – sacrilegia Romanorum quot tropaea, tot de deis quot de gentibus triumphi, tot manubiae quot manent adhuc simulacra captivorum deorum*. Diese Götter lassen sich von ihren Vernichtern ver-

⁹ Über Stellung und Funktion dieses Abschnittes gut C. BECKER in der Einleitung zu seiner zweisprachigen Ausgabe. München 1952, 34.

ehren! Kein Wunder: sie empfinden nichts, existieren nicht, darum können sie straflos verletzt werden.

Mit dem letzten Gedanken kehrt Tertullian zum Anfang zurück: die Götter, auf die man die Größe des Reichs zurückführt, sind gar keine Götter. Eine der überraschenden plötzlichen Wendungen Tertullians. Vorher aber ist der Gedanke stringent, und die drei antithetischen Folgerungen aus ihm beweisen die Behauptung, daß durch Verletzung von Göttern, durch *irreligiositas*, Rom groß geworden ist.

Betrachtet man beide Zusammenhänge, den bei Tertullian und den bei Minucius Felix, so ist klar, daß einen von beiden die scharfen Antithesen zur *imitatio* gereizt haben. Klar ist weiter, daß alle drei bei Tertullian völlig parallel sind und die Folgerungen aus einem strikten Beweis bilden. Klar ist schließlich, daß nur der bei Minucius Felix anstößige Satz *tot de diis spolia quot de gentibus et tropaea* völlig dem tertullianischen Sinn entspricht, nämlich dem Satze *tot de deis quot de gentibus triumphi*. Der erste Satz hingegen *totiens ergo Romanis impiatum est quotiens triumphatum* ist umgedeutet: *impiatum* heißt nicht wie bei Tertullian durch die Eroberung auch Göttliches verletzen, sondern unter Übersprung dieser Phase durch Heiligung der unterworfenen Götter eine Frivolität begehen. Daran zeigt sich nun deutlich, daß Minucius Felix der *imitator* ist. Denn es ist undenkbar, daß die komplizierte Sinnverschiebung ursprünglich wäre und zu einer einfachen Dreierantithese hätte werden können. Anstoß 3 erklärt sich also aus Tertullianimitation. Dasselbe gilt aber auch für Anstoß 2; denn der Satz *templa omnia de manubiis*, der überraschend die Tempel hervorhob und dessen vorbereitende Funktion erkannt wurde, ist nichts anderes als die dritte umgewandelte tertullianische Antithese *tot manubiae quot manent adhuc simulacra captivorum deorum*. Und ebenso läßt sich Anstoß 4 auf Tertullian-Mimesis zurückführen; denn tertullianische Gedanken sind es, die folgen. Sie handeln von Existenz und Nichtexistenz und dementsprechender Wirkungsmöglichkeit der römischen Götter, Gedanken, die Tertullian leicht spielerisch vorausgeschickt hatte und die Minucius Felix variierend als zum Problemkreis – aber nicht zur Antwort – gehörig anfügt. Im einzelnen soll das nicht weiter verfolgt werden, da es genügt, zu zeigen, daß die bemerkten Anstöße sich erklären, wenn man annimmt, daß geformtes tertullianisches Gut verwendet worden ist.

Bleibt Anstoß 1. Wie kommt Minucius Felix dazu, die *iustitia* der Römer anzuzweifeln, um die Behauptung, daß die *superstitio* das römische *imperium* geschaffen habe, zu widerlegen? Tertullian war bei der Behandlung dieser Frage vom Kult, vom Alter, von Herrschaft und Gött-

lichkeit usw. ausgegangen, äußeren Argumenten, und hatte nur an einer Stelle mit dem neuen Begriff der *irreligiositas* den Anspruch vom Innern des Menschen her widerlegt, um freilich sofort in den Kreis des gestellten Problems zurückzukehren. Es ist denkbar, daß er dabei schon Argumente benutzt, die Karneades gegen den römischen Anspruch auf gerechtes Handeln verwandte¹⁰. Minucius Felix mußte in seiner Antwort, wie gezeigt, in erster Linie die religiöse Gesinnung prüfen. Dabei konnte ihm, zumal gegen den Stolz auf die Übernahme der unterworfenen Götter, der die religiöse Haltung betreffende eine tertullianische Passus, wie gezeigt, nützlich und hilfreich sein. Wie aber auf den Anspruch, daß die religiöse Haltung das Reich begründet habe, antworten? Das ist die komplizierte Situation, die sich Minucius Felix dadurch geschaffen hatte, daß er einen Vertreter des Römertums und noch dazu einen modernen skeptischen Philosophen zu Worte kommen ließ. Hier mußte Tertullian im Stich lassen, der nur beim Gedanken an die Vernichtung so vieler Religionen einen Abstecher ins Gebiet der Gesinnung machte, im übrigen den alt-römischen Glauben, daß die Götter für die sorgfältige Verehrung als Lohn das Reich gegeben haben, ad absurdum führte. Es ließ sich aber wohl auch sonst keine Widerlegung als Vorbild für die eigene Darstellung finden,

¹⁰ Apol. 25, 14 ff. (= Cicero, rep. 3, 20 S. 89 ZIEGLER) wird auch von H. FUCHS als wahrscheinlich aus Cicero sich herleitend angesehen (H. FUCHS, Der geistige Widerstand gegen Rom, Berlin 1938, Anm. 85 auf S. 86). Fragen erheben sich hinsichtlich des Verhältnisses zu Minucius Felix und des Umfanges des Übernommenen. Wenn FUCHS sagt: »dieselben Sätze – Octavius 25, – lauten in der harten Sprache Tertullians folgendermaßen«, so kommt ein kardinaler Unterschied nicht zur Sprache: Minucius gibt Belege dafür, daß die Römer samt ihrem Gründer Verbrecher waren und in der Folge nicht gerecht, sondern verbrecherisch, also ungerecht gehandelt haben, Tertullian stellt ein Schlußverfahren mit einer Reihe von Prämissen an, ausgehend von der Behauptung, daß alle Herrschaft durch Krieg und Sieg erworben wird, endend mit dem Schluß, daß dabei Heiliges und Menschliches in gleicher Weise vernichtet wird, die Römer also *irreligiosi* sind. Bis zur *irreligiositas* kann Karneades-Cicero den Schluß nicht geführt haben; denn es kam ihm auf die *iustitia* an. Andererseits liegt bei Tertullian der Stil karneadischen Denkens vor. Tertullian wird also einen Schluß, der auf die *iustitia* hinauslief, auf die *religio* hinausgespielt haben und dabei einen Nebenzug, daß bei Verletzung des Fremden auch Heiliges vernichtet wurde, zur Hauptsache gemacht haben. – Wenn Karneades die Gerechtigkeit auch in einem äußeren Handeln gesehen hat, das dem andern das Seine beläßt und die Absurdität und Paradoxie dieser Forderung in den Randsituationen aufgesucht und dargestellt hatte, so kam es ihm, wenn auch nicht auf das Selbstbewußtsein, so doch auf die innere Haltung, die jenes Handeln hervorbringt, an. Mithin kann jener Passus, der zeigt, daß die Götter sich also in der Konsequenz des Ausgeführten von ihren Besiegern, die sie eigentlich strafen sollten, anbeten lassen, und der von FUCHS mit abgedruckt wird, nicht mehr seiner Rede angehört haben.

einfach weil der Standpunkt des Natalis kein altrömischer¹¹ ist und darum auch keine Widerlegung erfahren haben dürfte. Wohl aber war ein verwandter Anspruch in klassischer Form widerlegt worden. Karneades hatte gesagt, daß die Römer, wenn sie gerecht sein wollten, in ihre Hütten zurückkehren müßten. Der Ausgangspunkt der Widerlegung des Octavius, nämlich die Bezweiflung der Gerechtigkeit der Römer und die Formulierung *domis alienis ... adolescere* (25, 4) im Vergleich mit Cicero, de rep. 3, 22. 3, 21. 3, 24 deuten mit Sicherheit darauf hin, daß Minucius Felix 25, 2–5 auf dem dritten Buche von Ciceros Staat, also letztlich auf Karneades beruht¹². So löst sich Anstoß I durch die Erkenntnis, daß auch hier Minucius Felix imitiert hat. Freilich handelt es sich um die imitatio eines nicht erhaltenen Stückes. Zu ihr mochte er durch Tertullian angeregt sein¹³.

Das eine aber scheint mir diese Stelle mit Sicherheit zu beweisen, daß bei Annahme des umgekehrten Verhältnisses zwischen den beiden großen ersten römischen Apologeten, einem Paar, in dem sich in der Geburtsstunde des großen lateinischen christlichen Schrifttums die beiden Möglichkeiten exemplarisch entfalten, wie sie später in Hieronymus und

¹¹ In dieser Weise ist er meines Wissens nie formuliert worden, wenn auch die Scaevolische Ansicht von der *religio civilis* ihm sehr nahe kam. Daraus ist zu schließen, daß Minucius Felix sich einen möglichen Gegenstandspunkt mit aller Erschwerung selber konstruiert.

¹² Mit Wahrscheinlichkeit kann man sagen, daß der Beweis der Ungerechtigkeit der Römer aufgrund ihrer Geschichte – s. S. 119 Anm. 10 – aus der Philusrede im 3. Buche von Ciceros de rep. stammt. Ob die Vorstellung vom Asyl und Brudermord – über sie die unschätzbaren Zusammenstellungen von H. FUCHS in dem Anmerkungs- teil seines ›geistigen Widerstandes‹ (s. S. 119 Anm. 10) S. 86 – auch von Karneades stammt bzw. von ihm erwähnt wurde, ist nicht ganz sicher. Sicher ist der Abschluß der Gedankenkette: *ita quicquid Romani tenent, colunt, possident, audaciae praeda est* der Schluß der Ausführungen des Karneades über die römische Geschichte gewesen. Daß dieser Schluß nicht sofort auf die Ungerechtigkeit, das Beweisziel, sondern auf die Gerechtigkeit des Besitzes geht, ist ein weiterer Beleg für die Eigenart des Minucius Felix, seine Quelle etwas weiter auszuschreiben als unbedingt nötig, wie sie H. DILLER in der angeführten Arbeit aufgezeigt hat. – Bei FUCHS kommt dadurch, daß er in der Übersetzung das vorangestellte *hoc* 25, 6 nicht berücksichtigt (> – aus dem Mord an Priestern. Hohn und Spott ist es etc.), nicht der Neubeginn bei § 6 mit seiner Steigerung zu seinem Rechte, darum auch nicht das Anstößige der Tertullianimitation.

¹³ Zwanglos sind wir zu einem Resultat gelangt, das sich der Zusammenfassung DILLERS a. O. 231 wörtlich bedienen könnte; es ist immer wieder dasselbe: an vielen Stellen besteht Anlaß, eine Zusammenarbeit von Cicero und Tertullian durch Minucius anzunehmen, ja nicht selten erklären sich Schwierigkeiten im Zusammenhang des Octavius zwanglos, wenn man eine solche Zusammenarbeit als ihre Ursache ins Auge faßt.

Augustin, in der Neuzeit schließlich doch auch in einem Paar wie Erasmus und Luther zu finden sind, nicht nur Minucius Felix unverständlich und anstößig bleibt, sondern auch Tertullians Arbeitsweise – er müßte für seine geschliffenen Schlußantithesen den einen anstößigen Satz des Minucius übernommen, den anderen umgedeutet, einen dritten aus einem anderen Zusammenhang herbeigezogen haben – nicht nachvollziehbar ist. Zudem würde er es sich leichter machen als Minucius Felix und in der Argumentation einen Schritt zurückgehen. Eine solche, wie mir scheint, evidente Stelle hat Kraft genug, die Frage nach der Priorität zu entscheiden¹⁴.

¹⁴ Die oben gegebene Interpretation der Tertullianimitation macht nicht etwa den Anspruch, die Priorität Tertullians zuerst zu beweisen. Sie will aber an einem Beispiel, das nicht anders aufgefaßt werden kann, mit Entschiedenheit für sie eintreten. Das ist nötig angesichts der Tatsache, daß JOH. QUASTEN, *Patrology*, Utrecht 1953, 159 schreibt: *the question of priority ... is very far from being settled* (in der Literaturangabe über die Datierungsfrage S. 161 fehlt merkwürdigerweise HEINZES Tertullianarbeit s. u.) und A. AMATUCCI, *La letteratura di Roma imperiale*, Bologna 1947, 147 meint, an die Priorität Tertullians zu glauben, heiße die unmögliche Ansicht haben »... che questa letteratura (sc. die christliche) sia nata, come Minerva, armata« (mit Berufung auf die fatale Arbeit von J. SCHMIDT, *Minucius Felix oder Tertullian?* Diss. München 1932; vgl. auch A. ROSTAGNI *Letteratura Latina* II 1952, 641, der Minucius kurz nach dem Angriff des Fronto auf das Christentum noch unter Marc Aurel ansetzt; noch unter Antonius Pius sogar R. HELM, *Wissensch. Ztschr. der Univ. Rostock* 2, 1953, 91). Das Richtige bei R. HEINZE, *Tertullians Apologeticum*, Sitzbb. Leipzig 1910, H. DILLER a. O., B. AXELSON, *Das Prioritätsproblem Tertullian-Minucius Felix*, Lund 1941, C. BECKER, *Ausg. des Apologeticum* (s. Anm. 9), 46 (mit neuen Erwägungen).

BEMERKUNGEN ZUM DRITTEN BUCHE DER CONSOLATIO PHILOSOPHIAE DES BOETHIUS

F. KLINGNER hat in seiner Dissertation¹ den Aufbau des Trostes der Philosophie und das Eigene seiner Form zum ersten Male geklärt. In zwei gewaltigen Bewegungen wird im Werk der Aufschwung zu den letzten Wahrheiten vollzogen. Denn nicht eine der üblichen Trostschriften, von deren Gattung wir uns aus Senecas ›Dialogi‹ eine Vorstellung machen, ist sein Werk, sondern ein Vollzug der Bewegung zum Tröstlichen festen Geistes, mithin der eigentlichen philosophischen Bewegung überhaupt. Wenn auf dem Bild, das dem Werke beigegeben wurde, das Spruchband der Philosophie die Aufschrift trägt: *consolatus ego vobis solatia presto*², so erinnert dies an ein Wort Ciceros, mit dem er seine Trostschrift aus Anlaß des Todes seiner Tochter Tullia von anderen Werken dieser Art und der populären Gattung solcher Predigten, in denen allgemein und unbeteiligt über die Nichtigkeit der irdischen Dinge gesprochen wurde, als etwas Einmaliges abhob. Er sagte nämlich, er habe mit dieser *consolatio* als einziger sich selber getröstet. Das Besondere aber des Boethius ist es darüber hinaus, daß er dieses Sichselbertrösten in Form einer philosophischen Besinnung gibt, die die philosophische Erkenntnis der Antike, die ihm erreichbar war, zusammenfaßt, ja sie zuletzt noch ein Stück vorantreibt.

Im ersten Buche wird in Gestalt, Haltung und Wirkung der heilend ans Lager des Boethius tretenden Philosophie und in der Befreiung des Boethius aus seinem Leidversunkensein die Bewegung des Werkes symbolhaft vorausgenommen und die Unkenntnis dreier Fragen – was der Mensch ist, was das Ziel der Dinge ist und durch welches Steuer die Welt gelenkt wird – als der Grund des Leidens erkannt. Diese drei Fragen werden am Ende des dritten Buches schließlich beantwortet. Das zweite und dritte Buch bilden auf diese Weise eine von der Stellung der Fragen am

¹ De Boethii consolatione Philosophiae. Berlin 1921.

² So liest richtig K. MEISTER. Den Hinweis verdanke ich seiner gütigen schriftlichen Bemerkung.

Ende des ersten Buches bis zu ihrer Beantwortung sich erstreckende Einheit und gliedern damit auch das vierte und fünfte Buch als eine besondere Einheit ab. Beide Einheiten gehen aus von der Situation und den Klagen des Boethius über seine Kerkerhaft und den jähen Sturz seines Glückes, um jedesmal bei der Gewißheit über letzte Fragen zu enden. Die zweite Einheit aber vollzieht dieselbe Bewegung auf höherer Ebene als die erste: jetzt erhebt sich die Klage nicht aus Unkenntnis der Wahrheit, sondern gerade weil die Wahrheit erkannt und die Besinnung erfolgt ist.

Auch die kunstvolle Gliederung der ersten Einheit, eine eigentümliche Leistung des Boethius, die getreue Benutzung einer vorgeformten Gattung philosophischer Schriften, der *Protreptikoi*, ausschließt, ist von Klingner erkannt, auf die Redeweise und den Stil der *Diatribē* im allgemeinen zurückgeführt – vor allem im zweiten Buche – und abschließend dargestellt worden.

In zwei Hälften gegliedert handelt das zweite Buch in seiner ersten von der *fortuna*, dem äußeren Geschick, selber, in seiner zweiten von ihren Gaben. Beide Hälften sind wieder in sich zweigeteilt: Prosa 1 und 2 haben Wesen und Art der *fortuna* zum Gegenstand, Prosa 3 und 4 das frühere Glück des Boethius und wieviel ihm jetzt noch davon verblieben ist. Prosa 5 und 6 entwerten die niederen Gaben der *fortuna*, Reichtum und Macht und Würden, Prosa 7 spricht von ihrer höchsten Gabe, dem Ruhm, Prosa 8 stellt die Paradoxie ins Licht, daß allein ein widriges Geschick sich um die Menschen verdient macht, weil dieses allein zu den wahren Gütern zurückzwingt.

Im dritten Buche wird zu stärkeren Heilmitteln gegriffen. Nachdem im zweiten Buche die *fortuna* in ihrer Unbeständigkeit erkannt und ihre Gaben als an sich wertlos für den Menschen erwiesen sind, gilt es im dritten Buche die wahre *felicitas* zu zeigen. Bevor sie erkannt werden kann, muß der Blick im ersten Teile noch einmal auf die bekanntere gelenkt werden, auf das, was man allgemein für Glück hält. Auf den verschiedensten Wegen streben die Menschen nur nach dem einen Ziele, dem Glück, jenem Zustand, der vollkommen ist durch die Vereinigung aller Güter. Nach fünf Seiten läßt sich dieses Glücksstreben der Menschen, je nachdem, was sie als das Höchste im Leben ansehen, auffalten. Die Gestalt des menschlichen Glückes läßt sich fassen in den erstrebten Dingen *opes, honores, potentia, gloria, voluptates*. Alles andere, was sonst noch erstrebt wird, läßt sich auf sie zurückführen. Höchstens daß eines der Ziele zum Mittel entwertet wird, etwa daß man den Reichtum um der Macht willen begehrt, die er zu geben verspricht. In diesem Streben des Menschen nun liegt etwas Berechtigtes; denn in der Tat ist der eben defi-

nierte Glückszustand nicht ohne die Eigenschaften denkbar, die man auf diese Weise zu erlangen hofft. Nur daß man sie auf falschem Wege sucht: *sufficientia*, *reverentia*, *potentia*, *celebritas*, *laetitia* sind wirklich Eigenschaften des Glückes, die man durch *divitiae*, *dignitates*, *regna*, *gloria*, *voluptates* zu erlangen hofft, aber damit nie erreichen kann; denn Aufgabe des Menschen ist es zu erkennen, daß dieses Streben, das auf dem falschen Wege doch das Wahre sucht, nicht in den Dingen der Außenwelt seine Erfüllung finden kann. Die Dinge dieser Wirklichkeit sind freilich nicht gering und wertlos oder die Menschen nichts angehend – das zweite Buch hatte zunächst das Anliegen gehabt zu zeigen, daß die Dinge an sich für den Menschen wertlos sind, um Abstand von ihnen zu bekommen –, sondern durch sie hindurch führt der Weg zur Erkenntnis des wahren Glückes. Es ist das platonische Anliegen, das von der Wirklichkeit zur Idee emporführt, das das dritte Buch beherrscht und bis in den Stil hinein gestaltet. Nach der eben entwickelten Problematik, die in der zweiten Prosa dargestellt wird, geht deshalb Boethius nun so vor, daß er zeigt, daß im Reichtum (Prosa 3), in den Würden (Prosa 4), in Königsherrschaften und Freundschaften mit Mächtigen (Prosa 5), im Ruhm (Prosa 6), in körperlichen Genüssen (Prosa 7) das wahre Glück nicht liegen kann. Teilweise berührt sich dabei die Beweisführung, wie natürlich, mit Buch II. Prosa 8 faßt das alles in besonderer Weise, über die noch zu sprechen sein wird, zusammen, ehe dann mit Prosa 9 und dem großen Hymnus 9 gewagt wird, zur Erkenntnis der Einheit wahren Glückes vorzustoßen.

Das platonische Anliegen, das dann dazu führt, daß im zweiten Teile etwa Motive, ja Wendungen des Protagoras aufklingen, wird – dies ist eine willkommene Bestätigung – unter Bildern gefaßt, deren sich auch Platon, vor allem im Höhlengleichnis (Staat, Buch 7) bedient hatte: das Erkennen des wahren Glückes ist ein Sicherinuern (*caligante memoria* pr. 2), eine Umkehr des Blickes (*cum in contrariam partem flexeris oculos* pr. 1, vgl. m. 1: *colla iugo retrahere*), ein Aufstieg aus der Höhle ins Freie zur Höhe (*nam qui Tartareum in specus victus lumina flexerit*, mit der Umdeutung des Orpheusmythos m. 12).

Im Anschluß an Klingner sollen hier einige Bemerkungen angefügt werden, die vielleicht seine Erkenntnisse zu bestätigen und zu ergänzen in der Lage sind, und zwar nach folgenden Richtungen: 1. Interpretation des Aufbaus von Metrum 2 als Bestätigung dafür, daß in der Tat die drei platonischen Motive, die oben erwähnt worden sind, die Darstellung durchdringen und jene Umkehr bedeuten, auf die es Boethius vor allem ankommt; 2. Interpretation der Darstellung des Glückes im gewöhn-

lichen Sinne und ihrer Richtung auf die Erkenntnis des Wahren (in Hinsicht auf die Gestaltung) anhand von Prosa 8; die Vorlage des Boethius, sein Platonismus und seine Biographie sollen dabei erörtert werden.

Die grundsätzlichen Ausführungen der zweiten Prosa werden im zweiten Gedicht in Bildern versinnlicht. Es wird die Macht der Natur gepriesen, die, wie die Menschen zum Guten und zum wahren Glück, so alles zu seinem wahren Wesen zwingt (Vers 1–6). Gezähmte Löwen zeigen, mögen sie es noch so gut in der Gefangenschaft haben, kaum daß sie Blut geleckt, ihre wahre wilde Natur (V. 7–16), der Vogel im Käfig vergeht beim Anblick des Waldes vor Sehnsucht nach ihm (V. 17–26), die gebeugte Gerte springt, losgelassen, in die ursprüngliche Lage zurück (27–30), Phoebus kehrt nach seinem Untergang wieder zum selben Aufgangsort zurück (31–33). So verbindet jedes Anfang und Ende und findet nur dann seine Ordnung, wenn dieser Kreis geschlossen ist (V. 34–38). Eine gewisse Kurzatmigkeit am Schluß, die die Ausgewogenheit stört, befremdet, zumal bei der sonstigen Vorliebe des Boethius für die Zwei- oder Dreizahl der Beispiele in solchen Gedichten, wo mit Bildern gleichsam Belege für etwas gegeben werden³. Man könnte vielleicht daran denken, daß die Kurzatmigkeit am Ende auf Rechnung der Anapäste, des bewegtesten Metrums gesetzt werden müßte, und könnte dafür die Beobachtung anführen, daß die Anapäste sonst jenen geschlossenen Aufbau in drei Teilen, der von Boethius so geliebt wird, nicht aufweisen. Aber es läge dann eine Inkonsequenz insofern vor, als das Gedicht den in Anapästen sonst nicht vorkommenden Aufbau, der hier zweifellos beabsichtigt ist, selbst wieder zerstörte. Eine genauere Interpretation zeigt, daß dies nicht der Fall ist. Die beiden letzten Exempel nämlich gehören eng zusammen und sind als eines aufzufassen und auch sinnfällig durch entsprechende Worte für den Hörer zusammengebunden. Jedes der Beispiele nämlich steht einem der platonischen Bilder, unter denen die Hinwendung zum Wahren begriffen wird, nahe und läßt die dafür bezeichnenden Worte aufklingen: die Löwen, wird gesagt, erinnern sich ihrer Natur (*meminere sui*). Das Vögelchen sitzt in seinem Käfig wie in einer Höhle und strebt hinaus. Sträubt man sich, darin einen Anklang an die

³ m. II, 3; in III, 1 sind nach einem Anfangsvergleich die übrigen drei in je zwei Versen zusammengefaßt dadurch, daß ein neuer Gesichtspunkt an allen dreien aufleuchtet und sie verbindet; III, 3 gleichsam rudimentär; III, 8 kunstvolle Dreigliederung des ganzen Gedichtes – 1–8, 9–14, 15–Schluß –, wobei der erste Teil wieder dreifach gegliedert ist; IV, 5 drei Beispiele, von denen das dritte im Gegensatz zu den beiden ersten steht; IV, 7 drei Exempel, von denen das letzte sich ausweit; V, 5.

Höhle Platons und den Aufstieg ins Freie zu sehen, so macht das doch der Ausdruck *caveae antro*, der sonst aufs höchste befremden würde, ja unverständlich wäre, gewiß. Bei der Gerte aber und Phoebus sind *flectit* und *vertit* die Leitworte. Durch sie werden die beiden letzten Beispiele zu einem zusammengeschlossen und zugleich das letzte der platonischen Bilder berührt. Faßt man die beiden letzten Bilder als eines, gewinnt der Aufbau die Geschlossenheit und Ausgewogenheit, die wir erwarten und die den anderen Gedichten entspricht. Der Zweifel könnte sich noch daran nähren, daß diese Anklänge nach Spielerei aussehen. Sicher wird hier wie im Spiel auf gemeinsame Zusammenhänge gedeutet. Aber gerade dieses Spiel, das ja in dem Ausdenken immer neuer Formen und Metren seine Parallele hat, zeigt die Überlegenheit des Boethius, und es ist wohl sein Stolz, es in dieser Lage behaupten zu können.

Die Darlegungen über die einzelnen Glücksgüter unterscheiden sich, hatten wir gesagt, von denen im zweiten Buch dadurch, daß diese nicht an sich entwertet werden, sondern in Relation zum wahren Glück gesehen sind. Darin zeigt sich das platonische Anliegen. Die hellenistische Epoche hat die Problematik insofern verschoben, als nicht nach der ἀρετή oder der Idee des Guten gefragt wird, sondern nach der *felicitas*. Aber noch etwas anderes scheint mir bemerkenswert, was einen besonderen Unterschied zu Platon bedingt. Man muß, meine ich, erkennen, daß die Güter nicht allgemein in Hinsicht auf das Glück als Schattenbilder relativiert werden, sondern daß sie darüber hinaus zum persönlichen einmaligen Erlebnis des Boethius in Beziehung gesetzt werden. Ehe nach der Bedeutung dieser Beobachtung und ihren Konsequenzen gefragt wird, muß sie selbst durchsichtig gemacht werden, da sie nicht ohne weiteres selbstverständlich ist.

Wenn der Reichtum, so beginnt die Erörterung darüber, nicht hält, was er verspricht, verlockt er offenbar durch einen falschen Anschein des Glückes. Der Reichtum versprach aber zu bewirken, daß man nichts weiter bedürfe, selbstständig sei und genug habe. Das erreicht er aber deshalb nicht, weil er sogar noch seine besonderen Bedürfnisse mit sich bringt, die den Besitzer nicht zur Ruhe kommen lassen. Dieser Gedanken- gang wird aber nicht wie eben abstrakt entwickelt, sondern die eigene Erfahrung und Erinnerung des Boethius wird angerufen: *primum igitur te ipsum. qui paulo ante divitiis affluebas, interrogo: inter illas abundantissimas opes numquamne animum tuum concepta ex qualibet iniuria confudit anxietas?* Und Boethius bekennt: *atqui, inquam, libero me fuisse animo, quin aliquid semper angerer, reminisci non queo.* In platonischem Gespräch gibt er dann bereitwillig die oben entwickelten Gedanken zu.

Persönliches Erlebnis und Erinnern des Boethius also zeigt, daß der Reichtum nicht zum versprochenen Glücke führt. Daß es auf diese persönliche Erinnerung besonders ankommt, sie das Bestimmende der Form sein soll, darf man über den Befund der Gestaltung hinaus daraus schließen, daß Boethius sicher nicht zu den Menschen gehört, die ihres Reichthums wegen ihren freien Sinn und ihre Unbesorgtheit eingebüßt hätten. Die Sätze oben passen fast nicht zu dem Bilde, daß man sich etwa nach pr. 2, 7 Anfang von Boethius zu machen hat. Umso mehr darf man schließen, daß es ihm hier auf die Form der persönlichen Erinnerung ankommt. Andere Gründe ergänzen dann das persönliche Erlebnis.

Ähnlich gestaltet ist pr. 4. Würden machen nicht, wie versprochen und wie es ein berechtigtes Ziel wäre, ehrwürdig. Auch hier beginnt die Begründung, der sich dann andere Gründe teilweise in Anlehnung an das zweite Buch zugesellen, mit dem persönlichen Erlebnis: *tu quoque num tandem tot periculis adduci potuisti, ut cum Decorato gerere magistratum putares, cum in eo mentem nequissimi scurrae delatorisque respiceres? Non enim possumus ob honores reverentia dignos iudicare, quos ipsis honoribus iudicamus indignos.* In dem persönlichen Erlebnis ist ihm die Erkenntnis, daß Stellung nichts über einen Menschen aussagt, aufgegangen und diese Erinnerung und Besinnung führt ihn zur Erkenntnis der Fragwürdigkeit des allgemein so genannten Glückes und schließlich zu der des wahren.

Daß bei der Erörterung des Ruhmes (pr. 6) die persönliche Beziehung nicht ausdrücklich gegeben wird, erklärt sich wohl von selbst: man darf wohl seine *merita* aufzählen, seine nachweisbaren Verdienste, wie es im ersten Buche geschieht; aber daß jemand von seiner *gloria* spräche, dafür kann man nicht einmal den alten Cato anführen, der *de suis virtutibus*, von aufweisbaren tapferen Taten, spricht, nicht *de sua gloria*. Doch läßt sich wohl nur aus der engen Verbindung zwischen persönlichem Erlebnis und Beweisgang erklären, warum hier nicht allein von der *gloria* gehandelt wird, sondern in engste Verbindung dazu das *futile nobilitatis nomen* gerückt ist, der Adel und der große Name durch diese gesellschaftliche Stellung, den doch eben Boethius aufzuweisen hat. Adel ist vererbter Reichtum und vererbte Tüchtigkeit, sagt Aristoteles in der »Politik« und läßt ihn als eigenen Anspruch auf Herrschaft nicht gelten. Hier wird er merkwürdigerweise, aber echt römisch – hängt doch *nobilitas* mit *notus* zusammen – im Unterschied zum 1. Buche und anderen Behandlungen⁴ mit dem Ruhme zusammen genommen und die Verpflichtung, die er auferlegt, betont. Es ist darum geschehen, weil auch die Be-

⁴ Vgl. etwa das Somnium Scipionis.

handlung der *gloria* auf dem eigenen Erlebnis des Boethius beruht, bei einer gemeinsamen Behandlung von *gloria* und *nobilitas* das Bild des Boethius natürlich vor Augen tritt, aber doch so diskret, daß das eigene Erlebnis des Boethius und seine Erkenntnis in der Belehrung der Philosophie in der objektivsten Form gegeben werden konnte.

Daß von den Genüssen körperlicher Art nicht in persönlicher Erinnerung gesprochen wird, begriffe man ebenso leicht. Aber gerade hier zeigt es sich am deutlichsten, daß es der Philosophie auf persönliches Erlebnis und eigene Lebenserfahrung ankommt. Bei der *honestissima iucunditas*, bei Frau und Kindern, die Boethius in seinem Familienglück für wahres Glück anzusehen geneigt sein könnte, muß die Philosophie selbst an Fragwürdiges erinnern, da Boethius eigenes Erlebnis nicht aufweisen kann: *quarum quam sit mordax quaecumque condicio, neque alias expertum te neque nunc anxium necesse est ammonere*. Ermahnung der Philosophie und das folgende Dichterwort sind hier Ersatz für eigene Erfahrung. Die Ausdrücklichkeit aber, mit der dieser Ersatz gegeben wird, zeigt, wie sehr es in dieser Kapitelreihe auf das Selbsterlebte, die eigene Erinnerung und Erfahrung ankommt.

Schwierigkeiten macht Prosa 5. Hier bei der Erörterung der Macht scheint die persönliche Beziehung zu fehlen. Dieser Schein trägt aber glaube ich, und durchschaut man ihn, so ist wohl eine Konsequenz unvermeidlich, die für die Biographie und die Lage des Boethius von einiger Bedeutung ist. Im zweiten Buche wird über die *dignitates* und die *potentia* zusammen gesprochen. Hier dagegen wird gezeigt, daß *regna* und *regum familiaritates* nicht wahrhaft mächtig machen, also nicht zum wahren Glück führen, das auch diese Eigenschaft haben muß. Schon der Unterschied, daß im zweiten Buche von *potentia*, hier von *regna* die Rede ist, deutet darauf hin, daß hier Erfahrungen der Welt, in der Boethius lebt, gestaltet sind. Freilich mit Mitteln, die zum überlieferten Gut gehören, teilweise dem Material des zweiten Buches entnommen sind und persönliche Anspielungen vermeiden, wohl aber geeignet sind, durch Hinweis auf die Unberechenbarkeit der Geschichte und die Erkenntnis, die selbst ein Tyrann wie Dionys von seiner Macht hatte, an die Gebrechlichkeit alles Irdischen und damit an menschliche Vorsicht und menschliches Mitleiden zu mahnen. Daß vollends unter diesem Kapitel von den *regum familiaritates* die Rede ist, kann bei der Lage des Boethius ebensowenig Zufall sein, wie daß später zum Ruhm der Adel genommen wird. Hatte doch Boethius eben jetzt gespürt, wie wankelhaft Königsgunst ist; das Schicksal Senecas, der gern auf seine Macht verzichtet hätte wie sicher auch Boethius, ist seinem Unglück verwandt. Aber es wird nicht aus-

drücklich auf das Schicksal des Boethius hingewiesen. Sonst herrschte diese Ausdrücklichkeit sogar im Negativen mit Ausnahme der Erörterung der *gloria*, wo ihr Fehlen sich von selbst verstand. Hier versteht sich dieses Fehlen nicht von selbst. Der Schluß liegt nahe und scheint mir unvermeidlich: Boethius wollte durch eine ausdrückliche Erinnerung sein eigenes Schicksal nicht als endgültig hinstellen, er nimmt Rücksicht, läßt offen, gibt durch Hinweis auf mahnende Beispiele der Geschichte anderen Entschlüssen Raum. Mit anderen Worten, er muß in dem Stadium, in dem er das dritte Buch schrieb, noch Hoffnung gehabt, sein Schicksal noch nicht als endgültig angesehen haben. Dies der Schluß aus der Abweichung von dem Charakter dieser Kapitel, die immer ausdrücklich auf die eigene Erinnerung und Erfahrung Bezug nehmen, die Boethius, jenem allgemein als glücklich Gepriesenen, ja im reichsten Maße zur Verfügung stehen.

Sufficientia, reverentia, potentia, celebritas, laetitia: das sind die Eigenschaften des wahren Glückes, nach denen die Menschen auf ihren Irrwegen in einem richtigen dunklen Drange suchen. Damit werden generelle Aussagen über das Wesen des Glückes gemacht, damit aber auch über das Wesen Gottes, da ja, wie im Folgenden entwickelt wird, Gott das Glück ist. Die Philosophie hat heute erkannt, daß es nicht ihres Amtes ist, Aussagen über konkrete Eigenschaften Gottes zu machen. Sie kann bei ihrer Aufgabe der Selbstdurchleuchtung nicht allgemeingültig Aussagen über das Absolute machen, sondern wird bei ihnen immer zeitgebunden bleiben. Umso wichtiger werden uns die Prädikate, die hier dem Glück und Gott zugeteilt werden als Ausdruck der Zeit. Und es ergibt sich die Aufgabe, jene Prädikate in Hinsicht darauf, inwiefern sie Ausdruck dieser Zeit sind, zu untersuchen. Nun, diese Fünfteilung kommt, soweit sich sehen läßt, nur hier vor. Sie scheint somit Frucht des eigenen Nachdenkens des Boethius zu sein. Man muß sich dabei recht klar machen, was diese Bestimmungen des Glückes, wohlgermerkt des wahren Glückes, bedeuten. Selbstgenügen, Achtung, Macht, Gefeiertein, Freude sind seine Züge. Alles andere ist diesen Zügen untergeordnet. Es fehlt völlig das Glück der Hingabe. Damit das Glück der Frau in einem spezifischen Sinne. Oder soll man sich ihr Streben nach Glück auch so vorstellen, daß es auf Macht, Selbstgenügen, Ruhm usw. geht? – Es ist ein Glück, das voller Aktivität ist, mächtig ist, herrscht. Das Glück des Inders wäre ihm diametral entgegengesetzt. – Es ist ein Glück in der Gemeinschaft und abhängig von der Gemeinschaft. Denn allein in der Gemeinschaft kann sinnvoll von *celebritas* gesprochen werden. Die Selbstvervollkommnung um ihrer selbst willen würde kein Glück sein. – Dabei ist es das Glück der

in der Gemeinschaft unabhängigen Persönlichkeit, des Selbstgenügens. Ein Glück in Dienstbarkeit und in Abhängigkeit von einem anderen wäre diesem Denken fremd. – Daß schließlich Achtung und damit Sichwahren und Abstand als fünfte Eigenschaft dieses Glück voll machen, erklärt, daß, wie schon gesagt wurde, die Frau von dieser Form des Glückes weitgehend ausgeschlossen ist. – Mit anderen Worten: es ist ein Glück, das geformt ist von dem Erlebnis des Glücksgefühles, das die römische *virtus* gewährt. Sie ist es, eine Sache in und aus der Gemeinschaft, das Glück der tätigen, unabhängigen, lebensfreudigen und lebensmächtigen Persönlichkeit, die als Erlebnis und Erfahrung hinter dieser Bestimmung des wahren Glückes steht. Daher ist die Frau so wenig berücksichtigt, daher kommt auch die Wertung von Ehe und Familie als *iucunditas*. Damit ist auch weiteres gegeben. Die römische *virtus* sieht auf Dauer und Beständigkeit. Für sie gibt es nicht etwa das Glück des schönen Augenblicks, um dessentwillen Opfer gebracht werden. Die genaue Gegenposition, um einmal diesen Fall zu konstruieren, würde derjenige einnehmen, der im Genuß einer Schönheit, die sich im Augenblick offenbart, das höchste Glück sehen würde. Indem man sich diese Gegenposition bewußt macht, tritt der höchst merkwürdige Umstand sinnfällig vor Augen, daß bei dieser Bestimmung des Glückes von der Schönheit nicht gesprochen wird. Das ist ebenfalls typisch für den Römer, für den Schönheit meist nur schöner äußerer Schein, Unwesentliches im Gegensatz zum Wesentlichen ist, *species*. Anders für den Griechen, bei dem das Καλόν eine so große Rolle spielt, anders für Platon, den Patron dieses Buches, der im Symposium etwa den ἔρως zur Idee beginnen läßt mit der Liebe zu einem schönen Körper, anders auch für die Protreptikoi, deren Ordnung WEINBERGER in seiner Ausgabe⁵ folgendermaßen umschreibt: *de sollemni Protrepiticorum ordine, quo neque ob divitias neque ob nobilitatem neque ob pulchritudinem artium studium spernandum esse ostenditur*.

Kehren wir von dieser Besinnung zum Text zurück, so ergeben sich jetzt einige weitere Schlüsse. Schon die Besinnung auf das eigentümlich Römische dieser Ausführungen und die Entgegenstellung der Ordnung der Protreptikoi zeigt, daß es unmöglich ist, einen Protreptikos als Vorlage dieser Zusammenhänge anzunehmen. Damit wird KLINGNERS Resultat von anderer Seite her gestützt. Daher aber erklärt sich auch, wie mir scheint, die Funktion und der Aufbau von Prosa 3, 8. KLINGNER sieht ihre Funktion darin, daß sich der Leser noch einmal an einer Zusammenfassung voll rhetorischen Schmucks erfreuen und sich sammeln soll, ehe dann der Aufschwung zum Schlusse des dritten Buches mit dem

⁵ S. 32 nach HARTLICH

großen Hymnus beginnt. Es würde, wie er schreibt, nicht widersprechen, wenn man sich, da man Anklänge an den Protrephtikos des Aristoteles findet, nicht allein mit dieser Funktion zufrieden gäbe und in diesem einen Kapitel den Einfluß von Protrephtici annehmen würde. Im übrigen erinnere es in seiner Art mehr an das zweite als an das dritte Buch. Vielleicht läßt sich seine Funktion nach den oben angestellten Erwägungen noch präzisieren. Zusammenfassend wird am Anfang festgestellt, daß all die geschilderten Wege zum Glück Abwege sind, und aufs knappste angefügt, mit welchen Übeln sie behaftet sind. Es ist ein Ton, auf den diese Zusammenfassung abgestimmt ist: all diese Dinge können das Glück nicht geben, weil sie in Abhängigkeit führen, in Abhängigkeit von zeitlichen *aliena* (pr. 9) sei es von Menschen, denen man etwas raubt, die man anbettelt oder fürchtet, sei es von Sachen, denen man verfällt, sei es vom eigenen Körper. Das ist keine Entwertung an sich – dann wäre es dasselbe wie im zweiten Buch –, sondern in Hinsicht auf das Glück – dadurch wird es zur passenden Zusammenfassung hier im Zusammenhang des dritten Buches –, auf ein Glück, das in erster Linie geformt ist von dem Glück der selbständigen freien Persönlichkeit. Dann aber kommt etwas Neues, die *bona corporis*, die der Leiblichkeit des Menschen eigenen Güter, die ein erhöhtes Lebensgefühl, auch eine Art Glück geben können: Massigkeit, Kraft, Schnelligkeit und vor allem Schönheit! Mit einer geringschätzig abtuenden Gebärde, eingeleitet mit dem für diesen Ton zur Verfügung stehenden *iam vero*, werden diese Güter als für das Glück gar nicht in Frage kommend entwertet. Alles das ist ja nichts im Vergleich mit anderen Lebewesen und vor allem gebrechlich, flüchtig, vergänglicher als der Frühlingsblumen Welken! *Sed aestimate quam vultis nimio corporis bona, dum sciatur hoc, quodcumque miramini, triduanæ febris igniculo posse dissolvi*. Der auf Dauer, ja Ewigkeit gerichtete Sinn des Römers setzt sich hier mit Dingen auseinander und schiebt sie mit dem Argument der Hinfälligkeit beiseite, der Hinfälligkeit des Momentanen, die im Griechischen eine ganz andere Rolle gespielt haben. Dieser Nachtrag zur Zusammenfassung ist die Auseinandersetzung des Römers mit Problemen der Wirklichkeit, mit denen die Griechen in ihren Protrephtikoi ganz anders gerungen hatten. Daher ist das die einzige Stelle, wo Berührung mit der Gattung der Protrephtikoi nachgewiesen werden kann.

Die Erkenntnis des wahren Glückes, das diese römischen Züge trägt, beginnt mit der Einsicht, daß das Streben der Menschen dunkel tastend, nur von einem richtigen Trieb zum Wahren bewegt in die Irre geht, wenn es das Glück in den Gütern der außer ihm befindlichen Wirklichkeit sucht. Diese Einsicht ist gewonnen durch Erinnerung, ist Erinnerung.

So weit könnte man wohl den Gedankengang platonisch heißen. Die Form der Erinnerung aber zeigt einen wesentlichen Unterschied zu Platon, und so läßt uns die Erkenntnis der Form der fünf Kapitel die typisch römische Form des Platonismus bei Boethius, wie ich meine, erkennen.

Bei Platon ist die ἀνάμνησις die Erinnerung der Seele an die reinen Formen der Ideen, die sie in einem Leben vor der Geburt geschaut hat. Die Erinnerung an diese wirklichen Dinge, die die Umkehr des Blickes zu fassen bekommt, kann durch Fragen wie im »Menon«, aber auch durch bestimmte Wissenschaften wie im »Staat« geweckt werden. Bei jedem muß daher durch dieselbe Methode das Ziel der wahren Erkenntnis erreicht werden. Bei Boethius wird die Erinnerung nicht durch eine von außen kommende entbindende Frage – der platonisierende Dialog ist hier ein Scheindialog – oder eine Methode geweckt, und sie ist nicht Erinnerung an ewig gültige Formen, von denen die Wirklichkeit nur ein Abbild ist, die der gewöhnlichste der Sterblichen, war er dort, in derselben Weise sehen muß wie der Pamphylier Er, sondern es ist die Erinnerung des einen römischen Senators Boethius, sein Erlebnis des Reichtums, seines Adels, seiner Familie, sein Erlebnis mit Decoratus, sein Erlebnis der Freundschaft mit dem König und seines Sturzes, die in all diesem und seinem Streben Irrwege erkannt hat, damit aber in der Erinnerung die Umkehr des Blickes zu den wahren Werten und dem wahren Glück ermöglicht. Diese Erinnerung ist Besinnung, sie bedarf keines zweiten Lebens, sie ist das sich selbst prüfende einmalige Leben selber, das aus sich heraus in der Besinnung die Erkenntnis des wahren Glückes findet. Die von Platon übernommene Vorstellung von der ἀνάμνησις ist hier nicht die Erinnerung an ein An-Sich, sondern Erkenntnis, die aus einmaliger Situation und persönlicher Erfahrung gewonnen zum Allgemeinen führt.

Das Verfahren, mit dem hier die platonische ἀνάμνησις als Funktion des Lebens verstanden wird und durch das damit die Persönlichkeit als Einmaliges und Besonderes anders zu ihrem Rechte kommt, hat Verwandtschaft mit der ciceronischen Form des Platonismus, wie er sie in seinem Werke über den Staat bekennt. Wir sind deshalb befugt, in beiden eine spezifische römische Ausprägung des Platonismus zu erkennen. Dort bei Cicero wurde das Wirken der platonischen Idee des Staates, der Gerechtigkeit, in der Geschichte des einen konkreten römischen Staates gezeigt und damit das Leben in seiner ganzen Fülle Grundlage dieser Idee, hier wird das einmalige Leben der Persönlichkeit in seiner Ganzheit in einer Krise in der Besinnung zur Erkenntnis geführt und damit die Erinnerung an das Leben gebunden.

Das scheint eine eigenartige Leistung des Boethius zu sein, der wie Cicero Platon römisch umdeutet. Man muß nach den Bedingungen dieser Leistung fragen. Die Neuplatoniker und der augustinische Platonismus sind die Patrone, die ihren Einfluß sonst im dritten Buche des Boethius besonders spüren lassen. Aber die Neuplatoniker sehen mehr auf das Eine, Göttliche, weniger auf das Erlebnis des einzelnen, als daß sie bei diesem Gedanken und dieser Formung der Erinnerung des Boethius Pate gestanden haben könnten. Bei ihnen ist die Erinnerung, weil der Zeit angehörig, von der wahren zeitlosen Erkenntnis getrennt. Aber man denkt natürlich sofort an die Konfessionen Augustins, die ja mit unerhörter Offenheit eine solche Besinnung geben und im 10. Buch⁶ eine berühmte Analyse der *memoria* vorlegen, des Gedächtnisses. Boethius hat in einer solchen Erinnerung wie der der Konfessionen Augustins die Quelle der Erkenntnis gesehen und hat in dieser persönlichen Besinnung, die auf der von Augustin gepriesenen *memoria* beruht, Platons Lehre von der ἀνάμνησις erkannt und sie damit gleichgesetzt. Damit hat er einen bedeutenden Schritt in der Erfassung des Individuums vorwärts getan und dabei als Platoniker das platonische Anliegen der festen Wahrheit, die nur durch eine Umwendung des Blickes zu erreichen ist, nicht fahren lassen.

⁶ Vgl. vor allem 10,10.

BEMERKUNGEN ZUM TEXT DER CONSOLATIO PHILOSOPHIAE DES BOETHIUS

Meine Übersetzung der *consolatio* für den Verlag Dieterich legte mir die Pflicht auf, mich mit dem Text der *consolatio* zu beschäftigen, um an Hand der neuen Ausgabe von WEINBERGER (CSEL Wien 1934), der – allzusehr den Lösungen von Engelbrecht verfallen – an einer ganzen Reihe von Stellen falsch oder zu zaghaft entschieden hat, meinen Text zu machen. Natürlich ist jetzt von seiner Ausgabe auszugehen und insofern bin auch ich ihr dankbar verpflichtet. Im folgenden werden eine Reihe Textprobleme behandelt, deren Aufdeckung und Lösung für das Gesicht des Archetypus von Wichtigkeit sind.

Daß alle unsere zahlreichen Handschriften auf einem Archetypus beruhen, ist bekannt (vgl. WEINBERGER, praef. XXII sq.).

Ein sicherer Beweis dafür ist die Umstellung einer Anzahl Zeilen, die sich in allen Handschriften findet, mag sie nun im Majuskel- oder im Minuskelarchetypus entstanden sein (vgl. über die beiden Archetypi WEINBERGER XXIII). Sie ist von LANGEN (Symb. phil. Bonn. 266) entdeckt worden. Da sie WEINBERGER nicht in den Text setzt, soll ganz kurz auf ein mögliches Für und Wider eingegangen werden.

90,19 (zitiert wird nach Seiten- und Zeilenzahl WEINBERGERS) wird im Zuge des Gedankens, daß die Bösen unglücklich sind, und zwar diejenigen noch unglücklicher, die ohne Strafe bleiben, die Behauptung aufgestellt, daß derjenige, der in seinem Unglück nichts Gutes hat, unglücklicher ist als der, dessen Unglück durch Teilnahme am Guten erleichtert wird. Z. 25 ff. wird daraus folgender Schluß gezogen: *habent igitur improbi, cum puniuntur quidem, boni aliquid adnexum, poenam ipsam scilicet, quae ratione iustitiae bona est, idemque cum supplicio carent, inest eis aliquid ulterius, mali ipsa impunitas, quam iniquitatis merito malum esse confessus es. – Negare non possum. – Multo igitur infeliciores improbi sunt iniusta impunitate donati quam iusta ultione puniti*. Darauf folgt – 91, 5–9 – mit *sed* angeknüpft, die Darlegung, daß Bestrafung gerecht, Strafflosigkeit ungerecht, was aber gerecht, auch gut, was ungerecht, schlecht sei. Es wäre denkbar, daß Boethius die Voraussetzungen des Beweises auf diese

Weise nachholte, nachdem er erst das Beweisziel möglichst rasch vorge-tragen hätte. Darauf kann führen, daß in dem ersten *igitur*-Gefüge (90, 25ff.) der Gedankengang 91, 5 ff. vorausgenommen wird (*quae ratione iustitiae bona est – quam iniquitatis merito malum esse confessus es*). Das würde eine schwere Wiederholung, wie sie sonst bei Boethius nicht üblich ist, bedeuten, wenn man 90, 25–91, 5 hinter 91, 5–10 setzt. Man muß es trotzdem tun: *confessus es* (91, 3) setzt *liquere respondi* (91, 9) voraus. Vor allem aber ist das Folgende (91, 9 ff.) mit seiner Verwunderung über den überraschenden Schluß und der erstaunten Frage, ob denn die Philosophie gar keine Strafe nach dem Tode übrigließe, nur möglich nach dem Schlusse 91, 4 f.: *multo igitur infeliciores improbi sunt iniusta impunitate donati quam iusta ultione puniti*. Da ist die überraschende Folgerung, da die scheinbare Behauptung, daß die Bösen straflos ausgehen könnten. Nach der Umstellung kommt auch das *igitur* (90, 25) in seiner folgernden Bedeutung zu Ehren. Dies ist freilich nur ein Zusatzargument, weil Boethius *igitur* häufig in der Bedeutung »nun« verwendet, um ein neues Faktum, nicht eine Folgerung einzuführen (vgl. z. B. 75, 17).

100, 8ff. Die Stelle ist ein weiterer Beweis für einen gemeinsamen Archetypus. Die Verderbnisse sind allen Handschriften gemein, ihre Heilung muß aber wohl auf anderem Wege versucht werden, als es WEINBERGER tut. Das Schicksal spielt, so geht der Gedankengang, den Guten oft übel mit. Dafür hat aber die Vorsehung ihre, wenn auch den Menschen nicht immer durchsichtigen Gründe. In der Aufzählung einzelner herausgegriffener Fälle heißt es: *aliis mixta quaedam pro animorum qualitate distribuit, quosdam . . . remordet, ne longa felicitate luxurient, alios duris ›sinit› agitari, ut virtutes animi patientiae usu atque exercitatione confirment*. WEINBERGER nimmt vor *remordet* eine Lücke an, weil in V unter der Zeile eine Glosse *rerum* steht, die WEINBERGER zu *rerum mutatione* ergänzt. Diese Worte, glaubt er, seien im Text ausgefallen. Dazu ist zu sagen, daß eine Glosse ihrer Absicht nach immer etwas bringt, was nicht im Text steht. Hier kann sehr wohl der Glossator *remordet* mit einem breiten Ausdruck umschrieben haben. Scheint doch auch die Umschreibung des PLANUDES – ἀηδοῦς συγχωρεῖ πειραθῆναι –, bei der BASES Korruptel des *remordet* erwägt, zu zeigen, wie schwierig der sehr prägnante Ausdruck *remordet* wiederzugeben war. Man meint, *remordet* bedürfe eines ergänzenden Ablativs des Mittels und wäre ohne ihn nicht verständlich. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Das bloße *remordet* ist in der Bedeutung von »immer wieder beißen«, »quälen« sogar das Übliche: Lucr. 3, 840: *praeteritisque admissa annis peccata remordent*. Verg. A. 1, 261: *quando te cura remordet*. Liv. 8, 4 *libertatis desiderium remordet animos*. Juv. 2, 34 *vitia*

ultima castigata remordent. Anth. Lat. 449: *vince mero curas, et, quidquid forte remordet, comprime.* Daß hier die Vorsehung Subjekt ist, macht nichts für die Bedeutung des Wortes aus. Es liegt also gar kein Grund vor, entgegen der üblichen Verwendung einen nichtssagenden Ablativ einzufügen. – Schwieriger liegt die Sache bei 100, 10: *alios duris . . . agitari.* Die Worte lassen sich nicht konstruieren, die gemeinsame Korruptel liegt auf der Hand. Da V als Glosse *permittit* gibt, hat es die Korruptel erkannt und suo Marte verbessert. RAND schlägt statt dessen *sinit* als zu ergänzendes Hauptverb vor, und WEINBERGER schließt sich an. Beide können darauf hinweisen, daß einige Zeilen früher (100, 4) derselbe Ausdruck verwendet worden ist: *ut ne corporeis quidem morbis agitari sinat.* Aber eine Wiederholung in so kurzem Abstand ist auch bei Boethius ganz ungewöhnlich, wenn er sich auch sonst nicht vor Wiederholung scheut. Zumal in diesem Abschnitt, wo auf *variatio* offenbar der größte Wert gelegt ist: 99, 28 *parcit.* 100, 1 *laborare patiat.* 100, 3 *hunc contingi nefas iudicat.* 100, 4 *agitari sinat.* 100, 7 *fit, ut deferatur, ut retundatur improbitas.* 100, 8 *mixta distribuit.* 100, 10 *remordet.* 100, 10 *alios duris . . . agitari* (?). 100, 13 *in experimentum tristibus ducit.* Diese Fülle verschiedener Verben, wo sich nichts wiederholt, läßt es nicht geraten erscheinen, durch Konjekturen eine Wiederholung einzuführen. Und noch etwas anderes scheint mir entscheidend gegen diese und verwandte Lösungen zu sprechen. Wir sind an dieser Stelle nicht mehr im Bereich der negativen und unpersönlichen Ausdrücke, die bis 100, 8 herrschen. Die Vorsehung wird hier aktiv vorgeführt, sie verteilt, sie stellt auf die Probe und sie hat ihre Absichten dabei (vgl. die Finalsätze 100, 8. 10. 11). Ich meine, ein blosses *sinit*, das selbst das *vult* KLUSMANNS nicht zu bessern vermag, entspricht nicht dem Zusammenhang, fügt sich nicht zu dem Finalsatz, überhaupt der Umgebung, zerstört das offenkundige Streben nach Abwechslung im Ausdruck, und wage es, statt *agitari* die Verbesserung *agitat* vorzuschlagen. ENGELBRECHT^I (Die Consolatio philosophiae des Boethius, Sitz.-Ber. d. Wiener Akad. Philos. hist. Cl. CXLIV, 1902, 190 ff.) erwähnt, daß man wohl *agitari* auch in *agitat* änderte, ohne anzugeben, wer es getan hat. Der es getan hat, hat unbedingt recht.

92, 26. Geht an dieser Stelle die Abteilung, die WEINBERGER gibt, auf die Handschriften zurück (was sich aus der Ausgabe von WEINBERGER nicht feststellen läßt), so handelt es sich auch hier um eine gemeinsame Korruptel aller Handschriften. Sonst will das Folgende nur eine Korrektur der üblich gewordenen Abteilung sein. Die Philosophie legt dar, daß Gutes- und Bösestun seinen Lohn in sich selbst trage. Die das nicht wahr haben wollen, haben keine Organe, wie der Blinde, der vergessend, daß

er einmal ein Gesicht gehabt hat, glaubt, ihm fehle nichts mehr zur menschlichen Vollkommenheit. 92, 14 taucht, eingeleitet durch *nam*, ein neues Thema auf: die Übel tun, sind schlimmer als die es leiden. Boethius fragt überrascht und begierig: *vellem has ipsas audire rationes* (92, 17). Er weiß also nichts von dem ganzen Problemkreis und gibt das ganz deutlich zu erkennen. In volkstümlicher Weise legt ihm die Philosophie darauf im Gespräch die Gründe klar, ohne aus Boethius' Zugeständnissen die letzte Folgerung (25 f. ist eine vorläufige, subjektive) zu ziehen. Man gibt die Folgerung aus dem ganzen Komplex *hac igitur aliisque causi ea radice nitentibus, quod turpitudine suapte natura miseros faciat, apparet inlatam cuilibet iniuriam non accipientis, sed inferentis esse miseriam* dem Boethius. Sie muß der Philosophie gehören. Sie erst enthält die Erfüllung ihrer Antwort, um die sie Boethius bat; die souveräne Art, mit der hier auf andere Gründe und ihre Eigenart hingedeutet wird, paßt nur in den Mund der Philosophie, nicht des Boethius, der eben noch ganz ratlos war. Überhaupt ist es ein Kennzeichen dieses Teiles, daß Boethius noch nicht sehr aktiv hervortritt. Anders wird es dann im fünften Buche sein. Schließlich gehört die Folgerung eng zusammen mit den Worten, mit denen die Philosophie fortfährt: *atqui nunc* leitet gleichsam die zweite Hälfte eines Zwar-Aber-Gefüges ein, und man darf es nicht auseinanderreißen. Auch der neue Absatz bei WEINBERGER ist zu tilgen. Zu lernen haben wir, daß Boethius das *ait* relativ spät in einem zusammengehörigen Satzkomplex setzen kann.

ENGELBRECHT 51 ff. hat weitere Eigentümlichkeiten des Archetypus zusammengestellt, Korruptelen geringerer und zufälliger Art. Am klarsten tritt aber die Tatsache, daß unsere Handschriften auf ein Exemplar mit allen Willkürlichkeiten eines Einzelexemplars zurückgehen, an einer Reihe teilweise noch nicht bemerkter Interpolationen zutage. Ihr Charakter läßt, wie sich zeigen wird, den Schluß zu, daß wir es nicht mit den Korruptelen einer antiken Ausgabe zu tun haben, sondern mit den Zufälligkeiten eines Einzelexemplars rechnen müssen.

F. KLINGNER, der in der neuen Zeit so hochverdiente Erklärer der *consolatio*, hat in seiner Rezension der Ausgabe WEINBERGERS¹ mit Recht und neuen Gründen die Unechtheit des Wortes *causa* (46, 15) verfochten. *Notior* muß sich auf *fortuna* beziehen. Und ebenso sicher ist es nach seinem Beweise, daß 43, 25 *nihil* zu streichen ist, das den ganzen Sinn der Stelle verdirbt. Und zwar möchte ich *nihil* allein für interpoliert halten, da Planudes, der Übersetzer des 13. Jahrhunderts, dem, wie sich zeigen wird, sehr gutes Quellenmaterial zur Verfügung gestanden hat,

¹ Gnomon 16 (1940), 26–32.

fallax illa gelesen hat, wie sich aus seiner Übersetzung ἡ κατεσχηματισμένη ἐξελὶν ergibt.

Zu den beiden Stellen kommen noch die folgenden und machen die Annahme unberechtigter Eindringlinge noch sicherer.

28,16. Die Philosophie tröstet Boethius in seinem Unglück, indem sie zurechtweisend zeigt, wieviel Gutes ihm noch geblieben ist. *Vivit uxor, ingenio modesta, pudicitia pudore praecellens et, ut omnes eius dotes breviter includam, patri similis.* Mit Recht hat immer das Nebeneinander von *pudicitia* und *pudore* Anstoß erregt. Ein zweigliedriges Asyndeton, wie man es zum Vergleich etwa in 88, 26 anführen könnte, wo es im Gedicht heißt: *et nihil manet integrum voce corpore perditis*, ist doch insofern anders, als die Begriffe in einem gewissen Gegensatz stehen und an altlateinische Zusammenstellungen wie *fas nefas* erinnern. Überhaupt, glaube ich, ist das zweigliedrige Asyndeton in einem Prosastück bei Boethius unmöglich². Während nun Boethius sonst eine ausgesprochene Vorliebe für zweigliedrige Ausdrücke von Synonymen hat, die mit *et* verbunden sind – vgl. die umfangreiche Sammlung bei ENGELBRECHT 14 –, hat er nur vier unverbundene, und zwar – er hat sie offenbar als etwas Besonderes empfunden – nur in den Gedichten³: 25, 20 *trepidus gemens sese credit egentem*. 60, 10 *opes honores ambient*. 76, 26 *silvas currere mobiles, amnes stare coegerat*. 88, 19 *voce corpore perditis*. Häufig ist dagegen in der Prosa das Dreigliedrige. Es scheint also sicher, daß der Text so nicht von Boethius stammt. Man könnte nun daran denken, das Asyndeton durch Einfügung einer Kopula zu beseitigen. Aber auch eine Einfügung von *et* (KLUSSMANN) oder *ac* (ENGELBRECHT) rettet nicht alles: die beiden Begriffe sind zu nahe – und zwar so, daß das eine das andere umfaßt – verwandt, sogar bis zur Ableitung aus derselben Wurzel, als daß sie sich vertragen könnten, zumal wenn wie hier das Gewöhnlichere auf das Besondere folgt. Eine Änderung wie die von PEIPER *pudicitiae flore* ist ein Verzweiflungssprung und mutet dem Boethius eine blumige Ausdrucksweise zu, die ihm fremd ist. Die hier und im folgenden begründete Tatsache, daß man mit Interpolationen bei Boethius rechnen muß, läßt die Überzeugung begründet erscheinen, daß Spir. BASES 'Αθηνῶν IV 1892, 341 ff. mit der Tilgung von *pudore* recht hat. Nur der Mangel an Parallelstellen wird WEINBERGER diesen Vorschlag aus Vorsicht nicht haben in den Text setzen lassen.

² Über das zweigliedrige Asyndeton und sein Seltnerwerden in späterer Zeit vgl. HOFMANN, Syntax 846.

³ 65, 4 erweist sich – wenn man einmal auf dieses Faktum aufmerksam geworden ist – BASES' konjiziertes *et* als töricht: *fragilis* gehört zu *boni*. Und 92, 27 wird aus diesem Grunde die Lesart des Paris. 15090 *aliisque* – ihr folgt auch WEINBERGER – richtig sein.

Durch die Streichung wird die Stelle formal in Ordnung gebracht und kommt nur durch sie zu ihrer sicher beabsichtigten Ausgewogenheit.

83, 15. Allein die Guten sind mächtig, die Bösen verfehlen ihr von der Natur gesetztes Ziel; Böse und Gute verhalten sich wie ein Mensch, der auf seinen Füßen, wie es natürlich ist, vorwärtsschreitet, zu einem anderen, dem die Füße diesen Dienst nicht leisten und der deshalb auf den Händen läuft. Und zwar fehlt den Bösen das Organ für dasjenige, was überhaupt erst zum Ziel des Lebens führt, während die Guten gerade darin hervorragten. *Sicut enim eum, qui pedibus incedens* – so wird der Gedanke, in einem Vergleich das Frühere fortsetzend, weitergeführt – *ad eum locum usque pervenire potuisset, quo nihil ulterius pervium iaceret incessui, ambulandi potentissimum esse censes, ita eum, qui expetendorum finem, quo nihil ultra est, apprehendit, potentissimum necesse est iudices. Ex quo fit, quod huic obiacet, ut idem scelesti, idem viribus omnibus videantur esse deserti.* Der letzte Satz überrascht. Jetzt wird aus dem Beweengang dem Worte nach eine doppelte Folgerung gezogen, nämlich daß dieselben Leute Verbrecherische d. h. nach dem Sprachgebrauch des Boethius nur soviel wie Böse, und zugleich von allen Kräften Verlassene zu sein scheinen, während doch nur geschlossen werden soll, daß die Bösen schwach sind, und diese Folgerung allein betont werden darf. Daß sie dagegen Böse sind, ist doch deshalb selbstverständlich und unnütz zu betonen, weil die *scelesti* immer Subjekt des Gedankenganges waren (vgl. z. B. oben Z. 6). Durch die Doppelheit des *idem* würde der Satz ferner eines klaren Subjektes beraubt, da *scelesti* dann unweigerlich als Prädikatsnomen parallel zu *deserti* aufgefaßt werden müßte. Das bisweilen vorkommende doppelte *idem*, das zwei scheinbar schwer vereinbare Dinge mit Erstaunen verbunden sieht – *tuus idem et idem noster* oder *idem maestitiam reprehendit, idem iocum* (Cic.) –, will hier offenbar fehl am Platze scheinen. Prüft man in dem ausgezeichneten Hilfsmittel, der Konkordanz von Lane COOPER, den Sprachgebrauch des Boethius, wird der Verdacht, daß Boethius so nicht geschrieben haben könne, zur Gewißheit. Man kann davon sprechen, daß der Gebrauch von *idem* eine Lieblingswendung des Boethius ist, um auszudrücken, daß eine Aussage begrifflich eng mit dem, worüber ausgesagt wird, zusammengehört. Bisweilen hat es eine Nuance, die in der Richtung des deutschen »gleichwohl« liegt (vgl. Z. 26 derselben Seite und etwa 34, 28). Es wäre mehr als sonderbar, wenn Boethius, während er in allen anderen so zahlreichen Fällen einfaches *idem* setzt, hier einzig an unserer doppeltes *idem* verwendete und noch dazu in einer Weise, die den Sinn stört. Also: das erste *idem* ist zu streichen. Die Folgerung besagt: wie der Gute der Mächtigste, so sind die

Ruchlosen (Bösen) zugleich – d. h. es ist in ihrem Wesen begründet und man erwartet es eigentlich nicht, da man unter *scelesti* sich Leute vorstellt, die etwas durchsetzen können – von allen Kräften verlassen. Die Entstehung dieser Dittographie kann ich mir nur mechanisch denken. In einem antiken Exemplar wird *idem* außerhalb des Textes gestanden haben, und der Archetypus der Handschriften hat es an zwei Stellen in den Text genommen. Derselbe Vorgang – und so stützt eine Stelle die andere – läßt sich nämlich an einer anderen Stelle beobachten:

105, 2. Genau wie *idem* wird ein *vel* einer Aufzählung über der Zeile gestanden haben und an zwei Stellen eingedrungen sein. Denn das *vel* vor *sunt* ist zweifellos zuviel. Es genügt in diesem Falle, den falschen Text herzusetzen: *ex his enim, ait, quae concessa sunt, evenit eorum quidem, qui vel sunt vel in possessione vel in provectu vel in adeptione virtutis, omnem, quaecumque sit, bonam, in improbitate vero manentibus omnem pessimam esse fortunam.* Anders, aber meiner Ansicht nach nicht überzeugend, ENGELBRECHT 23.

12, 6. Zweifelhaft dagegen scheint mir, ob man – wie PEIPER – 12, 6 von den zwei überlieferten *tamen* das zweite streichen soll: *praesentem tamen sententia, confessum tamen convictumve punisset.* So in TLV. Ich möchte denken, auf eigene Faust, wodurch ihre enge Zusammengehörigkeit besonders betont würde. Ich halte eine Streichung deshalb für nicht verantwortbar, weil das zweite *tamen* nachvollziehbar ist, dem *praesentem* einen neuen Punkt – zwifach gegliedert – entgegengesetzt und in den Stil der Anaphern paßt, die das Satzgefüge einleiten.

24, 10. *ascende si placet, sed ea lege, ne, uti cum ludicri mei ratio poscet, descendere iniuriam putes.* So die Worte der Fortuna, mit denen die Philosophie den Boethius auf die Anmaßung hinweist, die darin liegt, dem Schicksal Vorschriften machen zu wollen. ENGELBRECHT² (WSt. XXXIX 154 ff.) greift eine Beobachtung LÖFSTEDTS (Beiträge 33) auf, der zeigt, daß im späten Latein pleonastische Zeitkonjunktionen aufkommen, und erklärt *ut cum* an unserer Stelle als eine solche pleonastische Konjunktion. WEINBERGER folgt ihm darin. Aber Boethius ist für Spätlatein – abgesehen von weniger greifbaren Dingen wie etwa Modusgebrauch, der die Rede färbt, ohne daß man durch überraschende Form aufmerksam würde – eine denkbar schlechte Fundgrube. LÖFSTEDT hat mit Mühe und Not an der zitierten Stelle seiner Dissertation ein Beispiel für *ut cum* und zwar in der an unserer Stelle unbrauchbaren Bedeutung ›als‹ beigebracht⁴. Es wäre ferner das einzige Beispiel einer pleonastischen Konjunktion, die

⁴ Vgl. auch STANGL, PhW 1917, 970 und E. LÖFSTEDT, Vermischte Studien zur lateinischen Sprachkunde und Syntax, Lund 1936, 59.

Boethius verwendete. *Ut cum* ist also im nötigen iterativen Sinne unbelegt und als pleonastische Konjunktion für Boethius unmöglich. Das heißt, der Text ist nicht in Ordnung. Die Heilung ist leicht: *cum* ist zu streichen. Es ist eine Glosse, die ein schwieriges *ut* des Vergleiches iterativ erklärte und dann in den Text gedrungen ist. Denn die Richtigkeit unserer Ansicht wird dadurch bestätigt, daß bei der Wahl zwischen einem iterativen *ut cum* und einem vergleichenden *ut* das letztere zweifellos den Vorzug verdient. »Wie es der Verlauf, Gang und Sinn des Spieles fordern wird, so muß er herabsteigen, wenn er beansprucht emporzusteigen.« Man sieht, daß die Interpretation als iteratives *cum* eine Verwässerung bedeutet. Der Paris. 15090, der schon einmal als einziger das Richtige bewahrt hat (Anm. 3), läßt *cum* weg. Sollte ihm eine andere Art der Überlieferung als unsere Handschriften zur Verfügung gestanden haben? Wenn *cum* im Majuskularchetypus (s. u. 143) als Glosse gegeben war, im Minuskularchetypus (s. u. 143) in den Text drang, so müßte der Parisinus auf Quellen zurückgehen, die vor dem Minuskularchetypus liegen, wahrscheinlich auf den Majuskularchetypus. Das läßt sich ja mit Wahrscheinlichkeit auch von PLANUDES aussagen (s. S. 137, 151 und 152). WEINBERGER XX scheint keine genaue Kenntnis von dem Kodex zu haben, ihn aber nicht für unwichtig zu halten (*alicuius momenti esse videtur*). Ein drittes Zeichen für die Güte des Parisinus 15090 ist ferner die Tatsache, daß er 76, 5 das richtige und notwendige *altero* allein bewahrt hat (s. auch ENGELBRECHT, *Philologus* 1892, 483 und 1893, 381). Hält man wie wir nur *ut* für geeignet, das, was Boethius will, auszudrücken, nämlich die enge funktionelle Abhängigkeit des Menschen vom Spiel des Schicksals, so paßt die Streichung des *cum* ganz in die Vorstellung vom Archetypus, die wir uns gemacht haben. Wie sehr man sich drehen müßte, um die Überlieferung ohne die Annahme einer unmöglichen pleonastischen Konjunktion zu verstehen, zeigt der von ihm selbst zurückgenommene Versuch ENGELBRECHTS¹ 34.

Drei Gründe scheinen für das Einfügen der *delenda* verantwortlich zu sein. Einmal der philosophische Sinn eines Mannes, der Randnotizen ohne allzu großes Verständnis macht. So glaubt er an einer Stelle durch *nihil* dem Sinn eine ganz andere Wendung geben zu müssen, weil sonst immer die Fortuna als trügerisch und schädlich hingestellt wird, an einer anderen glaubt er am Rande das richtige Subjekt vermerken zu sollen, ohne aber den Sinn zu verstehen. Zweitens werden ungewöhnliche Worte und ihre Verwendung glossiert (*pudicitia*, *ut*), drittens sind Worte auf mechanische Weise doppelt in den Text gedrungen. Den Mann, der philosophische Glossen macht, glaube ich für einen Einschub größeren Um-

fanges verantwortlich machen zu können, der fremd im Zusammenhange steht und für den Boethius nicht als Urheber in Anspruch genommen werden kann.

68, 13. Die einzelnen Werte wie Genügen und Macht, Achtung, Ruhm, Genuß machen nicht wie Glieder einer Addition zusammen das Glück oder das Gute aus, sondern sie stehen zum Guten in Beziehung (67, 29), sie werden erstrebt, weil sie gut sind. *Quo fit, uti summa, cardo atque causa expetendorum omnium bonitas esse iure credatur*. Alles wird des Guten wegen erstrebt, nicht um seiner selbst willen. *Sed propter quod cetera optantur, beatitudinem esse concessimus; quare sic quoque sola quaeritur beatitudo. Ex quo liquido apparet ipsius boni et beatitudinis unam atque eandem esse substantiam*. Der Satz *quare sic quoque sola quaeritur beatitudo* stört. Er zieht nicht die Folgerung aus dem kunstvoll aufgebauten Gedankengang, setzt sie aber doch voraus. Die Folgerung zieht vielmehr erst der Satz *ex quo liquido apparet* etc.: Alles wird des Guten wegen erstrebt. Das, dessentwegen alles erstrebt wurde, war zugestandenermaßen das Glück. Also ist das Glück und das Gute einunddasselbe. Das ist der klare Gedankengang, der durch den *quare*-Satz unterbrochen wird. Wie ist es ferner möglich, daß einmal der Satz ›das, dessentwegen alles erstrebt wird ist das Glück‹ als selbstverständliches, schon bewiesenes Glied im Beweise zum Aufbau des Beweisganges benutzt wird und daß auf der anderen Seite der Satz ›deshalb wird auch so allein das Glück erstrebt‹ als eine Art Folgerung (*quare* wodurch) triumphierend und noch dazu verfrüht verkündet wird? Eins schließt doch das andere aus! Man könnte vielleicht auf den Ausweg kommen, anzunehmen, der Satz sei verstellt worden und habe hinter der legitimen Folgerung zu kommen. Der oben hervorgehobene gedankliche Widerspruch aber bleibt bestehen und zweitens würde der Satz auch hinter der Folgerung stören, weil dann das *bonum* – der weiterleitende Begriff – in den Hintergrund gedrängt würde zugunsten einer abgetanen Sache. So muß man diesen Satz für eine Randbemerkung des erfreuten und beruhigten Lesers halten, der feststellt, daß Boethius an dieser Stelle, wo es fast so scheinen könnte, zu seiner Behauptung, von der er ausging daß alle nach dem Glücke streben, nicht in Widerspruch gerät. Der Satz 48, 17 *quibus omnibus solam beatitudinem desiderari liquet* hat den Anstoß zu einer Frage und zur Formulierung der an den Rand geschriebenen Lösung gegeben. Boethius selbst hätte dies wohl überhaupt nicht als etwas Neues und Wichtiges aussprechen können, weil er mit dieser Voraussetzung immer wie selbstverständlich arbeitet (so z. B. 68, 13). Die Bemerkung des Lesers ist offenbar an einer Stelle in den Text geraten, wo sie besonders wenig zu suchen hat.

Es ist hier die Gelegenheit, auf eine Stileigentümlichkeit des Boethius hinzuweisen, die wohl geeignet sein könnte, an manchen anderen Stellen noch den Verdacht von Fremdkörpern im Gedankengang aufkommen zu lassen, die sich aber in ihren Beispielen grundsätzlich von unserer eben behandelten Stelle unterscheidet. Boethius liebt es, in einem Gedankengang oder am Ende arabeskenartig einem Einfall ruhig Raum zu gewähren. So, daß der eine Gedanke in dem sonst so mächtig und geschlossen aufgebauten Zuge der Gedanken wie verlassen für sich steht. Immer läßt sich aber das Motiv und die Verwandtschaft zur Umgebung feststellen. Ich begnüge mich hier damit, nur die Zahlen der Beispiele zu geben. Ich glaube, es sind die wesentlichen: 9, 14, 15, 23, 48, 24, 53, 17, 55, 21, 59, 2, 94, 7, 99, 21, 100, 22 (?).

Das kann mit Sicherheit gesagt werden: es gibt im Text der *consolatio* Einschübe, die zu Unrecht in den Text gedrungen sind. Sie machen nicht den Eindruck absichtlicher Textänderung, sondern sie erklären und interpretieren Worte, die sie daneben stehen lassen, sie sind Bemerkungen eines Lesers, der mit philosophischem Interesse, aber ohne viel Verstand seine Notizen gemacht hat. Es handelt sich also nicht um bewußte Textgestaltung, die man auf eine antike Ausgabe zurückführen müßte, sondern um ein antikes Exemplar mit allen Zufälligkeiten eines Einzelexemplars und wohl sogar eines bestimmten Besitzers. Im Archetypus unserer Handschriften müssen die Glossen schon in den Text gedrungen sein, weil alle unsere Handschriften die Einschübe aufweisen. WEINBERGER unterscheidet aus anderen Gründen einen Archetypus in Majuskel und einen in Minuskel. Es ist eine wahrscheinliche Vermutung, daß der Majuskelarchetypus (X) die Glossen bzw. darübergeschriebenen Textworte (vgl. *idem* S. 139) aufgewiesen hat und daß der Minuskelarchetypus (Z) dann sie aus Mißverständnis in den Text hat dringen lassen. Die Notwendigkeit, daß wir einen zweifachen Prozeß annehmen müssen, trifft so mit einer Theorie zusammen, die dasselbe besagt und aus anderen Gründen aufgestellt worden ist. Man darf das als Bestätigung nehmen. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß, wenn wir von Interpolationen sprechen, nicht bewußte Textänderungen gemeint sind, sondern rein feststellend damit nur Fremdkörper im Text bezeichnet werden.

Die Tatsache, daß wir es mit einem bestimmten Buch mit allen Zufälligkeiten zu tun haben, gibt die Berechtigung, bei unverständlichem Text, das Heilmittel der Konjekturen anzuwenden, ohne sich mit einer vollwertigen antiken Variante auseinandersetzen zu müssen. Häufig wird man es mit ganz individuellen Fehlern zu tun haben, die nur deshalb in allen unseren Handschriften stehen, weil diese eben auf das eine Exem-

plar zurückgehen. Ich will im folgenden eine Reihe solcher Stellen anfügen, um auch dadurch ein noch sichereres Urteil über dieses Buch, das allen unseren Quellen zugrunde liegt, zu gewinnen. Am Anfang soll die Erörterung einiger Stellen stehen, wo die sprachliche Erscheinung, daß auslautendes -s oder -m ganz schwach gesprochen worden sind, zu Unklarheiten in den Endungen geführt hat, sei es, daß man ein s oder m zu wenig schrieb. Ließen sich diese Verwechslungen nur als Hörfehler erklären – was ich nicht zu entscheiden wage, sondern nur zur Debatte stellen möchte –, so wäre das ein Indiz dafür, daß der Archetypus diktiert worden ist.

92, 11. *quid si quis amisso penitus visu ipsum etiam se habuisse oblivisceretur intuitum nihilque sibi ad humanam perfectionem deesse arbitretur, num videntes eadem caecos putaremus?* BASES hat aus der Übersetzung des PLANUDES (ταῦτά τῷ τυφλῷ) das allein sinnvolle *caeco* wie wiederhergestellt. Die Vorstellung vom Blinden, der für die sichtbaren Dinge das Organ vollkommen verloren hat, wird natürlich deshalb so ausführlich ausgemalt, um sie dann in einem Vergleich (*eadem*) dem eigenen Verhalten – dem Verhalten derer, die das Augenlicht noch haben – entgegenzustellen. Der Gedanke – er wird nicht direkt ausgesprochen – soll besagen, daß man dem Leugnen derer, die für das Gute kein Organ haben, kein Gewicht beimessen darf. *caecos*, das einen Vergleich zwischen einem früheren und angenommenen Zustande des Sprechenden bedeuten würde, bringt etwas ganz Unverständliches hinein. Stimmt die oben skizzierte Theorie, hätte hier der Schreiber also geglaubt, ein -s zu hören und es fälschlich hingeschrieben. Erst der Neuzeit blieb die Korrektur vorbehalten.

36, 24 ist die Korrektur dagegen, wie ich glaube, schon von zwei Handschriften gefunden worden. *Quid autem de dignitatibus potentiaque disseram, qua vos verae dignitatis ac potestatis inscii caelo exaequatis?* Mit diesem Satze gewinnt Boethius im zweiten Buche den Übergang zu einem neuen Thema: er will zeigen, daß Würden und Macht kein wahrer Wert sind. WEINBERGER schreibt nach TE Laud^I *qua*. Er bezieht also *qua* auf das nächststehende Wort *potentia* und versteht: wodurch ihr euch aus Unkenntnis wahrer Würde und Macht dem Himmel gleichstellt. Zwei Gründe sprechen dagegen. Erstens: warum bezieht sich Boethius nur auf *potentia*, wo er doch Würden unbedingt mitmeint und im Verlauf zuerst behandelt? Zweitens: warum bezieht sich hier die Aussage auf das überhebliche Verhalten der Menschen, nicht auf Größe der Würden und der Macht, die doch in ihrer Nichtigkeit gezeigt werden sollen? So werden die vorausgehenden Abschnitte mit Sätzen eingeleitet, die den scheinbaren

Wert der betreffenden Glücksgüter in den Vordergrund stellen, nicht das Verhalten der Menschen auf Grund ihres Besitzes: 32, 20 *an gemmarum fulgor oculos trahit?* 33, 5 *an vos agrorum pulchritudo delectat?* 33, 19 *iam vero pulchrum variis fulgere vestibus putas.* 34, 12 *quid autem tanto fortunae strepitu desideratis?* Beide Einwände erledigt die Lesart *quas*, die offenbar (WEINBERGER stellt es durch ein Fragezeichen in Frage) DK₁ bieten: Würden und Macht, die ihr aus Unkenntnis wahrer Würde und Macht zum Himmel hebt (wo nämlich die wahre sich findet). *Vos* ›ihr‹ ist betont der Haltung des Weisen entgegengesetzt. 37, 9 trifft in einer Umschreibung denselben Ton: *quae vero est ista vestra expetibilis ac praeclara potentia.* Es präludiert sozusagen dem *vos vero* oder *vos autem* der nächsten beiden Abschnitte. Der ganze Abschnitt ist im Tone der Diatribe geschrieben. Deshalb wird die Übereinstimmung mit Horaz, *epi.* 1, 10, 8 f. die letzten Zweifel an der Richtigkeit unserer Auffassung beseitigen können: *vivo et regno, simul ista reliqui, quae vos ad caelum fertis rumore secundo.* – Ich glaube nun nicht, daß DK₁ als einzige die Überlieferung bewahrt haben: hätte eine solche Überlieferung vorgelegen, würde in den übrigen Handschriften nicht eine solche Ratlosigkeit herrschen. Der Zustand der übrigen zeigt, daß DK₁ genau wie die übrigen suo Marte ein überliefertes *qua*, das in TE Laud^{II} erhalten ist, verbessert, und zwar als einzige richtig verbessert haben: *quam* P, *quae* (das ENGELBRECHT 41 bei den doppelten Feminina wohl zu Unrecht für richtig hält) LV Aur. K^{II} Laud^I. Vielleicht hat der Schreiber des Archetypus das -s in *quas* nicht gehört und *qua* geschrieben.

100. 14, Ähnlich steht es mit folgender Stelle. Das Walten der Vor-sehung ist immer gut, wenn auch nicht immer verständlich. Zunächst werden auf der Seite der Guten eine Reihe von Fällen interpretiert, wo ein gutes Leben scheinbar keinen Lohn gefunden hat. Darunter heißt es: *nonnulli venerandum saeculi nomen gloriosae pretio mortis emerunt, quidam supplicii inexpugnabiles exemplum ceteris praetulerunt invictam malis esse virtutem.* BASES hat meiner Ansicht nach zu Recht entgegen dem Zeugnis aller Handschriften statt *saeculi saeculis* geschrieben. Warum die Steigerung, die in *saeculum* liegt – ein ganzen Geschlechtern ehrwürdiger Name –, doch gleich wieder beschränkt werden soll auf nur ein Jahrhundert und auf eine Generation (auf welche übrigens?), ist nicht einzusehen und nicht nachvollziehbar. Zumal der Genitiv, soviel ich sehe, überhaupt nicht konstruierbar ist. Die Beobachtung, daß gerade das -s im Text Verderbnissen besonders ausgesetzt gewesen ist, wird BASES' Konjektur erhärten. Wenn WEINBERGER den Singular etwa in der Bedeutung ›die Zeitlichkeit, die irdische Zeit‹ hat halten wollen (vgl.

Boethius, de fide cath. 235 ff. *et post consummationem saeculi resurrectura corpora nostra*), so ist zu sagen, daß erstens diese Bedeutung an unserer Stelle unpassend wäre und zweitens Boethius es streng vermieden hat, irgendein ausgesprochen christlich gefärbtes Wort in der Consolatio zu verwenden. Wäre es doch sonst nicht möglich gewesen, Boethius lange Zeit sein Christentum abzusprechen.

57. 51 Schwanken zwischen -s und -m. Von den Freuden des Körpers braucht man gar nicht zu reden – so der Zusammenhang –: ihr Unwert liegt auf der Hand. Am reinsten wäre die Freude an Frau und Kind, *sed nimis e natura dictum est nescioquem filios invenisse tortores*. PLV^I Aur. DK Laud E¹, d. h. mit Ausnahme von T alle Handschriften, die WEINBERGER an dieser Stelle heranzieht, bieten *tortorem*. Trotzdem schreibt WEINBERGER *tortores*. Ob das -s in T auf Variante im Archetypus zurückgeht oder Sonderangelegenheit von T ist, läßt sich freilich nicht entscheiden. Nur in letzterem Falle gehört die Stelle in die hier behandelte Art von Stellen. Die Entscheidung, ob -s oder -m die bessere Lesart ist, ist sehr schwierig; ich habe mich für *tortorem* entschieden. Schreibt man *tortorem*, so bedarf es der Erklärung, die im folgenden Satze gegeben wird, während bei *tortores* das Wesentliche schon vorausgenommen wäre. *nescioquem* ferner, das doch offenbar eingeführt wird, um etwas Bestimmteres abzuschwächen, wäre zu dürftig, stünde es allein.

106. 21. Unsicherheit zwischen -o und -um. Dieselbe Überlieferungslage wie oben. In einem Gedicht werden die Arbeiten des Hercules aufgeführt, *ultimus caelum labor inreflexo | sustulit collo pretiumque rursus | ultimi caelum meruit laboris*. Die Handschriften geben *caelo* außer T^{II}L^{IV}, also teilweise zweiten Händen, die *caelum* bieten. Wahrscheinlich nach einer alten Variante des Archetypus oder aus eigener Konjektur. *Caelum* wird richtig sein. Von manchen hingegen wird *caelo* verteidigt und hinter *labor* interpungiert. »Die letzte Arbeit für den Himmel« (ENGELBRECHT^I 46). Aber was soll das für ein Dativ sein? Dativ des Ziels oder commodi? Beides macht Schwierigkeiten. Dativ des Zwecks (*legibus scribundis* in dem bekannten Titel vergleichbar) will ebenfalls nicht passen. Und *sustulit* braucht das Objekt *caelum*, das aus dem mit *rursus* die entsprechende Gegenseite hinstellenden Gliede kaum ergänzt werden kann. Offenbar ist die Wiederholung des *caelum* an der gleichen Versstelle und als Objekt in gleicher Funktion gewollt. Subjekt aber zu *sustulit* und *meruit* muß Hercules sein (*labor* ist ausgeschlossen, weil im zweiten Glied der Genitiv *laboris* das persönliche Subjekt fordert). So wird man dazu gedrängt, *ultimus labor* als Apposition, in die kühn das Akkusativobjekt geschoben ist, aufzufassen. Im Gedicht vielleicht erträglich, da Boethius

schon in der Prosa einige beachtenswerte Appositionen anwendet: 5, 22. 36, 22. 47, 9. 56, 16. 58, 21. 59, 10. 65, 8. 71, 26. 99, 13. – Das verkürzte -o des Dativs hat also nicht viel anders geklungen als das schwach und nasaliert gesprochene -um des Akkusativs, wenn wir den Fall auf unsere oben skizzierte Theorie beziehen wollen.

100. 20. Obwohl die Verführung naheliegt, durch Annahme der gleichen Verwechslung die folgende schon viel diskutierte Stelle zu lösen, ist ihre Heilung doch auf anderem Wege vorzunehmen. Das Verwunderungswürdige, daß die Bösen teils Schlimmes teils aber auch Gutes erfahren, wird aus den verborgenen Absichten der Vorsehung erklärt. *Ac de tristibus quidem nemo miratur, quod eos malo meritos omnes existimant. Quorum quidem supplicia tum ceteros ab sceleribus deterrent, tum ipsos, quibus invehuntur, emendant. Laeta vero magnum bonis argumentum loquuntur, quid de huius modi felicitate debeant iudicare, quam famulari saepe improbis cernant.* WEINBERGER folgt der Überlieferung, die *malo* gibt. Er hält im Gegensatz zu PEIPER *male meritos* in P und L^{II} für eine glättende Sonderlesart und verwirft sie. Denn nicht, daß die Bösen sich schlecht verdient gemacht haben, glauben alle – das scheint ihm mit Recht zu selbstverständlich, um gesagt zu werden –, sondern daß sie Strafe verdient haben. Nur so fügt sich der Gedanke an den vorigen an. WEINBERGER erklärt deshalb nach ENGELBRECHT *malo* = *scelere*. Dagegen aber spricht vieles. Dann müßte – überaus kühn – *tristia* aus dem Vorigen ergänzt werden. Ferner würde man erwarten, daß statt des *quod* causale das Relativpronomen *quae* stünde. Außerdem ist es vollkommen überflüssig zu sagen, wodurch sie es verdient haben: *improbi* (100, 19) ist deutlich genug. Nimmt man nun Rücksicht auf die Verwechslungsmöglichkeit von -o und -um, so bietet sich die Verbesserung *malum* im Sinne von »etwas Schlimmes, Strafe«. Dies kommt auch sonst vor. Damit wäre der Sinn aufs trefflichste in Ordnung. Wenn man aber *male meritos*, was die zwei Handschriften bieten, so auffassen kann, daß durch das Adverb das Akkusativobjekt gleichsam vertreten wird, so ist der Lesart *male meritos* der Vorzug zu geben in dem Sinne, »daß sie Schlechtes verdient haben«. Ich halte das für möglich. Es wäre und handelt sich um eine Weiterbildung gebräuchlicherer Wendungen, wie sie vorliegen bei Boethius 10, 6 *nostraene artes ita meruerunt?* Auch hier liegt in dem Adverb *ita* grob gesprochen das Objekt. Gesichert wird die Deutung des *male* durch eine Stelle, wo das Adverb nichts anderes bedeuten kann. 42, 17 *mens sibi bene conscia* muß heißen: ein Geist, der sich des Rechten bewußt ist (es wird von dessen Belohnung nach dem Tode, dem Geschenk des Himmels gesprochen.)

5. 11. *ut, cum praecipiti glomerantur sidera Coro
nimboisque polus stetit imbris*

sidera ist in allen Handschriften überliefert, es ist aber nicht zu halten. ENGELBRECHT 49 weist zwar daraufhin, daß man *sidera* = »Wetterwolken, Wetter« im Lexikon finden könne. Darauf aber kommt es nicht so sehr an. Mag auch der Dichter manchmal *sidera* für Wetter sagen, weil das von den Einwirkungen der Gestirne und ihrem Stand abhängt, so kann doch hier nur von der Stelle aus und dem, was man dem Sprachgebrauch des Boethius zutrauen kann, entschieden werden. *Glomerari* = »sich ballen« ist nun in dieser Verbindung selbstverständlich überhaupt nicht belegt. Boethius aber gar würde es niemals von den in festesten Gesetzen verlaufenden Bahnen der Gestirne, von denen er so oft spricht, sagen können. Die Verbesserung ist schon gefunden: *nubila*, eine Konjekture von SCHRADER, muß m. E. angenommen werden, wie es auch PEPPER tut. Auch eine Korruptel, die schon im Archetypus vorhanden war.

23. 3. Ein Gedicht auf die Macht der Fortuna, die wild und grausam Könige stürzt, den Niederen erhebt und noch über ihr Spiel, das sie treibt, lacht. Zusammenfassend heißt es da:

*sic illa ludit, sic suas probat vires
magnumque suis monstrat ostentum, si quis
visatur una stratus ac felix hora.*

suis ist metrisch unmöglich. Gewiß, bei Boethius finden sich metrische Freiheiten besonderer Art, aber es kommt auf die Versart an. In den Hinkjamben baut er reine Verse. Zumal wo *suas* einen Vers weiter oben richtig kurz gemessen wird (innere Kürze), kann man *suis* in der Hebung nicht ertragen. ENGELBRECHT, dem WEINBERGER folgt – man sieht, wie verzweifelt die Situation ist – schreibt *suae vis* als Genitiv, abhängig von *ostentum*. Dagegen ist viel, ja alles einzuwenden⁵: der Genitiv *vis* ist für Boethius, eine klassische Ausdrucksweise bewußt pflegenden Schriftsteller, ganz unmöglich. Unmöglich ist es ebenfalls, *suae* einsilbig zu lesen: ganz abgesehen davon, ob Boethius eine solche Synzese erträglich gefunden hätte, müßte man dann auch das u in seinem Werte als Konsonant anerkennen und *que* längen, wodurch die innere Kürze verletzt würde. Zu diesem doppelten metrischen Anstoß kommt das inhaltliche Bedenken, daß in dem Verse dann nichts anderes gesagt wäre als schon im vorigen gesagt ist. *Magnum ostentum monstrat* »sie zeigt ein großes Wunderzeichen« ist ein Ausdruck, der in sich vollkommen abgeschlossen ruht. Ich kenne kein Beispiel, wo *ostentum* einen Genitiv bei sich hätte.

⁵ S. KLINGNER a. O. 30.

In *suis* nun könnte entweder ein Dativ stecken oder ein Prädikatsnomen im Nominativ auf -is. Weitere Möglichkeiten existieren nicht. Die Vorstellung, daß die Fortuna irgendwelchen Leuten etwas vorführt, ist ganz ungewöhnlich, mir nicht bekannt, von Boethius nicht gebraucht. Ausgezeichnet ist dagegen ein Prädikatsnomen, das man nach dem kahlen vorderen Vers nach dem Muster von 22, 20. 23. 24; 23, 1 hier sehr erwartet. In der beschränkten Zahl von zweisilbigen Worten, die auf -is endigen und von der Fortuna sonst (s. Th. 1. 1.) gebraucht werden, scheint mir nur *tristis* in Frage zu kommen. *Tristis* paßt ausgezeichnet für die Fortuna, die jemanden niederschmettert: 105, 14 *proelium cum omni fortuna animis acre conseritis, ne vos aut tristis opprimat aut iucunda corrumpat*. Muta cum liquida brauchen bei Boethius keine Position zu bilden. *Tristis* ist auch deshalb gut, weil sogleich die Situation deutlich wird, die man sich in der nächsten Zeile vorzustellen hat: erst ist jemand *felix*, dann wird er zur selben Stunde zu Boden geschlagen. *Tristis* schließt die umgekehrte Möglichkeit – das Umgekehrte vollzieht sich in der Wirklichkeit kaum mit solcher Schnelle – aus. Ich schreibe also: *magnumque tristis monstrat ostentum, si quis visatur una stratus ac felix hora*. – Gut wäre auch, obgleich vom Überlieferten entfernter, *saeva*, ist aber schon in der dritten Zeile des Gedichtes verbraucht.

39. 11 ff.

*Hic tamen sceptro populos regebat,
quos videt condens radios sub undas
Phoebus, extremo veniens ob ortu,
quos premunt septem gelidi triones,
quos Notus sicco violentus aestu
torret ardentes recoquens harenas.*

Die Macht eines Königs, des Nero, wird geschildert, die sich über die ganze Welt erstreckt. Das geschieht in der Form, daß die Weltenden aufgezählt werden. Nord und Süd sind in den drei letzten Versen einander entgegengestellt, durch Anapher des Relativpronomens besonders in ihrem Gegensatz verstärkt. Ost und West werden im Aufgang und Untergang der Sonne gefaßt. Die Relativpronomina werden hier nicht wiederholt. Die Partizipien *condens* und *veniens* stehen unverbunden nebeneinander. Partizipien, die bei Boethius in dieser Weise gebraucht werden, sind einander untergeordnet. An unserer Stelle kann deshalb nur übersetzt werden: »die Phöbus sieht, seine Strahlen unter die Wogen bergend, wenn er vom fernsten Aufgang kommt«. Das gibt, wie man sofort sieht, einen ganz unbrauchbaren Sinn. Überhaupt haben wir über die Seltenheit des zweigliedrigen Asyndetons schon gesprochen. Die vier Beispiele, die es in den Gedichten gibt, gehören einem ganz bestimmten, von dem unse-

ren verschiedenen Typus an. Und selbst wenn man die Möglichkeit eines solchen Asyndetons zugäbe, ließe sich damit nicht eine so mißverständliche Redeweise wie an unserer Stelle rechtfertigen. Die starke Anapher beim Gegensatz Nord-Süd fordert ebenfalls eine schärfere Absetzung von Ost und West. Daß nun ein *et*, was vom Sinne verlangt wird, sich reibungslos in den Vers fügt, gibt wohl Bestätigung und Berechtigung, es auch im Text einzufügen. Ich lese also:

*quos videt condens radios sub undas
Phoebus extremo et veniens ab ortu.*

Vielleicht hat man sich gescheut, diesen Weg zur Lösung einzuschlagen, weil man damit eine schwerere Elision schafft, während Boethius in Elisionen äußerst sparsam ist. Aber dieselbe Form der Elision kommt auch sonst bei ihm vor. Boethius hat in seinen Gedichten im ganzen nur 28 Verschleifungen. Davon zwölfmal kurzes *e* (14, 21. 27, 29. 46, 19. 77, 1. 80, 3. 80, 15, 16. 190, 5. 114, 25. 119, 8. 121, 22), neunmal -*m* nach kurzem Vokal (59, 19. 63, 21, 25. 78, 14. 80, 15. 95, 13. 102, 23. 114, 28, 30 – *totum est* –), viermal kurzes *a* – davon zwei vor *est* – (80, 21. 114, 13. 121, 22. 121, 25). Aber auch drei lange *o* werden verschliffen und machen die Konjekturen möglich: 45, 3. 115, 3 (vor *est*), 119, 23. 45, 3 ist unter diesen drei eine Verschleifung, die als einzige in einem sonst vollkommen elisionsfreien Gedicht vorkommt. So daß wir sogar eine ganz genaue Parallele zu unserem Gedicht haben.

56. 17. *sed cum, uti paulo ante disserui, plures gentes esse necesse sit, ad quas unius fama hominis nequeat pervenire, fit, ut, quem tu aestimas esse gloriosum, proxima parte terrarum videatur inglorius.* Die Handschriften schwanken an dieser Stelle: *proxima* FC^{II}L Aur^{II}, *maxima* m^{II} s. s. E, *pro maxima* rel. Offenbar ist eine Variante *pro* über *maxima* in den Text geraten und bieder als *pro maxima* weitergegeben worden, mochte sie auch – das gilt auch trotz ENGELBRECHT 43, der behauptet, nur *pro maxima* gäbe einen guten Sinn, ihn aber nicht erklärt – sinnlos sein. Nimmt man an, daß FC^{II}L Aur^{II} selbständig den Unsinn gemerkt haben und *proxima* schrieben, während E daraus *maxima* machte, so ist es am wahrscheinlichsten, daß im Minuskelarchetypus *pro maxima* stand, er also – wie wir so oft beobachteten – eine Glosse des Majuskelarchetypus in den Text genommen hat. Der Befund legt uns auf, zwischen den beiden Varianten des Archetypus zu wählen. Zunächst scheint *maxima* das Bessere zu sein. Da, so läuft der Beweis, die Völker in der Überzahl sind, zu denen der Ruhm eines Menschen nicht dringen kann, so muß der Ruhmvolle ruhmlos sein – in dem größten Teile der Erde, würde man denken. Aber die Glätte ist meist keine Empfehlung. Wie soll ein glattes

maxima von einem schwer verständlichen, seltenen *proxima* verdrängt worden sein? *Proxima* ist zweifellos *lectio difficilior*. Und auf der Gegenseite ist *maxima* sprachlich nicht korrekt. Da nur zwei Teile unterschieden werden, müßte es *maiore* heißen. Also *proxima*. Man muß sich dann damit abfinden, daß der Beweis nicht glatt durchgeführt, sondern sein Schluß übersteigert wird: daher kommt es (da bei der Mehrzahl der Völker der Ruhmvolle ruhmlos ist), daß er (oft) schon im ganz nahe gelegenen Teile der Länder ruhmlos ist. Das ist durchaus nachvollziehbar. Schwanken übrigens zwischen *proxim.* und *maxim.* scheint in den Handschriften nicht selten zu sein: Cic. de div. 1, 26, 55 mit dem Apparat von Ax (BGT 1939). Dort freilich scheint mir mit Rücksicht auf 1, 28, 58 *vetera maxime* vorzuziehen. Wenn PLANUDES, der τοῖς πλησιοχώροις schreibt, nicht eigenhändig gewählt hat, dürfte er auch hier die Stufe zwischen Majuskel- und Minuskelarchetypus repräsentieren.

85. 11. Wenn man den Herren der Erde, so heißt es im Gedicht, den Aufputz nähme, so würde man sehen, in welch schweren Ketten der Leidenenschaften sie selbst schmachten:

*hinc enim libido versat avidis corda venenis,
hinc flagellat ira mentem fluctus turbida tollens,
maeror aut captus fatigat aut spes lubrica torquet.*

Überliefert ist in der letzten Zeile von den meisten Handschriften *captus*, von T^{IV}V^{II}Aur.^{II} *captos*. Es scheint mir nicht sicher, daß *captos* Überlieferung ist, es könnte sich wohl auch um eine Konjekture handeln, die in diese Handschriften nachträglich eingetragen worden ist. ENGELBRECHT¹ 43 f. und WEINBERGER haben geglaubt *captus* im Sinne von Denkkraft halten zu können. Das wird falsch sein. Es kommt erstens im Zusammenhang der Stelle gar nicht auf etwas so Spezielles wie Denkkraft, ja, *captus* ist noch beschränkter, wie Fassungsvermögen an. Man erwartet dem *corda* von Zeile 9 und dem *mentem* von Zeile 10 entsprechend ein ganz blasses Wort⁶). Außerdem wäre nicht einzusehen, warum der Zorn besonders die *mens*, *maeror* und *spes* das Fassungsvermögen »quälen« und »ermüden« sollen. Was rechtfertigt einen so diffizilen Unterschied? Daß *captus* nicht richtig sein kann, bestätigt der Thesaurus: HEY bemerkt: *deest plur.* Richtig ist *captos*, mag es nun überliefert oder konjiziert sein. Es ist prädikativ hinzugesetzt. Daß diese Wirkung des *maeror* und der *spes* den Geist angreift, ist nach *corda* und *mentem* klar und brauchte überhaupt nicht noch einmal ausgedrückt zu werden. »Gefangen ermüdet sie Trauer und quält sie schlüpfrige Hoffnung.« Damit wird zum Schluß die Behauptung *dominos ferre catenas* nochmals unterstrichen und die

⁶ Vgl. 26, 4 und freilich anders aus der Situation des Boethius gesagt 11, 4.

Verbindung zwischen Zeile 8 und den folgenden hergestellt. Boethius sagt *captus* von den Fesseln, die Leidenschaft und Verzückung anlegen, 77, 20: *stupet tergeminus novo / captus carmine ianitor*. Die Korruptel wird man sich am besten im Minuskelarchetypus entstanden denken, wo ein u und ein o leicht verwechselt werden konnten.

86. 20. An dieser Stelle handelt es sich sicher um eine Minuskelkorruptel. Der Schluß ist gezogen, daß die Guten den höchsten Lohn in sich tragen, die Bösen die schlimmste Strafe in ihrem Bösessein. Er wird mit *igitur* abschließend 86, 17 ausgesprochen: *sicut igitur probis probitas ipsa fit praemium, ita improbis nequitia ipsa supplicium est*. Übersteigernd (*iam vero*) wird die Selbstverständlichkeit der Folgerung in einem weniger philosophischen als spielerisch populären Gedankengang nochmals dargelegt. *Iam vero quisquis afficitur poena, malo se affectum esse non dubitat. Si igitur sese ipsi aestimare velint, possuntne sibi supplicii expertes videri, quos – omnium malorum extremum – nequitia non affecit modo, verum etiam vehementer infecit?* Der Beweisgang: wer Strafe erleidet, ist *malo affectus*. Wie sollte einer, der das größte *malum* besitzt, nicht bestraft sein? Schlüssig ist der Beweis nur, wenn klar zum Ausdruck gebracht wird, daß der Böse *maximo malo affectus* ist. Das aber ist nur dann der Fall, und außerdem haben *affecit* und *infecit* nur dann das nötige Objekt, wenn man schreibt: *quos omnium malorum extremo nequitia non affecit modo, verum etiam vehementer infecit*. Nur so ist die beweisende Paralleltät gewahrt. Und diese Verbesserung bleibt ganz nahe an den Handschriften, die alle ein unmögliches *extrema* bieten. a und o sind ja in Minuskel überaus leicht zu verwechseln. Die WEINBERGERSche Lösung nach BASES schafft eine schwierige Apposition, die das zu Beweisende wie eine Nebensache behandelt und sich gar nicht auf PLANUDES stützen kann, auf den sie sich beruft. PLANUDES schreibt nämlich, wie WEINBERGER im Apparat angibt, τῷ κολοφῶνι τῶν κακῶν. Es liegt auf der Hand, daß PLANUDES das von uns hergestellte *extremo omnium malorum* gelesen hat. Er hat offenbar Quellen zur Verfügung gehabt, die hinter unseren Minuskelarchetypus zurückgehen.

94. 9 *cum praesertim carcer ceteraque legalium tormenta poenarum perniciosius potius civibus, propter quos etiam constitutae sunt, debeantur. carcer* ++ (*et eras. vid.*) Aur.^{1K} (ex s. s.) D *carceres* Luad *carcer lex* rel. Hinter *carcer* muß trotz WEINBERGER noch etwas folgen. Boethius pflegt mit *ceteraque* nach zwei Worten abzukürzen: 51, 4. *lex* – die anderen Handschriften zeigen, daß der erste Buchstabe offenbar verdorben war – scheint mir nicht, wie PEIPER meint, richtig. Die Verbesserung *nex* liegt auf der Hand und ist schon von REHDANTZ gefunden.

122. 10. Die Wirklichkeit wird in verschiedenen Auffassungsarten erkannt, die für bestimmte Wesen verschieden sind, und von denen die höhere die niedere umfaßt, während die niedere kein Recht über die obere hat. Zum Menschen gehört dem Wesen nach die Vernunft. Nun war festgestellt worden, daß die Behauptung vom Vorauswissen aller Dinge durch Gott sich nicht mit der Annahme einer Willensfreiheit verträgt. Die Lösung dieses Zwiespaltes wird gefunden in der bestimmten Form der göttlichen Erkenntnisart, die sich aus dem Wesen Gottes ergeben muß. Gott ist ewig nach dem Urteil aller Menschen. *Quid sit igitur aeternitas, consideremus; haec enim nobis naturam pariter divinam scientiamque patefacit.* Neben *patefacit* gibt T^I *patefecit*, dem Peiper folgt, T^{II} *patefecerit*. Davon paßt das Präsens nicht, weil es im lebendigen Fortschritt des Gesprächs eine nüchterne Konstatierung – als konstat. Praes. müßte es aufgefaßt werden – bringt; das Perfekt noch weniger: da über das Wesen Gottes und der Ewigkeit im Werk noch nicht gesprochen wurde, müßte es hinter das Werk auf ein Erlebnis des Boethius zurückgreifen, was in den beweisenden Teilen niemals offen getan wird. Am ehesten würde das *potentiale patefecerit* passen, wenn es nur nicht abschwächte und als Überlieferung gelten könnte. Im Verlauf des Beweises paßt nur: *patefaciet*, das auf das Folgende hinweist. Man darf aus dem *patefecit* schließen, daß *patefacit* und *patefecit* aus *patefaēit* entstanden ist⁷). Hier wohl eine Form, die im Minuskelarchetypus gestanden hat, da die Handschriften noch die Wahl hatten. Eine Spur davon hat T bewahrt (wie ENGELBRECHT angibt). T hat *patefefeit*, wobei er aus dem darübergeschriebenen e offenbar ein r gemacht hat.

Die vorstehenden Ausführungen machen nicht den Anspruch eines abgeschlossenen Ganzen. Sie finden ihre Einheit darin, daß sie dazu dienen, die Archetypi unserer Handschriften klarer zu beurteilen. Es läßt sich zusammenfassend sagen, daß ENGELBRECHT und in seinem Gefolge WEINBERGER eine zu hohe Meinung von ihnen haben. Beide haben ihre Sonderfehler. Der Minuskelarchetypus hat vor allem nicht zum Text Gehöriges in den Text dringen lassen, was ENGELBRECHT und WEINBERGER zu Unrecht nicht wahrhaben wollen. Und auch sonst muß man eine größere Anzahl Korruptelen zugeben, als sie es tun, teilweise in dem Glauben, allzuviel mit den Freiheiten des Spätlateins rechtfertigen zu können. Im großen und ganzen muß man freilich sagen, daß sie uns eine ausgezeichnete Überlieferung gewähren. Sonst aber wollen diese Bemerkungen nichts weiter, als aus der Arbeit zu berichten, damit, was bei einer Übersetzung durchdacht werden muß, in ihr allein aber nicht deutlich genug ausgesprochen werden kann, nicht verlorengehen möchte.

⁷ Zum selben Resultat kommt F. KLINGNER a. O. 32.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

I

S. 1 ff.: Der Aufsatz ist erschienen im RhM 98, 1955, 289–319. Er trägt zu den gleichzeitigen historischen Ausführungen H. NESSELHAUFS, Hermes 83, 1955, 477–495 insofern bei, als sich ergibt, daß für Plinius und damit für die Zeit nicht die Adoption, sondern die Regierung der Besten das immer wieder diskutierte Problem ist. Erst durch Tacitus nämlich wurde Plinius angeregt, sich allgemein mit der Adoption zu beschäftigen. Dagegen können wir den interpretatorischen Ansatz in der Auffassung der Galbarede und die Ansicht von der Absicht des Tacitus nicht teilen. N. geht aus von der Diskrepanz der Situation, den spöttisch so genannten *comitia imperii*, und der Rede selbst, die darüber schöne Worte mache. Tacitus, vom Zeiterlebnis gepackt, stelle einfach die Fakten hin, wolle aber sagen: schöne Worte und eine harte Wirklichkeit, wie damals so heute. Voraussetzung für diese Interpretation ist die Ansicht, daß Galba sein neues Adoptionsverfahren als Wahlkaisertum anpreisen wolle, obwohl doch davon nur die Rede sein könne, wenn der Senat den Kaiser durch Wahl bestimme. Doch ist einzuwenden, daß Galba dies gerade nicht tut, sondern diese Adoption offen als eine Ersatzlösung für die Freiheit ansieht in einer Zeit, die weder die ganze Freiheit noch die ganze Knechtschaft ertragen kann und daß er selber die ganze Bedenklichkeit dieser Begründung des Prinzipates sieht. Er täuscht nichts vor. Und so tritt nicht schöner Schein neben eine kaum verhehlte Machtpolitik, sondern lautere republikanische Gesinnung, die in sich die Würde spürt, der *res publica* die ganze Freiheit geben zu können, und wenigstens das ihr als Pflicht Erscheinende ermöglichen will, aber ein Anachronismus in einer Zeit ist, die solchen Auffassungen nicht mehr gewachsen ist. Natürlich verschweigt Tacitus nicht, daß an Galbas Scheitern auch die Schwäche des Alters schuld ist.

Die Absicht meiner Ausführungen hat präzise A. BRIESSMANN wiedergegeben (Gymnasium 68, 1961, 71): »Die Analyse, die K. Bücher an den vergleichbaren Partien durchgeführt hat, erweist denn auch die Priorität der taciteischen Formulierungen, es läßt sich die völlige Verschiedenheit der Gedankenkomplexe und ihrer Verwertung aufzeigen. Konstitutionelle Elemente des taciteischen Gedankenganges fehlen bei Plinius; während in der Galbarede des Tacitus das Problem der Adoption prinzipiell durchdacht wird, spricht Plinius im Einklang mit dem Zweck seiner Rede nur von einer bestimmten Art der Adoption«. Die Annahme einer Priorität des Tacitus ist umso leichter, als sich gerade das Stück, in dem Plinius die Galbarede ausbeutet als später bei der Veröffentlichung eingefügt erweist. So hat das Ergebnis sogleich aufgefaßt und bestätigt K. BARWICK (schriftlich vom 22. 4. 56): »die Priorität des Tacitus scheint mir über jeden Zweifel erhaben; und ich bin auch mit Ihnen der Meinung, daß Plinius seine Erörterungen über die Adoption Pan. 7–8 erst bei der Publikation der Rede eingefügt hat.« Ich zitiere vor allem mit Rücksicht auf die nicht leichte Gedankenführung des Aufsatzes die beiden Äußerungen so ausführlich, weil R. HANSLIK, Anz. f. d. AW 13, 1960, 88 schreibt: »In tiefgreifender Interpretation wird der Nachweis versucht, daß Pan. 7–8 von Tac. hist.

1, 15–16 abhängig sei, was zur Folge hätte, daß Buch I der Historien schon vor dem J. 100 geschrieben sein müßte. Dagegen habe ich schwere Bedenken, die durch die m.E. richtige Datierung der Tacitus-Werke im Buche von R. SYME verstärkt werden. Eine Abfolge: Agricola – Germania – erstes Buch der Historien – Dialogus ist mir mehr als wahrscheinlich. Ich stimme ihm in seinen Anschauungen völlig zu. Nur sehe ich nicht, wieso die in dem Aufsatz aufgezeigten Zusammenhänge sich zu ihnen in Widerspruch befinden. Vielleicht ist nicht genügend berücksichtigt worden, daß ich die fraglichen Pliniuskapitel für später halte. R. GÜNGERICH, Tacitus' Dialogus und der Panegyricus des Plinius, Festschrift B. SNELL zum 60. Geburtstage, München 1956, 145–162, glaubt, daß der Dialogus vor dem Panegyricus veröffentlicht wurde, d.h. nach ihm vor Ende 101, während J. BEAUJEU, Lustrum, Göttingen 1962, 290 und 298 seine Veröffentlichung ins Jahr 103 setzt. BEAUJEU a. O. 299 plädiert bei der Besprechung des vorliegenden Aufsatzes für die Priorität des Panegyricus gegenüber der Galbareda, weil sich auch anderswo im Panegyricus Anklänge an die Tacituskapitel finden. Bei der bekannten Überarbeitung des Panegyricus kann das aber, selbst wenn sie sich erweisen ließen, methodisch kein Gegenargument sein: warum sollte Plinius aus hist. 1, 15–16, wenn einmal erwiesen ist, daß seine Kapitel über die Adoption sekundär sind, nicht auch anderswo Lichter daraus aufgesetzt haben? Und kommt man dann mit dem Beginn der Historien nicht sehr spät?

So scheint es mir ratsam, die philologische Beweisführung für die Priorität des Tacitus in der Diskussion um die Datierungsprobleme zu belassen.

II

S. 23ff.: Der Aufsatz über das Proömium zum Agricola erschien WS 69, 1956 (Festschrift für A. LESKY), 321–343. Zustimmend P. KOLAKLIDES, Agricola, Athena 62, 1958, 114–184, spez. 149–152, wo die Bezugnahme von Ende Kap. 3 auf Ende Kap. 1 noch differenziert wird. Von unseren Ergebnissen aus kann dem zugestimmt werden.

Die Erkenntnis F. KLINGNERS, daß dieses Proömium an einer Grenze der Zeiten entstanden sei, die er in seinem für so vieles Anstoß gebenden Aufsätze entwickelte, scheint mir bei der vorgeschlagenen Interpretation nur noch deutlicher hervorzutreten: nur ein erstes Aufatmen ist spürbar, das Tacitus zwar zu seinem Plan ermutigt, aber noch keinen Einfluß auf die Gestaltung des Proömiiums gewinnt, so daß er glaubte, eine Rechtfertigung und Entschuldigung schon weglassen zu können.

Jüngst hat E. R. SCHWINGE, RhM 106, 1963, 363–378 in Anknüpfung an diesen Aufsatz mit Recht darauf hingewiesen, daß das Proömium im persönlichen Schlußabschnitt nachklingt. Was er freilich weiter im Anschluß an eine mir nicht mehr erreichbare Hamburger Dissertation von K. WILLMER, Das Domitianbild des Tacitus. Untersuchungen des tacheischen Tyrannenbegriffes und seiner Voraussetzungen, Diss. Hamburg 1958 (masch.) über den Schluß zum Agricola sagt, überzeugt nicht. Weder läßt sich aus dem Schluß von Kap. 42 als gewollte Meinung des Tacitus herauslesen, daß keine Garantie für Immunität gegen die Willkür des Kaisers in den Eigenschaften der Fügsamkeit (*obsequium* und *modestia*) liege, noch ist der Einschnitt zwischen Kap. 42 und 43 zu verkennen, und schließlich weist im Folgenden nichts darauf hin, daß Tacitus an eine Vergiftung des Agricola durch Domitian geglaubt hat. Der allgemeine Satz, daß unter schlechten Kaisern große Männer sein können, hat Abschlußcharakter und exemplifiziert mit Agricola, der durch seine maßvolle Klugheit den versteckten Haß Domitians milderte. Dieser Satz wird sinnlos, wenn Tacitus überzeugt ist, daß Domitian Agricola vergiftet hat. Der Tod – ein Jahr später fallend als das im vorigen Kapitel Berichtete, mit dem Anfangsstichwort den biographischen Stil aufnehmend, mit der Beziehung auf die Anteil-

nehmenden dem *laudatio funebris*-Charakter präladierend – bildet den Beginn des Neuen und des Schlusses. Über ihn sagt Tacitus, daß er nichts erfahren hat, was das Gerede von Giftmord bestätigen könnte. Was in aller Welt hätte ihn bewegen sollen, nach Domitians Ende ihm diese Schuld zu nehmen? Daß Domitian sich über den Tod freute, ist schlimm genug. Sch. dekretiert, *festinata mors* Kap. 44 müsse einen Urheber haben und das könne nur Domitian sein und weiter, für einen frühzeitigen Tod sage man *praematura mors*. Aber abgesehen von einigen Tacitusstellen, wo der Urheber nicht klar ist, abgesehen davon, daß man von einem 53jährigen nicht gut von einer *praematura mors* sprechen kann: *festinatus* könnte als Urheber z.B. das *fatum* haben und weiter heißt es einfach ›schnell‹, wie Martial 7, 40 *annis festinatis* zeigt. Ist aber die Möglichkeit gegeben, es so aufzufassen und die Wortwahl zu begreifen, so muß es im Einklang mit Ende Kap. 42 und der Erklärung des Familienangehörigen in einer Zeit, wo man sogar jeder Verleumdung des toten Tyrannen Glauben schenkte, den frühen Tod bedeuten. Wenn es weiter heißt, daß Agricola sein Todesschicksal mit Gefäßtheit und Heiterkeit aufnahm, wie die berichteten, die bei seinen letzten Gesprächen zugegen waren und hinzugefügt wird: *tamquam pro virili portione innocentiam principi donares*, so wird nicht auf einen Giftmord Bezug genommen, den Tacitus in 42 nicht annehmen kann und gegen dessen Vermutung – bei Cassius Dio wird der Giftmord gar als Tatsache berichtet – er ausdrücklich Stellung nimmt, sondern auf die Kränkungen, die ihm der Haß Domitians zugefügt hatte, den nächtlichen Empfang und den nahegelegten Verzicht auf die höchste Provinz.

III

S. 43 ff.: ungedruckt. Die Arbeit ist entstanden anlässlich einer Übung über den eben erschienenen reichen und scharfsinnigen Historienkommentar (Buch I, Heidelberg 1963) von H. HEUBNER.

Zu bemerken ist, daß die Schwierigkeit der Untersuchung darauf beruht, daß der tiefe Unterschied des Gedankens bei der verschiedenen Auffassung des *dum*-Satzes erst bei der Betrachtung der Konsequenzen sichtbar wird. Darauf wird es auch beruhen, daß man so lange an der humanistischen Interpretation festhalten konnte. Dagegen macht es sachlich ja nur einen geringen Unterschied aus, ob man *res populi Romani* bis Actium reichen läßt oder ein paar Jahrzehnte länger und ob die Antithese ›Zeit der Freiheit‹ und ›Zeit nach Actium‹ selbständig ist oder an die Hauptantithese ›viele Historiker vorher‹ – ›Schwinden der *ingenia* nach Actium‹ angelehnt ist. Auch bei unserer Auffassung heißt *res populi Romani* sachlich etwa soviel wie Republik – darum auch die Wortwahl, die ausdrucksvoller ist als etwa *res Romanae* –, nur daß Form und sprachlicher Ausdruck anders gefaßt sind und in andere Richtung weisen. Mir scheint die Diskussion zu zeigen, daß die neue Auffassung auch größter Zusammenhänge von der Interpretation des einzelnen Wortes abhängt – bei großen Stilisten. Zugleich zeigt sich eine gewisse Unzulänglichkeit der freilich hier bisher nicht ausgeschöpften Grammatik, ja selbst der Begriffsforschung, die noch zu viele Möglichkeiten offen lassen. Mit Strukturalismus aber wäre man einem solchen Texte gegenüber hilflos.

IV

S. 61 ff.: erschienen in der Festschrift W.-H. SCHUCHHARDT, *ΘΕΩΡΙΑ*, Baden-Baden 1960, 43–48.

Es soll hier ausführlicher als es in den ›Historischen Versuchen‹ geschehen konnte, gezeigt werden, daß es sich bei dem Satze, der seit REITZENSTEIN und HEINZE als ein Eckstein der Deutung gilt, um eine letzte Aussage über historische Größe und Weltherrschaft handelt, die ohne diese Größe nicht zu denken ist. Die Unhaltbarkeit

der Pöschlschen These sieht auch W. SCHMID, *urgentibus imperii fatis*, Didascaliae, Festschrift für ALBAREDA, New York 1961, 381 ff. Doch dürfte seine Erneuerung der REITZENSTEINschen Ansicht kein Erfolg beschieden sein, weil *fatis urgentibus* eine Begründung für das *nihil maius* sein muß. Der Lukanvers 10, 30, den Tacitus hier zitieren soll – [sc. Alexander] *perque Asiae populos fatis urgentibus actus* – ist keine Parallele. Sch. will ihn positiv ohne den Beigeschmack des Drohenden verstehen in dem Sinne, daß sein eigenes vorwärts drängendes Geschick Alexander durch die Völker Asiens hindurch jage. Dabei ist die Beziehung zu 10, 21 nicht genügend berücksichtigt.

Über die Textform des Archetypus und die Ablehnung der Textherstellung von J. PERRET siehe A. BRIESSMANN, *Gymn.* 68, 1961, 70.

Vielleicht ist es nicht unwichtig, sich zu erinnern, daß Tacitus sich bei der Abstufung dessen, was die *fortuna* noch gewähren kann, einer auch sonst beliebten Satzform bedient: Sen. epist. 90, 5 ... *nihilque rex maius minari male parentibus posset, quam ut abirent e regno*.

V. PÖSCHL hat seine gegenteilige Ansicht dargelegt WSt 69, 1956, 310 ff und in »Das Bild der politischen Welt bei Tacitus«, Tacitus, Historien, Stuttgart 1959, VII ff. Die Präzisierung des Gegenstandpunktes schien uns nötig, um nicht den verhängnisvollen Eindruck aufkommen zu lassen, daß die römischen Historiker, obwohl sie so oft die Ängste der unerfahrenen Masse in der Hauptstadt bei Kriegereignissen verspotten, ihre wohlabgewogenen Formulierungen in Gemütsaufwallungen hingeschrieben hätten. Selbst Sallust, bei dem man von eigentlicher Krise sprechen kann, warnt mehr vor der Zwietracht, stellt die Möglichkeit der ewigen Dauer vor Augen und kennt die Haltbarkeit der großen Staatsmaschine auch ohne Männer großer *virtus*.

V

S. 68 ff.: Die Arbeit über Germania 36 ist in dieser Form noch nicht veröffentlicht worden. Das Problem wurde in den »Historischen Versuchen« (Stuttgart 1963²) schon so gelöst und dann in einer Festgabe für meinen philosophischen Lehrer Th. LITT und in den Universitätsblättern der Universität Freiburg als Beispiel dafür vorgetragen, wie selbst die methodisch gesichertste Textkritik dem Geist der Zeiten verfallen kann und sich bewußt über ihn erheben muß.

Man hüte sich dabei in Tacitus einen Übermacchiavellisten zu sehen. Es kommt ihm auf die Frage nach der Garantie der Sittlichkeit in der Welt an. Sie liegt in der Verantwortung der Mächtigsten. Ein solcher *superior* ist auch das *imperium Romanum* mit seiner Rechtsstaatlichkeit. Seine Sicherheit schläfert freilich leicht das Bewußtsein dafür ein, daß Wahrheit, Recht und Freiheit immer wieder behauptet und verteidigt werden müssen, daß auf die Dauer nichts geschenkt wird.

VI

S. 83 ff.: Diese bisher ungedruckte Arbeit über den Anfang des dritten Buches der Historien des Tacitus ist angeregt von dem in vielem erschließenden Buche von A. BRIESSMANN. Über die von den Rezensenten (DREXLER, HEUBNER) in bezug auf dieses Problem erhobenen Einwände hinaus schien es mir von vornherein unwahrscheinlich, daß eine offizielle flavische Geschichtsschreibung sich das Ende Neros und die Wirren hätte entgehen lassen sollen, dagegen mit dem mehr als heiklen Punkte der Reise des Titus, einer vielleicht beim Verhältnis zu Galba unterzubringenden Bagatelle, begonnen hätte.

Nimmt man an der Stelle hist. 3, 4 Ende eine rein mechanische Korruptel an, ist man in der Ergänzung ganz frei. Merkwürdigerweise führt aber die Diskussion der

unhaltbaren Vorschläge – *ardor, amor, pudor, dolor, rubor, casus, favor* – zu der Erkenntnis, daß ein starkes Gefühl aktiv Spannkraft verleihen muß, die selbst die ungetrübte Ruhe ausgleicht. Ein solches starkes Motiv in Antithese zu *gloria* findet sich hist. 3, 24, 5. Es heißt dort *labes*. Wie leicht das zu *labor* werden konnte, braucht nicht betont zu werden. Die Tatsache, daß vier kriegsstarke Legionen den Krieg noch nicht kennengelernt haben, sitzt wie ein Fleck auf ihnen und gibt ihnen die Spannkraft, den Ruhm der Nachbarlegionen zu erreichen, wie denen ihre rühmlichen Taten Kraft eingeflößt haben.

VII

S. 99ff.: Diese Arbeit über die Chronologie der Eroberung Britanniens unter Agricola erschien im RhM. 103, 1960, 172–178.

In gewissem Sinne kehrt dieser Aufsatz zu FURNEAUX – Appendix I des Agricola-kommentars von FURNEAUX-ANDERSON 1922², 166 ff. – zurück. ANDERSON hat dagegen den Juli 78 als Zeit des Eintreffens zu erweisen versucht: ClassRev. 34, 1920, 158. When did Agricola become Governor of Britain? und Germania-Kommentar 1938 zu 32, 1 auf Seite 158. Doch sieht man an dem Streit von Rechnung und Gegenrechnung, daß man über mehr oder weniger wahrscheinliche Kombinationen nicht hinauskommt. Am ehesten weist die Wendung *per Germanias conscripta* darauf hin, daß es sich nicht um Aushebung in einer neu errichteten Provinz, sondern um Zusammenstellung aus Ober- und Untergermanien handelt, also nicht nur in der Höhe des Neuwieder Beckens, sondern auch an der Grenze zwischen beiden Bezirken weiter nördlich in der Höhe des nachcaesariischen Stammsitzes an Lippe und Ruhr (Bemerkung von Dr. R. HÄUSSLER). Zum sicheren Ergebnis kommt man wieder einmal erst, wenn man die Einzelformulierung aus dem Ganzen versteht. Spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Agricola 77 Konsul war, dann ist es mit der Anlage der Schrift und der Energie des Agricola unvereinbar, daß er erst Juli 78 in Britannien angekommen wäre. Über die Usiper vgl. jetzt die vorsichtige Zusammenstellung von S. GUTENBRUNNER, RE 2. R., 17. Hbb. 1961, Sp. 1087–1089. Im übrigen findet man alles Faktische über Agricola in der RE 19. Hbb., 1918, Sp. 125–143. Der Verfasser, GAHEIS, hätte sicherer sprechen können, wenn ihm bewußt gewesen wäre, daß Tacitus in seiner Schrift nicht nur das prompte Emporsteigen Agricolae, sondern vor allem seine rastlose Tatkraft in Verbindung mit Maßhalten sichtbar machen will.

VIII

S. 105ff.: Drei Beobachtungen zu Minucius Felix, erschienen im Hermes 82, 1954, 231–245.

Am auffälligsten und deshalb wohl auch am ehesten Befremden erregend ist in diesem Aufsatz wahrscheinlich die Feststellung einer Anspielung an den Dialog des Tacitus, wenngleich sein sciceronischer Charakter für den Verfasser eines Dialogs zur Lektüre reizen mußte. Diese Anspielung ist ein Beweis für die Bekanntheit des Werkes und weist – für die Echtheitsfrage nicht unwichtig – auf einen berühmten Verfasser. Zugleich sind wir dankbar für jede Spur der Nachwirkung. In diesem Zusammenhang scheint mir die Beobachtung R. HÄUSSLERS wichtig, daß Oct. 7, 5: *omitto vetera ... et ... neglego carmina poetarum ... ne vobis antiquitas nimium fabulosa videatur* ein Anklang an Dial. 12, 5 zu sein scheint: *vel si haec fabulosa nimis et composita videntur, illud certe mihi concedes*. Wenn dies auch ein Topos ist (Cic., n. d. 2, 7; Trog. II, fr. 38 b), besteht doch die wörtlichste Übereinstimmung zum Dialogus.

IX

S. 122 ff.: Die Bemerkungen zum dritten Buche der *Consolatio Philosophiae* des Boethius sind erschienen *HistJbb.* 62–69, 1949, 31–42.

Wird es die Aufgabe jeder Philologie bleiben, die Eigenart eines Textes zu verstehen und herauszuarbeiten, wird es nicht überflüssig sein, Besonderheiten des römischen Platonismus wie bei Cicero so bei den Späteren, vor allem Augustin und Boethius nachzuspüren. Nach den grundlegenden Untersuchungen von F. KLINGNER ist L. ALFONSI diesen Zusammenhängen besonders nachgegangen. Im Anschluß an Gedanken des vorliegenden Aufsatzes »Romanità e barbarie nell' »Apologia« di Boezio, *Studi Romani* 1, 1953, 605–616. Siehe auch L. ALFONSI, *Storia interiore e storia cosmica nella »Consolatio« boeziana*, *Convivium* n. s. 3, 1955, 513–521.

X

S. 134 ff.: Bemerkungen zum Text der *Consolatio Philosophiae* des Boethius, erschienen *Hermes* 75, 1940, 279–297.

Die Zitierung nach WEINBERGS Ausgabe ist belassen worden, weil man sie auch heute noch benutzt. Hingewiesen sei auf die vorzügliche Ausgabe von L. BIELER, *Corpus Christianorum, Series Latina* XCIV, Turnholt 1957. Die Ergebnisse für den Text sind eingegangen in meine Ausgabe Heidelberg 1960² und meine Übersetzung Hamburg 1964³.

NAMEN-, SACH- UND STELLENREGISTER

Namen

- | | |
|------------------------------|--|
| Augustinus 57. 121 | Nero 14 |
| Augustus 49 | Nerva 16. 21. 32. 38. 51 |
| Aristoteles 3 | Otho 83ff. |
| Cato maior 57. 127 | Parther 61 |
| Catull 37 | Planudes 151ff. |
| Chauken 69 | Platon 124 |
| Cicero 3f. 48. 105. 107. 133 | Plinius d. J. 41 |
| Cimbern 68 | Polybios 37. 38 |
| Domitian 15. 32 | Sallust 36. 37. 41. 44. 47. 57. 61. 109ff. |
| Erasmus 121 | Seneca 105 |
| Galba 1ff. | Solon 74 |
| Germanen 61. 79 | Tertullian 107. 112ff. |
| Hekataios 37 | Thukydides 37. 80. 82 |
| Herodot 37 | Tibull 37 |
| Hieronymus 120 | Titus 83ff. |
| Horaz 31 | Trajan 16. 21. 32. 38. 51 |
| Josephus 90 | Usiper 99 |
| Karneades 120 | Vergil 31. 32 |
| Livius 37. 44. 47 | Vespasian 84ff. |
| Maternus 108 | |

Sachen

- | | |
|---------------------------------|--|
| Actium 51ff. | <i>bonum temporis</i> 105ff. |
| Adoption 1ff. | <i>bonus</i> 4. 8 |
| Aeneis 15 | <i>callidus temporum</i> 42 |
| Agricolareminiszenzen 19 | <i>causae</i> 40 |
| Anachronismus 20 | <i>celebritas</i> 129 |
| <i>ἀνέμνησις</i> 132 | Chiasmus 72 |
| Anapher 140 | Christentum 105. 111. 117 |
| Annalenproöm. 55 | Chronologie 84. 99ff. |
| Antinomie der Werte 107 | <i>commentarii Vespasiani</i> 95 |
| Antithesen 6. 11. 30. 45ff. 110 | <i>conscientia</i> 42 |
| Asyndeton 70. 138 | <i>consensus</i> 3f. 8. 13. 15. 21. 39 |
| Archetypus 134ff. | <i>consilium</i> 38 |
| <i>auctores</i> 47 | <i>contubernales</i> 18 |
| <i>auctoritas</i> 16. 48 | <i>cupido</i> 71 |
| Ausgabe, antike 137 | Darstellung 2. 29. 70. 85ff. |
| Autobiographie 28 | Datierungsfragen 13 |
| Bekenntnis 37. 53. 57 | Dauer 130 |
| Bilder 125 | <i>desidia</i> 32 |
| Biographie 33. 102ff. | Dialogus 20. 56. 107 |

Dichtersprache 28
dignus 11
 Dittographie 140
 Dogmatismus 48
dum 46
 Echtheitsfragen 20
 Einschub 16. 84
 Einzelexemplar 137
eligere 3f. 11. 14
 Elision 150
eloquentia 52. 56ff.
 Emphase 12. 14
 Epochenbewußtsein 21. 58. 107. 109
 Erlebnis 21. 41. 126ff.
et 27f.
 Exkurs 87. 104
 Faktum, historisches 83ff.
fama 107f.
 Faustrecht 70ff. 81
fatum 64ff.
fatis urgentibus 63ff.
felicitas 123
fides 26. 55. 58
fides, incorrupta 50
 Form 22. 23ff. 37. 59. 94. 113
 Forschung 97
fortuna 3. 40. 63. 123
 Fürstenspiegel 5. 20
 Gebärde 30. 36
 Gemeinschaft 129
 Gerichtspraxis 26f.
 Germanisanklänge 19
 Geschichtsauffassung 23. 39. 108
 Geschichtsbewußtsein 1f. 23. 29ff. 39ff.
 57f. 64. 107
 Geschichtsschreibung 33ff. 44. 47ff. 54.
 61ff. 87. 90ff.
gloria 123. 127
 Gott 111. 129
 Götter 15. 22. 113ff.
gratia 55
 Größe, histor. 27. 55. 64. 66. 79. 104
 Handeln, polit. 28. 35. 59. 86. 93
 Hellenismus 126
 Historiker 23. 33. 35. 40ff. 48. 55ff. 66. 83
honor 36. 123
humanitas 81
imitatio 9. 12f. 18. 105ff. 108ff.
imperium Romanum 41. 112f.
impietatem 118
impotentia 71
infectus 18
ingenium 44ff. 49ff. 56. 59
inter 50
 Interimswerk 33

Interpolation 137ff.
 Interpretation 13. 23. 53. 112
 Interpunktion 43. 46f. 113
invidia 2ff. 8
irreligiositas 115
iudicium integrum 4. 14
iustitia 69. 115. 118
 Kaiserzeit 14
 Königswahl 3
 Konjektur 2. 23. 68f. 73ff. 136ff. 143
 Korruptel 135ff.
 Künstlertum 34. 48. 93. 105
 Kultur 81f.
laetitia 129
laudatio 36
 Lebensbegriffe, röm. 74
 Leitmotiv 110
libertas 2ff. 15. 18. 21. 26. 40. 54. 56ff.
 66. 69
 Liebe 41. 55
 Macchiavellismus 77
 Masse 93
 Maßstab 42
memoria 33. 35. 42. 55. 59. 133
 Metrik 148
 Minuskelkorruptel 152
 Mischverfassung 39
modestia 71f. 79
 Nachwelt 50
nam 43. 48
necessitudo 2. 10
(populus) nobilissimus 69. 80
nomine + Genetiv 77
obsequium 104
opes 123
 Optimismus 24. 32
optimus 7. 11
opus fuit 24f.
otium cum dignitate 51
 Paradoxie 6. 16. 110f.
 Paraphrase 106
pax saeva 81
 Persönlichkeit 25. 34. 78
 Philologie 41. 99
 Philosophie 122. 129
pietas 26. 55. 108. 113
 Platonismus 132
potentia 123. 129
 Prinzipat 1f. 14. 21
 Prioritätsfrage 1f. 13. 16. 19f. 112ff.
 121
probitas 71f. 79
 Protreptikos 123. 130
 Publikum 53. 57
 Quellenfrage 9. 83ff. 120

- quies* 107f.
ratio 40. 110
 Rechtsfertigung (des Werkes) 44. 50ff. 57
 Rechtsstaat 80f.
 Reden 1f. 5. 16. 20
regnum 69. 81
religio 108. 113
res dissociabiles 21. 39
res populi Romani 46
res publica 5. 14. 20. 29. 41
reverentia 129
 Rhetorik 18
 Römertum 78. 80. 82. 132
sacrilegium 114
salus 15
sapientia 72. 75
 Scheitern 2
 Schönheit 130
scriptor 47
securitas 15. 18. 56
sed 27. 31
 Seelenanalyse 85
 Selbstverständnis, römisches 115
 Seinslyrik 59
socius 16
 Sonderfehler 153
 Spätlatein 153
 Spannung 87
species 130
 Spontaneität 35
 Sprache 23. 45. 66. 76f. 148
 Stellenwert 107
 Stilfragen 28. 51. 143
 Stimmung 107
 Struktur 2. 28ff. 36. 45. 88ff. 95
sufficientia 129
suspensus 96
 Synonyma 138
 Tacitusbild 21. 56. 59. 61
tam 23
 Topos 11f.
 Tradition 57
 Tragik 108
 Übersetzung 23
ultio 18
 Umgangssprache 24. 28
urgere 65
 Urteil 3. 30. 39. 53ff. 64. 66. 69
 Utopie 4
 Varianten 146f. 150
veritas 49. 54. 67. 97. 101. 108
 Verstehen 41
 Vervielfältigung 144
virtus 7. 10. 24ff. 33. 36. 81. 104. 108ff.
 130
voluptates 123
 Weltbild 68. 79ff.
 Weltherrschaft 64
 Welt, sittliche 40
 Wissenschaft 41
 Zeit, augusteische 108
 Zeitkritik 20. 30
 Zeitstimmung 64

Stellen

- Anth. Lat. 449 136
 Augustin confess. 10,10 133
 Boethius (Die Zahlen in Klammern geben Seiten und Zeilen der Weinbergerschen Ausgabe)
 1, m 3,3 (5,11) 148
 pr 3 (5,22) 147
 pr 4 (9,14) 143
 pr 4 (10,6) 147
 pr 4 (11,4) 151
 pr 4 (12,6) 140
 m 5,21 (14,21) 150
 pr 5 (15,23) 143
 2, m 1,1 ff (22,20ff) 149
 m 1,7 (23,3) 148
 pr 2 (24,10) 140
 m 2,20 (25,20) 138
 pr 3 (26,4) 151
 m 3 (27) 125
 m 3,17 (27,29) 150
 pr 4 (28,16) 138
 pr 5 (32,20) 145
 pr 5 (33,19) 145
 pr 5 (34,12) 145
 pr 5 (34,28) 139
 pr 6 (36,24) 144
 pr 6 (37,9) 145
 m 6,8 ff (39,11ff) 149
 pr 7 (39,21 ff) 127
 pr 7 (42,17) 147
 pr 8 (43,25) 137
 m 8,15 (45,3) 150
 3, pr 1 (46,15) 137
 pr 1 (46,16) 124
 m 1 (46,19 ff) 125
 m 1,1 (46,19) 150
 m 1,12 (47,4) 124
 pr 2 (47,9) 146

- pr 2 (48,17) 142
 pr 2 (48,24) 143
 m 2 (49,24 ff) 124 ff
 pr 3 (51,4) 152
 pr 3 (51,9 ff) 126
 pr 3 (51,16) 146
 m 3 (52,18 ff) 125
 pr 4 (52,24 ff) 127
 pr 4 (53,17) 143
 pr 5 (54,18 ff) 128
 pr 5 (55,21) 143
 pr 6 (56,6 ff) 127
 pr 6 (56,17) 150
 pr 7 (57,26) 146
 pr 8 (58,11 ff) 130
 pr 8 (58,21) 147
 pr 8 (59,2) 143
 pr 8 (59,10) 147
 m 8 (59,17 ff) 125
 m 8,3 (59,19) 150
 m 8,20 (60,10) 138
 pr 9 (60,13 ff) 131
 m 9,5 (63,21) 150
 m 9,9 (63,25) 150
 pr 10 (65,4) 138
 pr 10 (65,8) 147
 pr 10 (67,29) 142
 pr 10 (68,13) 142
 pr 11 (71,26) 147
 pr 12 (75,17) 135
 pr 12 (75,5) 141
 m 12 (76,19 ff) 124
 m 12,8 (76,26) 138
 m 12,10 (77,1) 150
 m 12,29 (77,20) 152
 m 12,55 (78,14) 150
 4, m 1,7 (80,3) 150
 m 1,20 (80,16) 150
 m 1,25 (80,21) 150
 pr 2 (83,15) 139
 pr 2 (83,26) 139
 m 2,6 ff (85,9 ff) 151
 pr 3 (86,20) 152
 m 3,26 (88,19) 138
 3,33 (88,26) 138
 pr 4 (90,19 ff) 134 f
 pr 4 (92,11) 144
 pr 4 (92,14) 137
 pr 4 (92,26) 136
 pr 4 (92,27) 138
 pr 5 (94,7) 143
 pr 5 (94,9) 152
 m 5 (94,25 ff) 125
 m 5,17 (95,13) 150
 pr 6 (99,13) 147
 pr 6 (99,21) 143
 pr 6 (100,1) ff 136
 pr 6 (100,5) 150
 pr 6 (100,8 ff) 135 f
 pr 6 (100,14 ff) 145
 pr 6 (100,19 f) 147
 pr 6 (100,22) 143
 m 6,10 (102,23) 150
 pr 7 (105,2) 140
 pr 7 (105,14) 149
 m 7 (105,22 ff) 125
 m 7 (106,21) 146
 5, m 3,6 (114,13) 150
 m 3,18 (114,25) 150
 m 3,21 (114,28) 150
 m 3,23 (114,30) 150
 m 3,26 (115,3) 150
 m 4,16 (119,7) 150
 m 4,32 (119,23) 150
 m 5 (121,21 ff) 125
 m 5,2 (121,22) 150
 m 5,5 (121,25) 150
 pr 6 (122,10) 153
 Caesar, b. G. 7,75 77
 Cassius Dio
 64,8,3 96. 98
 66,20 100
 Catull, c. 68 37
 Cicero Murena 1 4
 87 4
 90 4
 -, rep. 1,49 80
 2,24 3 f.
 2,42 80
 3,20 119
 3,21 120
 3,22 120
 3,24 120
 -, div. 1,26,55 151
 1,28,58 151
 -, Tusc. 1,101 46
 -, fam. 13,61 77
 13,63,1 72
 13,69,2 72
 Hieronymus epist. 70,5 106
 Horaz, c. 1,1 59
 -, c. 1,2,13 31
 -, ep. 1,10,8 f. 145
 Javolenus dig. 11,1,14 78
 Flavius Josephus b. J.
 4,491-503 91. 94 f.
 4,496 44
 4,501 f. 91. 96
 4,545 ff. 94
 4,585 ff. 94

- 4,591 92
 4,592-604 90ff.
 Juvenal 2,34 135
 11,105 65
 Livius 1 pr. 3 44
 1 pr. 5 51
 5,22,8 65
 8,4 135
 Lucan, b.c. 1,5 19
 3,840 135
 4,807-809 18
 5,200 19
 Minucius Felix, Oct.
 6,1 115
 16,2 116
 16,6 106
 20,1 106
 21-25 113ff.
 33,3 108-111
 37,7 111
 38,7 105-108
 39 112
 Ovid, fast. 6,79 77
 -, Pont. 2,2,44 78
 Paulus, dig.
 4,9,6,2 78
 9,4,19,2 78
 47,2,38,1 78
 Plautus, Cist. 505 50
 Plinius, epist.
 3,18 16
 6,16 13
 6,20 13
 7,20 13
 7,33 13
 8,7 13
 -, paneg. 2,6 20
 3,5 20
 5 15f. 19
 6 6. 16f. 19
 7-8 1. 6-17. 19-21
 8 10. 12. 16
 10 14. 16-18. 20
 12,1 17-19
 13,1 19
 15,5 17
 16,3 19
 22,2 19
 24,1 17. 19. 21
 26,1-2 19
 28,1 19
 34,5 18
 35 17f.
 36,4 21
 37,2 19
- 44,6 19
 45,1 19
 45,4 19
 46,3 19
 46,8 19
 48,4f. 19
 49,4 20
 53,4 19
 54,2 20
 55,10f. 19
 56,8 20
 59,2 17. 19
 66,5 19
 70,5 20
 73,3 19
 74,5 19
 83,6 19
 85 17. 19
 88,2 19
 94 8.
 95,3-4 17
 Polybios 10,21 38
 Sallust, Cat. 1-4 49
 53 109-111
 -, hist. fr. 3 M. 44
 4 M. 44
 -, Jug. 1-4 49
 Seneca, maior
 contr. 2,4,13 13
 minor
 clem. 1,1,3 78
 -, epist. 26,2 106
 Statius, Silv. 2,1,87 13
 Sueton, Titus 5 96
 Tacitus, Annalen
 1,1 44. 48. 51. 54. 55. 57
 1,1,8 47
 1,1,12 47
 1,4 43. 45-46
 3,3,4 47
 3,30,6 47
 3,65 27. 36
 4,5,6 27
 4,32,4 47
 11,10 50
 11,11 47. 50
 11,24,23 47
 12,28 74
 14,19,4 47
 15,1,5 76
 15,44 34
 15,50 63
 -, Agric. 1 23-25. 27-30. 33. 42. 51. 54f.
 2 19. 30f. 33. 38. 40-42
 3 5. 19. 21. 25-28. 30-33. 39.

42. 48. 50-53. 55f. 59. 62
 1-3 19. 23-42. 57f. 60
 4,3 19
 6 19. 102
 7,3 19
 9 103
 17 102
 18 103
 28 99-104
 30,4 19
 32 50. 101
 38 102
 39,2 102
 41 19
 44 14. 19. 39
 45 19. 31
 46 19. 33
 -, dial. 6,5-6 20
 8,4 20
 10 26
 13,2 20
 14,2 37
 14,4 20
 15,3 20
 16 41
 19,9 47
 28,5 20
 28,6 20
 41 107
 -, Germania 18 19
 25,2 19
 33 63-68
 35 69f.
 36 68-82
 37 19. 47. 61. 69. 81
 -, hist. 1,1 17. 32. 43-60. 63
 1,2,2 17
 1,3 17f.
 1,4,1 39. 40. 49
 1,5,6 47
 1,10 84. 88f.
 1,11 47. 63
 1,12 1. 3
 1,15-16 1. 3. 7. 9-21
 1,21,13 47
 1,23,1 17f.
 1,26,2 47
 1,29,12 65
 1,37,2 47
 1,40,2 47
 1,50 17. 19. 63
 1,61,10 47
 1,70,16 47
 1,71,1 17. 19
 2,1-7 83-98
 2,11 83
 2,37 4
 2,44ff. 83
 2,74ff. 93
 2,74,2 92
 2,76,3 19
 2,76-77 2
 2,80,1 93
 2,90,1 19
 2,101 44. 90
 2,103 19
 3,2,2 19
 3,24,5 88
 3,49,1 19
 3,67,1-2 19
 4,26,3 19
 4,42 26. 27
 4,54 63
 Tertullian, apol. 25,2ff. 113-115
 Testament. vet.
 Judices 7,9 109
 -, Josua 10,11 109
 Tibull, c. 1,1 37. 59
 Ulpianus, dig.
 4,2,16,1 78
 9,4,2,1 78
 9,4,38,1 78
 Vergil, Aeneis 1,261 135
 2,199ff. 15
 2,692ff. 15
 -, Bucol. 4 19
 -, Georg. 4,94 32

STUDIEN ZUR RÖMISCHEN LITERATUR

Von Prof. Dr. KARL BÜCHNER

Je Band etwa 200 Seiten. Bei Abnahme aller Bände broschiert je DM 14,40, Ln. DM 19,40

Die Bände der »Studien« sind den römischen Klassikern gewidmet; sie ergeben zusammen ein geschlossenes Bild römischer Geistesart und zeigen, daß die römische Kultur einen unersetzbaren Platz neben der griechischen einnimmt, indem sie die *andere* Form humanistischer Lebensart repräsentiert.

BAND I: LUKREZ UND VORKLASSIK

Epikur bei Menander - Die Atticusvita des Cornelius Nepos - Vom Wesen römischer Lyrik - Die Proömien des Lukrez - Prästudien zu einer Lukrezausgabe - Lukrez - Sallust und die Gracchen

BAND II: CICERO

Cicero, Grundzüge seines Wesens - Die beste Verfassung - Der Tyrann und sein Gegenbild in Ciceros »Staat« - Das Somnium Scipionis und sein Zeitbezug - Der Laelius Ciceros

BAND III: HORAZ

Altrömische und Horazische virtus - Der Superlativ bei Horaz - Die Trennung von Adjektiv und Substantiv durch die Versgrenze in Horazens Satiren - Zur Form und Entwicklung der Horazischen Ode und zur Lex Meinekiana - Dichtung und Grammatik - Horaz, Satiren 1, 9, 44 - Die Römeroden - Der siebente Brief des Horaz - Humanitas Horatiana, A. P. 1-37.

BAND IV: TACITUS UND AUSKLANG

Tacitus und Plinius über die Adoption des römischen Kaisers - Das Proömium zum Agricola des Tacitus - Das Proömium zu den Historien des Tacitus - Tacitus und der Untergang des römischen Reiches - Nomine superioris - Die Reise des Titus - Die Chronologie der Eroberung Britanniens unter Agricola - Drei Beobachtungen zu Minucius Felix - Bemerkungen zum dritten Buche und zum Text der Consolatio philosophiae des Boethius.

Die Sammlung wird fortgesetzt. Siehe nächste Seite.

STUDIEN ZUR RÖMISCHEN LITERATUR

Von Prof. Dr. KARL BÜCHNER

*Je Band etwa 200 Seiten. Bei Abnahme aller Bände broschiert
DM 14,40, Ln. DM 19,40*

Die bisher erschienene Reihe wird durch vier weitere Bände ergänzt. Jeder bildet in sich eine Einheit, wobei die Thematik schon veröffentlichter Studien durch neue, ergänzende Arbeiten abgerundet worden ist. Alle bemühen sich, zentrale Probleme konkret zu fördern. Daher dürften sie für jeden, der sich als Lehrender oder Lernender mit der lateinischen Literatur beschäftigt, eine Hilfe bei der eigenen Interpretation sein. Hierbei eröffnen sich neue Aspekte für die aktuelle Frage über den Bildungswert des Lateinischen.

BAND V: VOM BILDUNGSWERT DES LATEINISCHEN

Was erwartet die Universität von der höheren Schule? – Der Bildungswert lateinischer Texte – Die lateinischen Texte und die höhere Schule – Römertum und Griechentum – Römertum und Christentum – Humanum und humanitas in der römischen Welt – Erasmus und Hutten

BAND VI: ERKENNTNISSE RÖMISCHEN LEBENS

Naevius (Mythos und Geschichte) – Sallust. Das verum in der Darstellung des Sallust (Wahrheit in der Geschichte) – Sallusts Catilina (Der Staatsverbrecher) – Cicero und Dikaiarch (Muße und Verantwortung) – Cicero und Panaitios (Dämonie der Macht) – Horaz und Mäzen (Stellung und Menschlichkeit) – Vergils Aeneis (Sinn und Sinnlosigkeit in der Geschichte) – Alltag im Alten Rom – Erziehung und Altertum

BAND VII: GRIECHISCHES UND ZUM PROBLEM DER KOMÖDIE

BAND VIII: WERKANALYSEN

Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung

FRANZ STEINER VERLAG GMBH - WIESBADEN